



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



195 O. 3



UNIVERSITEITSBIBLIOTHEK

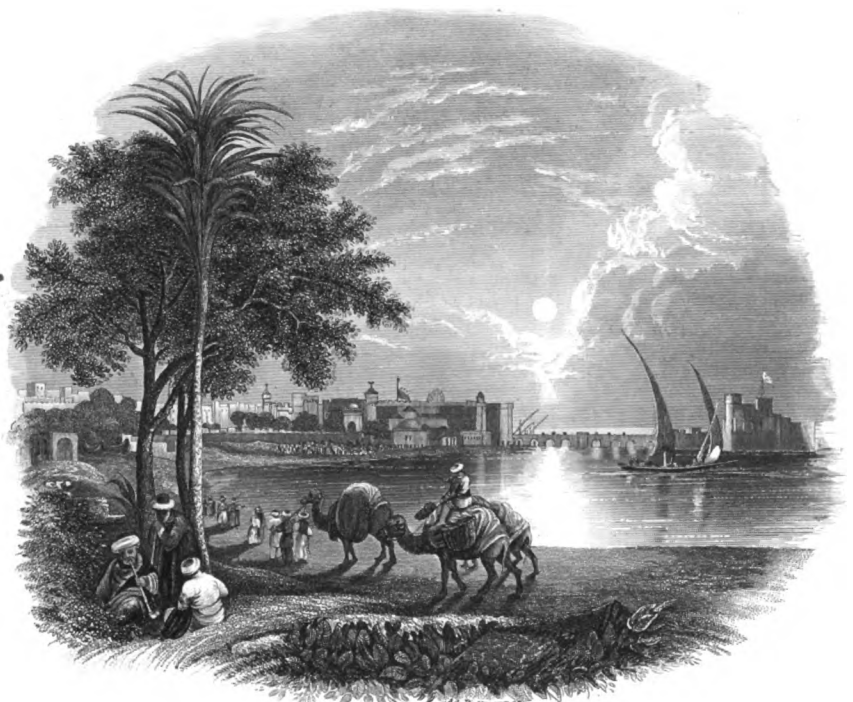


900000189905

Digitized by Google

Meyer's Universal

DRITTER BAND.



SEIDA oder SIDON (SYRIEN)

OCTAV AUSGABE

HILDBURGHAUSEN

Verlag des Bibliographischen Instituts.



1926, A. 1

Abbildung

Schenswertheften

Natur

Octavansgab

Dritt

Meher's Universum.

Ein Volksbuch,

enthaltend

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswertheften und Merkwürdigsten

in

Natur und Kunst.

Octavausgabe in 5 Bänden.

Dritter Band.

Hildburghausen.

Erst, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1859.

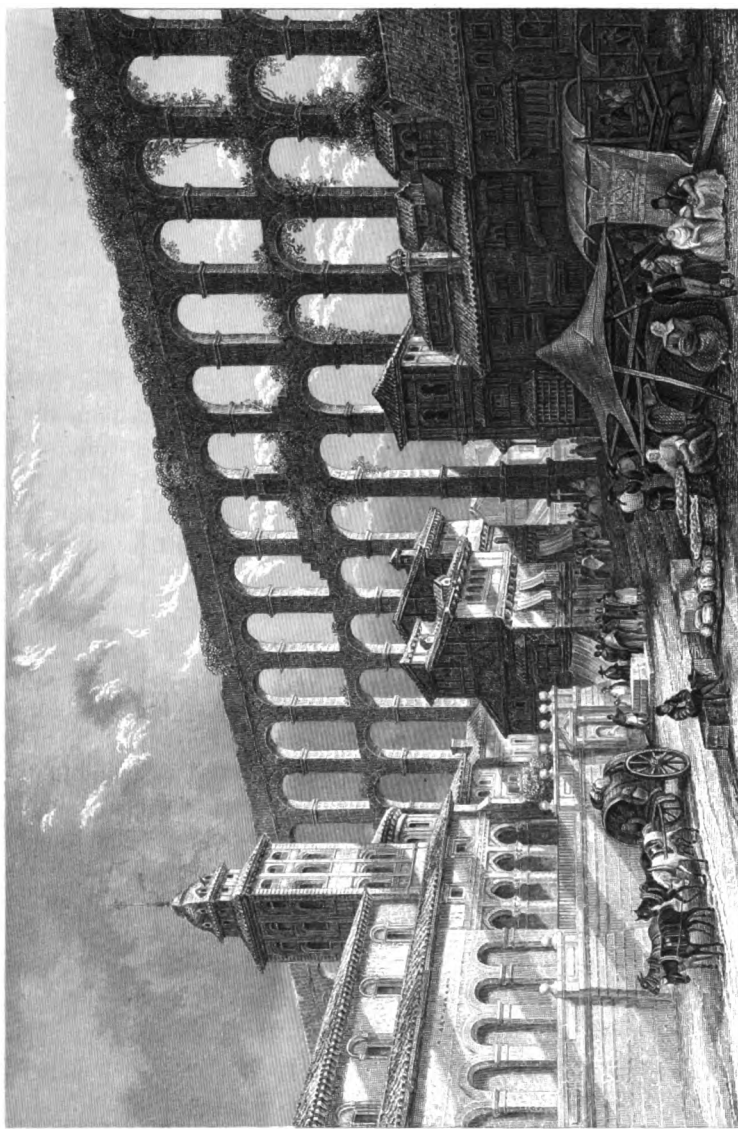


1926, K. 16:2

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Römischer Aquädukt in Segovia . . .	3	San Juan de Nicaragua in Mittel-	
Genf	9	amerika	87
Balenzia	12	Der Luxemburg-Palast in Paris . . .	93
Schleißheim	15	Der Göttinger Dom	94
St. Cloud	19	Die Havannah	98
Die Seen St. Georg und Barchyd im		Der Augustusbogen bei Aosta in Pie-	
Staate New-York	25	mont	105
Benediktiner-Abtei Molt	29	Die Adelsberger Höhle	106
Hellbrunn	31	Die Donau bei Reulheim in Bayern .	107
Bremen	33	Girard's-College in Philadelphia . .	109
Belgrad in Serbien	42	Friedrichshafen am Bodensee . . .	115
Xeres in Spanien	47	Cordova in Spanien	116
Iona und Staffa, die Ringelschöble .	50	St. Jakob bei Basel	124
Ruine Henneberg	54	Der Katarakt der Sündenvergebung	
Das Hochkreuz am Rhein	55	(Poppanassum) in Indien	129
Broadway in New-York	56	Erfurt	131
Die Schule des Plato am mythischen		Der Pariser Kirchhof Père la Chaise	136
Olymp	63	Die Ruine von Heckerödorf an der	
Bombay	67	Donau	143
Burgos	69	Reinhardtsbrunn	143
Stasica Lake; die Quellen des Nilfl-		Leheran in Persien	147
flusss	75	Die Kohlenminen bei Newcastle . .	150
Lepliz in Böhmen	82	Paulinzelle	160
Honolulu	84	Straßburg	161



IRONBRÜCKER AQUADUCT in SIEBÖTVA

Fig. 1. u. 2. u. 3.

Ans. d. Eisenbrücke in Siebötva.

Römischer Aquädukt

„Roma splendens“

Das Volk der Griechen ist ver-
schollen: ein anderes Rom steht auf der
Welt: ein anderes Geschlecht: wohin sie aber
hinführte, sei es in ihre Gerichts-
stätten, in ihre Staatseinrichtungen, in ihr
Volk: sie noch lebendig das alte Ro-
mische Volk war Herrlichkeit
ihren Tugenden und der großen
Macht im Geiste der Gewalttherr-
schaft. Zehn Jahrhunderte lan-
ge. Das Schwert war sein Hirde
über die Völker, unerbittlich, mit eiserner
Herrschaft. Die Völker der Nationen
sind verschwunden unter

Römischer Aquädukt in Segovia (Spanien).

„Roma schenkte den Strom; Roma, die Mutter des Ruhms.“

Das Volk der Gracchen ist vergangen, der Staub der Cäsaren ist verweht; ein anderes Rom steht auf den sieben Hügeln und eingezogen ist ein anderes Geschlecht: wohin sie aber blicken, die Nationen des ehemaligen Weltreichs, sei es in ihre Gerichtsstuben, sei es in ihre Gesetzbücher, sei es in ihre Staatseinrichtungen, in ihre Schulen, in ihre Sprachen: überall sehen sie noch lebendig das alte Rom, die alte Weltbezwinlerin.

Roms Zeit war Herrlichkeit und Schrecken. Es war die Zeit der großen Tugenden und der großen Laster, die Zeit, da viele Völkerleben erstarrten im Eise der Gewaltherrschaft einer einzigen Stadt. Die Idee einer Universalmonarchie, sie wurde durch Rom allein zur vollen Geltung gebracht. Zehn Jahrhunderte lang wuchs der Riese des Kapitols fort, bis er seine Glieder ausstreckte über drei Vierteltheile der damals bekannten Erde. Das Schwert war sein Hirtenstab, die Völker seine Heerden. Folgerecht, unerbittlich, mit eiserner Härte zerstörte er bis auf den Grund das eigenthümliche Wesen der Nationen; Sitten, Kultus, Sprache und Verfassung verschwanden unter seinem Tritt und römisches Leben trat an ihren Platz. Dreißig Generationen hindurch dauerte zum Jochen der Welt das Kriegen und Siegen. Dreißig Geschlechter feierten auf dem Capitol Triumphe, sahen die Bürger in Siegerkronen, mit Trophäen beladen, über das Forum ziehen, sahen fremde Könige in Ketten und feindliche Feldherren gebunden am Siegeswagen, sahen herbeiströmen alle Schätze der Erde, — aber auch alle Blutschuld mit ihnen, welche lastet auf der Unterjochung und Veraubung der halben Menschheit. Die Vergeltung ließ nicht lange auf sich warten. Während der Adler des kapitolinischen Jupiters allermwärts Herrschaft übte, und als man sich's am wenigsten versah, ward es plötzlich wüst im Hause des Donnerers selber, und das Schicksal der abgesetzten Götter der bezwungenen Nationen, die er im Pantheon ver-

sammelt hatte, ward sein eigenes Loos. Gerade als seine Macht am größten schien — fielen Glaube und Vertrauen von ihm ab und er verschwand vor dem enttäuschten Volke wie ein Schemen. Es war das eine Zeit furchtbarer Bewegung. Von innern Kämpfen zuckte das Weltreich, Mordbrenner wütheten in Rom, die Parteien zerfleischten sich, Proskription und Plünderung waren an der Tagesordnung, die Straßen schwammen vom Blut der Hingerichteten oder Erschlagenen. Grauensvolle Tage gingen über die Weltstadt hin und bei allem Glanze war kein Segen, kein Glück, kein Trost und keine Freude in Rom mehr zu finden. Gewichen war der Glaube an die Macht der Götter, Verachtung schlug ihre Altäre und ihre Priester, die Tempel wurden der Menschen Spott. In dieser sternlosen Nacht ging plötzlich ein neuer Lichtträger auf: Jesus Christus. Die milde und erhabene Lehre von einem ewigen Gott, welcher die Menschen liebt und mit Liebe richtet, von Unsterblichkeit und ewiger Vergeltung floß in die Völkerherzen wie ein Strom des Balsams und des Trostes, und das Kreuz: von der Schädelstätte am Jordan hergetragen, wurde aufgerichtet auf dem Golgatha des alten Kultus. Es wurde ein Zeichen der Versöhnung der Menschen mit dem Himmel, das Zeichen einer neuen Zeit!

Lange vorher schon, ehe die Kaiser selbst sich zum Christenthum bekannten, war der Einfluß der Christuslehre im Weltreiche herrschend geworden. Der größere Theil der Gebildeten waren heimliche Christen. Christus Lehre war das Band, das die edelsten Menschen vom Pontus bis zu den Säulen des Herkules zusammenknüpfte, und unter ihrem Einfluß erlitt der Geist, welcher die römische Staatsordnung leitete, eine große Umwandlung. — Dieser Wechsel war für die Nationen ein Wechsel des Segens.

Roms staatliche Macht stand damals auf dem Gipfel. Die Lust an Eroberung war gesättigt und das Christenthum verdammt den Länderdiebstahl. An die Stelle des Staatsprincips Raub kam das Princip Erhaltung. — Die Fürsorge des Reichs richtete sich zunächst auf größere Sicherung der Grenzen; es entstanden jene ungeheueren, auf große Strecken fortgeführten Befestigungen in Schottland, Thracien, Asien und Deutschland, welche im Volksmund, wegen ihrer Größe, Werke des Teufels heißen. Da nun das Reich nach Außen gesichert war, konnte sich die Thätigkeit der Regierung für die Verbesserungen im Innern mit voller Kraft entfalten. Die mit dem Schweri überwundenen Völker, nunmehrige Insassen und Glieder des großen Staats, sollten aller Vortheile theilhaftig werden, welche ein Weltreich durch die Einheit der Macht, der Gesetze und der Verwaltung gewähren kann, sie sollten so mit dem stärksten Band, dem eigenen Interesse, an den Bestand des Reichs festgeknüpft werden, und dieser Wille bethörigte sich in jener großartigen Weise, welche sich in Allem zeigt, was Rom unternahm. Die römischen Heere, welche nicht zur Bewachung

der Reichsgrenzen gebraucht wurden, erhielten an den Werken des öffentlichen Nutzens Beschäftigung; die Regionen mußten Straßen erbauen, Kanäle graben, Ströme austiefen zur Schifffahrt und Häfen anlegen für den Handel: — sie stählten ihre Kraft durch die harten Arbeiten des Friedens für die des Kriegs. Alles, was zur materiellen Wohlfahrt und zur geistigen Entwicklung der Provinzen beitragen konnte, wurde vom Staate auf die liberalste Weise befördert. Handel und Gewerbe erfreuten sich unbeschränkter Freiheit; der Ackerbau wurde seiner Lasten enthoben und blühte, vom Handel unterstützt, rasch empor; Wohlstand und Reichthum verbreiteten sich mit außerordentlicher Schnelligkeit durch's ganze Reich, und Kunst und Wissenschaft und ihre Anstalten fanden Aufmunterung. In den rasch wachsenden Städten der Provinzen erhoben sich Prachtgebäude, die mit den schönsten und größten Roms wetteiferten: Theater, Bäder, Hallen für Volksversammlungen, Gerichtshöfe, Tempel, Kirchen und Triumphbogen: Werke, deren Ueberreste nach fast zwei Jahrtausenden als die Zeugen Roms die Welt in Erstaunen setzen.

Unter diese Werke sind auch die Wasserleitungen zu rechnen. In der That gehören sie zu den größten und ehrwürdigsten Unternehmungen, welche den Geist Roms charakterisiren und die das menschliche Genie gefaßt und ausgeführt hat. Fast jede bedeutende Stadt im Römerreiche hatte einen Aquädukt. Während in unserer, ihrer Kultur sich so hochbrüstenden Zeit selbst die Hauptstädte großer Reiche Mangel an gutem Trinkwasser leiden müssen, anerkannten die Römer die Herbeischaffung des besten, gesündesten Quellwassers für eine unerläßliche Staatspflicht und übten sie mit einem Luxus, ja, mit einer Majestät, an welche wir nicht einmal zu denken wagen. Hat auch hier und da ein Architekt der Neuzeit sich erkühnt, die Alten nachzuahmen, so gehören doch diese schwachen Werke fast nie dem öffentlichen Wohl; sie wurden errichtet um der Laune einer Maitresse oder der Prunkliebe eines Königs willen, sie sind Monumente fürstlichen Uebermuths, der Verhöhnung des Volkselends, bodenloser Verschwendungssucht. Ihr Anblick kann nur betrüben oder erzürnen, erfreuen kann er nicht. Ein Ludwig XIV. mochte wohl Aquädukte über Thäler und Ströme hin bauen und ferne Gewässer nach seinen Schlössern und Gärten leiten, um kindische Wasserkünste zu nähren oder plätschernde Springbrunnen oder Seen zu füllen, um die Gondeln seiner Höflinge zu tragen: doch den Großstädten seines Reichs ließ er Trinkwasser aus verfallenden Holzröhren zufließen: für's Volk waren seine Werke nie. — Doch selbst diese angegafften Werke der unsinnigsten Verschwendung: was sind sie, trotz der Millionen, die sie gekostet haben, anders, im Vergleich zu jenen Römerbauten, als Kinderspiel gegen Männerwerk? Während die römischen Aquädukte nach 20 Jahrhunderten noch Bewunderung erwecken und durch ihre Festigkeit der Ewigkeit Trost zu bieten scheinen, sind jene meistens schon verfallen. —

Die Bauart dieser Römerwerke war von jeher für den Architekten eine Fundgrube des Studiums, an der er lernen konnte, wie man die höchste Zweckmäßigkeit mit Grandiosität ohne Verschwendung und Eleganz mit der äußersten Dauer zu verbinden hat. Vitruv und Frontin haben uns beschrieben, wie die römischen Baumeister bei der Anlegung der Aquädukte zu Werke gingen. War zuerst die Wassermenge, welcher man bedurfte, ermittelt, so prüfte man mit größter Sorgfalt, oft bis zur Entfernung von 10 Meilen, alle Quellen, welche über dem Niveau des Orts lagen, wohin man sie führen wollte, sowohl nach ihrer Stärke, als nach ihrer Zusammensetzung. Der Hauptzweck: das gesündeste Trinkwasser, welches zu erlangen war, herbeizuschaffen, wurde niemals dem Kostenpunkte geopfert. Wenn nun die Frage, welche Quellen herzuleiten seien, ermittelt war, so erfolgte die Leitung selbst mittelst sorgfältig gemauerter Kanäle, in denen das Wasser in metallenen Röhren, oder in Rinnen von Quadersteinen lief. Traf man auf Berge, so wurde der Kanal durch dieselben geführt; traf man auf Thäler, so ruhte er auf Bogen, die, brückenähnlich, aus einer, zwei oder drei Bogenreihen über einander bestanden und bisweilen eine Höhe von 150 Fuß erreichten. In gewissen Zwischenräumen sammelte sich das Wasser, der Klärung und Verstärkung des Drucks wegen, in großen Behältern. An seinem Bestimmungsorte wurde es in besondern Brunnenhäusern, welche große überwölbte Bassins einschlossen, aufgefangen und von hier aus mittelst metallener Röhren in die verschiedenen Stadttheile, in die Bäder, Häuser, Gärten zc. geleitet. Für die Benutzung wurde eine billige, die Kosten der Unterhaltung deckende Abgabe an den Staat entrichtet.

Die imposantesten und riesenhaftesten Aquädukte besaß Rom selbst. Hier und in der Umgebung der Stadt, wo sich die Pracht und der Pomp des Weltreichs sammelten, wurde auch der Bau der Wasserleitungen zur größten Vollkommenheit gebracht, und namentlich in der Kaiserzeit bot er Erscheinungen dar, die an das Unglaubliche grenzen. Mehre führten das Wasser 20—30 Stunden Wegs herbei, über eine Menge Thäler und durch den Leib der Berge hin. „Wenn wir“, berichtet Plinius, „die Wassermenge betrachten, welche durch die sämtlichen Aquädukte für den Gebrauch der vielen Bäder, Fischteiche, Springbrunnen, künstlichen Seen und Wasserfälle, für die unzähligen Wohnungen, für die Gärten und Villen der Umgebung herbeigeführt wird; wenn wir die Werke selbst mustern, welche diesem Zwecke dienen, diese mächtigen Kanäle, die in hoch über einander gewölbten Bogen, wie Giganten, von Berg zu Berg über die Abgründe schreiten und weite Thäler überbrücken, oder auf großen Strecken unter Fels und Wald hinkriechen, oder Städte und Schlösser auf ihren Rücken tragen: dann muß man selbst in Rom, das des Wundervollen so viel schauen läßt, sagen, es gibt nichts Staunenswürdigeres auf der ganzen Welt.“ Rom hatte nicht weniger als 14 Aquädukte. Der älteste

war die Aqua Appia, erbaut 305 Jahre vor unserer Zeitrechnung. Schon 40 Jahre nachher führte die berühmte Leitung des M. Curius Dendatus die herrlichen Quellen um Tibur vereinigt nach Rom. Sie ist 8 Stunden lang und fast ganz unterirdisch. Jetzt sind von allen noch drei übrig. Diese versorgen jedes Haus, so wie alle öffentlichen Brunnen, die meisten Gärten und Landhäuser des heutigen Roms auf's reichlichste mit Wasser. Alle andern sind Ruinen, welche der Landschaft um Rom zur eigenthümlichsten und großen Zierde gereichen. Nichts geht über den Anblick dieser mit Ephen und wildem Gebüsch umkleideten Ueberreste, welche in langen, oft wenig unterbrochenen Reihen von allen Seiten über Berg und Thal der ewigen Stadt zuziehen.

In der Periode der Kaiserzeit, als das Reich im Innern mit wenigen Ausnahmen Frieden genoß und dieser seine Segnungen in tausend Beziehungen entfaltete, wurde die Wohlthat der Aquädukte auf fast alle große Städte der Provinzen übertragen. Noch sind viele Hunderte in Trümmern übrig, oft die einzigen Erkennungszeichen eines untergegangenen großartigen Gemeindelebens, von dem selbst der Name verschollen ist. Andere erfüllen noch jetzt ihre Bestimmung und werden vielleicht noch spätere Völker tränken.

So der Aquädukt in Segovia, eines der prächtigsten Denkmale des Alterthums, unter Kaiser Trajan erbaut. Er hat eine Länge von mehr als 3000 Schritte und fährt über 159 Bogen die bei Ildesonso entspringenden Quellen des trefflichsten Wassers gesammelt zum höchsten Punkte der Stadt, welche er an der tiefsten Stelle in kühnen, doppelten Arkaden überschreitet. Seine Wassermenge wäre genügend für eine Bevölkerung von 100,000; ungefähr so viel zählte die Römerstadt. Das neue Segovia ist freilich nur ihr Schatten. Schlechte Hütten lehnen am Gemäuer der Eroberer, und eine gedankenlose Menge treibt sich umher, die den Riesen nicht einmal angafft, aber von Weitem schon aus Respekt den Hut zieht, wenn der Alcalde über die Gasse geht. Man möchte großen über den Kontrast, und unwillkürlich wirft sich die Frage auf: wo ist da der Fortschritt der Kultur in zwei Jahrtausenden zu suchen? Es schneidet dir diese Frage in's Herz, wie der Laut eines Verdammten, und dein Blick ruht traurig auf dem Römerbau, den die Natur mit Ephen und Ginstern und Gräsern und blühenden Schlinggewächsen bis hinan auf den obersten Rand wie einen Viebling geschmückt hat! Stehen aber nicht auch die Ruinen von Palmyra in einer Wüste, und füttert nicht der Araber sein Roß im Allerheiligsten der thebaischen Tempel? Bedenke! Alle Kultur ist wandernd der Natur, und in dem Drama der Menschheit die poetische Gerechtigkeit zu finden, muß man sie nicht in den einzelnen Scenen suchen. Zertrümmerte Wolken fliegen um jede Sonne, und vergeblich rollen die Schatten einander nach, sie finden sich nicht wieder: ihre Sehnsucht nach

Wiedervereinigung bleibt ungefüllt. Große deshalb nicht über den Urheber der Weltordnung; du weißt ja nicht, warum die Scherben sich jagen! — Betrachte das Ganze und fasse das All, und wenn du das thust, wirst du hinstinken und anbeten und Vertrauen fassen und glauben:

Der die Pracht
Der Welt gemacht,
Der den Sternen
In ew'gen Fernen
Die Pfade schrieb:
Er ist die Lieb'.

G e n f.

Vom kalten, herzlosen Norden rühmt man die eiserne Kraft; vom schwächlichen Süden die goldene Sonne; von den Ländern die Hauptstädte, in diesen die Thürme und Denksäulen, die Tempel und Paläste; — jeder Reisende erzählt von Dampfschiffen und Eisenbahnen, Theatern, Gemäldegalerien und Kunstsammlungen, Strömen und Kanälen, Seen und Alpen, und der Buchmacher beschreibt all das hundertmal Beschriebene noch einmal. Damit ist kein Dank zu verdienen. Ich glaube, es ist besser, sich weniger nach Dingen umzuschauen, als nach den Menschen, lieber statt der Heiligenbilder Männer zu betrachten, denen Gott sein Siegel auf die Stirn gedrückt hat, und statt den Flitterprunk der Paläste zu bewundern, kühn den Schleier von Verhältnissen und Zuständen abzugiehen oder Das mit der Fackel des klaren und scharfen Urtheils zu beleuchten, was sich im Finstern zu verbergen strebt. In diesem Sinn habe ich immer beobachtet und geschrieben, und ich bin nie froher, als wenn ich auf meinen Wanderungen einen großen Menschen treffe, den der Pulsschlag meines Herzens schon lange begleitet, dem ich einen Theil des kleinen Schatzes meiner Bildung verdanke, vor dem sich meine Seele in Ehrfurcht beugt: der Unsterblichen Ginen, die wirkend durch alle Zeiten gehen — einen der wahren Erdenkinder Gottes. —

Ginen solchen führt uns das Bild hierneben vor das geistige Auge. — In Genf ward ein Mann geboren, der, wie Moses und Confucius, auf der Scheide der Zeiten steht: der Mann, der die alte Welt abgethan hat

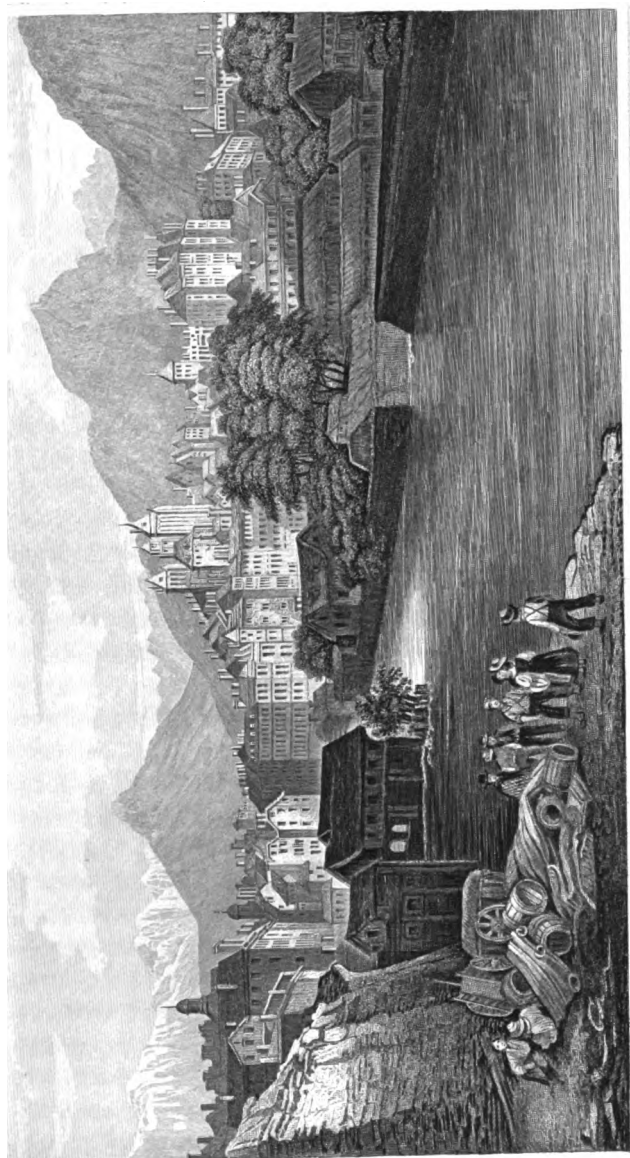


GEHÄUFE IN DER SCHWYZ

G e a t.

Dem letzten, höchsten Werke sieht man die eiserne Kraft, vom
schonstehenden Thron der ersten Sonne; von den Häusern die Hauptstädte,
in der Mitte der Erde, die Hauptstädte, die Tempel und Paläste; — jede
Kleinheit, welche der Natur, die Natur, die Natur, die Natur, die Natur,
sammelt, und die Natur, die Natur, die Natur, die Natur, die Natur,
und die Natur, die Natur, die Natur, die Natur, die Natur, die Natur,
mal. Damit ist das Land so voll. Ich glaube, es ist besser, sich
weniger nach Dingen umzuschauen, als nach den Menschen, lieber statt der
Heiligenbilder Männer zu betrachten, deren Herz ein Siegel auf die Stirn
gedrückt hat, und statt den Menschen der Paläste zu bewundern, lieber
den Schleier von Verhältnissen und Zuständen abzuziehen, und das mit
der Hand des hohen und schmerzlichen Urtheils zu beleuchten, was sich im





GENÈVE VU DE LA SERRAVALLE

Ich lasse nun einen Andern *
 hinter und das nachfolgende Jah-
 reg auf die Verhältnisse der bürgerli-
 chen Reformatoren auf das fix-
 wesen war. Er hatte den Muth der
 bei seiner Lage zu den einfachen
 nachzuweisen, während die Völker
 Armuth schweigend, den Willkür
 gewandtlos angehörten, gedankent-
 wohn knieten und selbst Wissen
 dienste eines entnervenden Lurus
 „Aber wahrlich! aller Zauber
 Wunder nie oder nicht so bald verri-
 gesen, gelobt und vergessen word-
 besonnenheit der damaligen Regie-
 wäre ihm nicht der Fanatismus o-
 katolischen wie der protestantisch-
 licher Mächte kräftig zu seinem W-
 ich lärmend gegen den Weltwei-
 Das machte Aufsehen; das sein
 Seine Schriften sandten Licht
 Die Viele ihn verwünschten, so
 und Unbehagen

mit ihren Gräueln und ihrem Moder, und der neuen Welt mit ihren Hoffnungen und ihren Wünschen, ihrem Gebären und ihrem Bilden, ihrem Blühen und ihrem Fruchtttragen, ihren Schätzen und ihren Heiligthümern das „Werde!“ zurief; der Mann, von dem die Ideenwanderung ausgegangen ist, die, wie einst die Völkerwanderung das Alterthum, den geistlichen wie den weltlichen Despotismus vernichtet; das Lichtgestirn, mit dem die Menschheit in ihren Völkerfrühling tritt und unter dessen Einfluß sie mit verjüngter Kraft, der Ketten ledig, ihrer höhern Bestimmung zuschreitet.

Der Mann war Rousseau.

Ich lasse nun einen Andern *) reden. „Rousseau's Einfluß auf sein Zeitalter und das nachfolgende Jahrhundert war nicht minder groß in Bezug auf die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, als derjenige der theologischen Reformatoren auf das kirchliche Leben des 16. Jahrhunderts gewesen war. Er hatte den Muth des Märtyrers gehabt, die verirrte Menschheit seiner Lage zu den einfachen und ewigen Grundsätzen der Natur zurückzuweisen, während die Völker, zwischen Lasten der Ueppigkeit und Armuth schwankend, den Willküren des Despotismus und der Aristokratie gedankenlos angehörten, gedankenlos vor den Gebilden des stolzen Priesterwahns knieeten und selbst Wissenschaften und Künste fast nur im Frohndienste eines entnervenden Lurus ihr Leben fristeten.“

„Aber wahrlich! aller Zauber von Rousseau's Beredsamkeit hätte das Wunder nie oder nicht so bald verrichtet; seine Schriften wären, wie andere, gelesen, gelobt und vergessen worden, hätte ihm nicht die hochfahrende Unbesonnenheit der damaligen Regierungen von Genf, Frankreich und Bern, hätte ihm nicht der Fanatismus oder die erschrockene Dummgläubigkeit der katholischen wie der protestantischen Priesterschaft und das Gebell literarischer Kläpper kräftig zu seinem Werke Beistand geleistet. Alle diese erhoben sich lärmend gegen den Weltweisen von Genf. Sie verfolgten ihn. Das machte Aufsehen; das sein Werk wichtig: Jedermann las Rousseau. Seine Schriften sandten Licht durch Europa und jenseits des Oceans. Wie Viele ihn verwünschten, so Viele vergötterten ihn. Das Uebertriebene und Unhaltbare in seinen Darstellungen flog endlich, wie leichte Spreu, in den Schwingen der Zeit vom Weizen ab; aber der Weizen blieb und trug seine Früchte. Die Verfolger der Wahrheit und Volksaufklärung sind zu allen Zeiten die thätigsten Verbreiter derselben gewesen.“

So weit Schöffe. Ich füge hinzu: Jean Jacques war ein Apostel; wenn er zürnte zerschmetterten seine Worte wie Donnerkeile; wenn er strafte, waren sie blutige Geißeln; wenn er spottete, vernichtete er; wenn er verfolgte, mußte der Betrüger selbst sich überliefern; wenn er liebte, brachte er jegliches Opfer: — seine Geliebte war das ewige Menschenrecht,

*) Schöffe's Schweiz, 2. Band.

seine Freundinnen die Freiheit und die Wahrheit. Er hatte ihnen den Eid der Treue bis in den Tod geschworen und hat den Eid gehalten bis in's Grab. Er war ein Richter seiner Zeit, ein Tröster der Trostbedürftigen, der befruchtende Thau für die in der Sonnengluth der Tyrannei welkende Menschheit; der Blitz und der Sturm, der die Erde von dem Dunst des Aberglaubens rein fegte; der Befreier, der die Geister entfesselte; der Zauberer, welcher die Gedanken aus der Tiefe der Seele rief; der Kundige, der in den Herzen die verborgensten Kammern öffnete; der Arzt, der das franke Leben der Völker heilte; der Arm Gottes, der, mit Kraft und Stärke ausgerüstet, den Knoten der Geschichte schürzte; der Versöhner der hoch aufgehäuften Schuld: — Rousseau war am Zifferblatte der Ewigkeit die Zahl, jenseits welcher ein neues Weltjahr beginnt und Rousseau's Schriften sind der Altar, auf dem die Flamme der Offenbarung der Völkererlösung zuerst gelodert, auf dem das erste Rettungsoffer dargebracht wurde; ein Besitz der gesammten Menschheit und wie ein Heiligthum hoch zu achten. —

Genf, das zuschaute, wie das Pfaffen thum den großen Mann verfolgte und ihn endlich sogar aus seiner Vaterstadt vertrieb, hat ihm nach seinem Tode ein Denkmal gesetzt. Ihn, Rousseau, kann's freilich nicht ehren; denn sein Ruhm umspannt Welt und Zeit: es ist indeß ein Schmuck der Stadt und als Mittelpunkt reizender Anlagen ein Ziel Aller, die Genf besuchen.

In der Mitte der Stadt theilt die Rhone ihre Gewässer und umrauscht ein Eiland, das in einem lieblichen Garten ausgelegt ist. Inmitten desselben, umgeben von Blumenbeeten und aus einem Rosenhain ragend, steht auf einem Piedestal von Marmor das kolossale Bronzebild des Weltweisen, gefertigt von Gressatier, demselben Künstler, welcher die Napoleonsstatue auf der Vendomesäule gemacht hat. Sinnig, mit dem Ausdruck schwärmerischer Gutmüthigkeit, das Lächeln der Wehmuth auf den Lippen, schaut die Gestalt vor sich hin: sie scheint im Buche der Zukunft von den blutigen Kämpfen zu lesen, durch welche seine Ideen sich aufzuringen müssen zur Herrschaft über Fürsten und Völker. Seit dem Jahre 1762, als man in Genf Rousseau's unsterbliche Werke, „Contract Social“ und „Emile“, durch Henkers Hand auf dem Markte verbrannt hat, dauern diese Kämpfe unablässig fort bis auf den heutigen Tag. Das Jahrhundert wird Rousseau's Ideen noch nach vielen Siegen zu bekränzen haben, und ehe es schließt, haben sie ihren Triumphzug um die Erde gehalten! Das ist mein Glaube.

Genf, die Stadt rechtfertigt die glänzenden Erwartungen nicht, welche die meisten Reisenden mitbringen. Man denkt sich Genf als eine Stadt des Reichthums und den Sitz der Bildung und Gelehrsamkeit, angethan

mit dem Gewand der Pracht und Schönheit, wetteifernd gleichsam mit ihrer überaus herrlichen Umgebung. Ein Wald himmelanstrebender Thürme soll sie, die alte Allobrogenstadt, schon von fern verkündigen und breite Straßen und imposante Marktplätze den Ankömmling empfangen. Es ist nicht so. Genf, eingezwängt in den Panzer seiner Festungswerke, hat enge, winkelige Gassen, die Gebäude strecken sich 5 — 6 Stockwerke hoch empor und verkümmern Luft und Licht. In den 1400 Häusern sind nicht weniger als 32,000 Menschen zusammengedrängt und die überall hervortretende ängstliche Benützung des Raums erregt Beklommenheit. — Dieß gilt vom ganzen untern, bei weitem größeren Theile der Stadt, durch den die Rhone strömt. Nur der obere, neuere Stadttheil hat einige recht heitere und schöne Straßen, die sich gegen die in Promenaden und Pflanzungen ausgelegte Treille hinziehen, einer Bergterrasse mit der erhabensten Aussicht auf die savoyischen Alpen. Den prächtigsten Anblick auf den See hat man vom Place Maurice, und jeder Weg außerhalb der Wälle und Gräben führt in einen Park, wo sich das Anmuthige mit dem Majestätischen in unendlicher Mannichfaltigkeit vereinigt.

Der See, dessen meergrüner Spiegel einen Raum von fast 50 Geviertstunden einnimmt, ist das Prachtstück dieser Landschaft, welches jeder Beschreibung spottet. Belebt von unzähligen Barken, während da und dort ein Dampfschiff die Welle pflügt, malerisch umferrt von den glänzenden Villen und Schlössern, Rebgebirgen und Baumpflanzungen, Dörfern und Gütern, Alleen, Gehölzen, Gärten und Parks, buhlen tausend Gegenstände, einer reizender als der andere, um die Bewunderung des Schauenden. Auf der Schweizerseite erhebt sich das Gestade stufenweise „wie ein ungeheueres Blumengestell“ bis zu den letzten Höhen mit zahlreichen Ortschaften, welche breite Chaussees, eingefast von breitwipfeligen Obstdäumen oder schlanken Pappeln, wie so viele Bänder verknüpfen. Gegenüber aber, auf dem savoyischen Gestade, thürmen sich in ununterbrochener Folge Felsmassen und Berge bis zu fernem, im Eispanzer schimmernden Riesen auf, deren Häupter, hoch über die Wolken ragend, ernst in die Fluth herabschauen.

Im Sommer ist die Umgebung des Sees der Sammelplatz von Wanderkolonnen, — jener zahlreichen Schaaren aus Frankreich, England, Rußland, Deutschland, Polen, Amerika u., welche das Vergnügen als Lebenszweck verfolgen oder in stiller Ruhe sich der Zurückgezogenheit erfreuen wollen. Jene Villen, die stolz und groß und frei auf den Terrassen prangen, und die niedlichen Cottages, welche sich in Obsthäusern und unter Rebem verstecken, empfangen dann ihre Bewohner. Ein Kreis der edelsten Geister kommt hier jedes Jahr aus Nah und Fern zusammen und gibt der ganzen Gesellschaft Frische, Glanz und Heiterkeit.

In seinem geistigen Leben liegt Genfs höchster Ruhm. — Man darf nur die Namen Rousseau, Voltaire, Byron, Matthison nennen,

an Calvin erinnern und an Lefort, der den Genius des großen Czaren weckte und mit diesem vereint die erste Saat der Civilisation in die nordische Barbarei gestreut hat. Hier lebten, wohnten oder hatten ihre Heimath die großen Männer der Wissenschaft und des Patriotismus: De Luc, Reaumur, Bonnet, Saussure, Say, Mallet, Necker, die Staël, Decandolle, Sismonde=Sismondi, Gynard u.; ja, es ist keine Straße Genfs, wo man nicht dem Fremdling ein Haus zeigen könnte, da ein Mensch gewohnt, den die Welt kennt und hoch schätzt, oder dessen Ruhm sein Grab Jahrhunderte überdauert.

Genf ist aber auch ein Herd des Gewerbefleißes, und die allgemein verbreitete Bildung, der feine Geschmack und der hohe Kunstsinne finden in demselben ihre praktische Anwendung. Die genfer Juwelierarbeiten sind durch die Schönheit der Formen weltbekannt und beschäftigen Tausende von Händen. Die blühendste Industrie ist die Fabrikation der Uhren. Man überläßt das Fertigen der geringern Gattungen den Nachbarstädten, Chaux de Fonds, Yverdon, Neuchâtel u., und macht hier fast nur goldene, von denen jährlich über 70,000 Stück in alle Welttheile versendet werden.

In unsern Tagen sind auch in Genf die Elemente des politischen Lebens zur Gährung gekommen und in die große Strömung der Zeit getreten. Geläutert und gereinigt werden sie aus derselben hervorgehen. Wo ein so reicher Brunnquell des Volksglücks fließt, wie in Genf, kann der Zwiespalt der Meinungen niemals ausarten, und auch hier wird der Streit damit endigen, daß sich die Parteien die Hand reichen zur Neubefestigung der Errungenschaften, auf deren Boden das Glück des Ganzen so lange geblüht hat.

Valenzia.

Valenzia liegt im Eden Spaniens; im Mittelpunkte der Provinz, welche sich unter dem schönsten Himmel Europa's ausbreitet; im Lande voll anmuthiger Hügel, Thäler und kleiner Ebenen, dem reichlich bewässerten und dem das nahe Meer beständige Kühlung zuweht. Wie um Neapel ist hier der Himmel beständig heiter, eine Wolke ist eine Seltenheit, selbst im December sind Reif oder Nachfröste unerhört. Der üppig-fruchtbare Boden, der die edelsten Erzeugnisse Spaniens, köstliche Weine, Oliven, Südfrüchte (selbst Datteln), Aloe und balsamische Harze, Getreide in Ueberfluß, Flachs und Hanf in überschwänglicher Menge hervorbringt, ist

an C
wech
bis d
math
De s
die E
ist f
• sönn
besser

mein
den i
ten si
sende
Man
Gau
von d

bens
ten.
ein sc
Zwief
damit
der G
geblüß

2
welche
voll a
ferten
Neapel
selbst i
bare B
Südfri
Ueberfl



VALENCIA
Spanien

aus Zwingsburg. Der
Bischof, eine Universität und eine
haben hier ihren Sitz. Der Handel
flüht, und wird begünstigt durch
beziehen: Handelsinstitut, Affec-
Marseille unterhält eine wöchentliche
Verbindung mit Valenzia, und die mer-
bedienen sich derselben, als der sich
billigsten Reisegelegenheit. Die
große Entfernung, dient Valenzia
hier größer als irgend sonst wo
berei beschäftigten über 20,000
Stühle in Thätigkeit. Die Un-
zahl der Studenten übersteigt
Unter dem Namen Que-
umgebenen Felder auf dem Un-
vorzeit dieses irdischen Paradies
stündlichen Verbesserung, welche
Sparten auch nach der Eroberung
nicht geändert wurde, aus Furch-
tungen. Ein eigenes Tribunal
gen, welche zur Aufrechterhaltung
empfiehlt. Nach uralter Sitte.

hoch kultivirt, und die nähere Umgebung der Hauptstadt macht auf mehre Quadratmeilen einen herrlichen Garten aus, von unglaublich dichter Bevölkerung. Die Gegend von Valenzia sieht, was sorgfältige Benützung des Bodens angeht, dem übrigen Spanien so unähnlich, wie die Vorderseite eines schönen Gemäldes seiner Rückseite, der rauhen Leinwand.

Die Stadt, am schiffbaren Guadalaviar, $\frac{1}{4}$ Meile vom Meere, zählt in 6000 Häusern etwa 80,000 Einwohner und ist ihrer Bevölkerung nach die dritte in ganz Spanien. Sie ist maurischen Charakters, von innen und außen; starke Mauern fassen sie ein, tiefe Gräben umgeben sie und eine Citadelle, die zwar klein ist, aber sie vollkommen beherrscht, dient ihr als Wehr und als Zwingburg. Der Generalkapitän des Königreichs, ein Erzbischof, eine Universität und eine königliche Akademie der bildenden Künste haben hier ihren Sitz. Der Handel wetteifert mit dem von Barcelona und Cadix, und wird begünstigt durch eine Menge Anstalten, die sich auf ihn beziehen: Handelsinstitut, Affecuranzgesellschaft, Börse und Hauptzollamt. Marseille unterhält eine wöchentliche, regelmäßige Dampfschiffahrtsverbindung mit Valenzia, und die meisten Reisenden nach dem Süden Spaniens bedienen sich derselben, als der sichersten, schnellsten, bequemsten und zugleich billigsten Reisegelegenheit. Die geschützte Rhede von Groa, in halbstündiger Entfernung, dient Valenzia zum Hafen. Auch der Gewerbleiß ist hier größer als irgend sonst wo in Spanien. Seiden- und Strumpfwereberei beschäftigen über 20,000 Arbeiter; noch 1820 waren an 4000 Stühle in Thätigkeit. Die Universität ist die besuchteste des Reichs; die Zahl der Studenten übersteigt nicht selten 2000.

Unter dem Namen Huerta (Garten) begreift man alle die Stadt umgebenden Felder auf dem Umkreis von sieben Stunden. Die Fruchtbarkeit dieses irdischen Paradieses ist bekannt; sie ist das Produkt einer künstlichen Bewässerung, welche von den Arabern her stammt, und in deren System auch nach der Eroberung durch christliche Waffen nicht das Mindeste geändert wurde, aus Furcht, die Fruchtbarkeit des Bodens zu beeinträchtigen. Ein eigenes Tribunal sorgt für die genaue Ausübung der Regeln, welche zur Aufrechterhaltung jenes Systems maurische Gesetzgebung empfahl. Nach uralter Weise hält dieses Gericht auf dem freien Platz vor der Kathedrale wöchentliche Sitzung; alles wird da mündlich und von den Parteien selbst verhandelt; sein Ausspruch entscheidet ohne Appellation. — 12,000 Menschen bewohnen jede Quadratmeile der Huerta. Das Volk ist roh, stark, kräftig, und auf den ersten Blick sieht man's ihm an, daß es von ganz anderm Stamm als das Volk der Stadt entsproß. Das Königreich Valenzia war nämlich maurisch bis zum 13. Jahrhundert. König Jakob von Arragon unterwarf es mit einem Heere, das größtentheils aus Franzosen bestand, die sich nach der Eroberung in der Stadt niederließen und der Bevölkerung allmählich ihr Gepräge aufdrückten. So finden wir, abgesehen von den vielen französischen Formen im Volksdialekte, in den Nach-

kommen der Eroberer auch jetzt noch die physische Gestalt ihrer Vorfahren, und namentlich ist dieß bei den Frauen bemerklich; denn sie haben eine auffallend weiße Haut, viele sind blond, und blaue Augen sind so gewöhnlich als die schwarzen. Die Huerta hingegen bewahrt den arabischen Typus unvermischt und ist mehr maurisch als irgend sonst eine Gegend Spaniens. Valenzianische Bauern sind von denen in Fez und Marokko nicht zu unterscheiden. Man stelle sich breite, sonnenverbrannte Gesichter mit weißen Zähnen und stehenden Augen vor, mit über die Schulter hinabhängenden Haaren, nackten, sonnenverbrannten Beinen. Ihr Kostüm entspricht dieser Figur. Ein niedriger Hut mit fußbreiter Krämpe, Beinkleider von Leinwand, ein blauer Gürtel und ein Hemde ist Alles. Die Reichen allenfalls haben noch eine Weste von schwarzem oder rothem Sammet mit silbernen Knöpfen; alle aber tragen, reich wie arm, eine grobe Wolldecke auf den Schultern, die ihnen zugleich als Bett und als Mantel dient. Stricksandalen bekleiden ihre Füße. Schön sind ihre Frauen; voll Feuer; reizvoll im Sonntagsstaat, im enganschließenden seidenen Korsett und im leichtgelocten Haar, das auf dem Scheitel ein silberner oder goldener Pfeil zusammenhält. In diesem Volke nun wohnt ein erblicher Grimm gegen die Städter und kein Maure des afrikanischen Ufers kann seinen europäischen Nachbar beständiger hassen. Darum ist fortwährend Krieg zwischen Weiden, und Schlägereien, an denen öfters Hunderte Theil nehmen, sind etwas Gewöhnliches. Wenn die Bewohner der Huerta einen Streich gegen die Städter vorhaben, so versammeln sie sich beim Schalle einer Meermuschel; dieß ist der Caracol, und er ist so gefürchtet, daß Todesstrafe jedem droht, der beim Blasen desselben betroffen wird. Unter'm Schalle des Caracol erhob sich im Unabhängigkeitskriege einst die ganze Huerta und erschlug die Franzosen zu Tausenden. —

Das Innere der Stadt ist nicht gerade freundlich; enge winkelige Straßen werden durch die weit hervorragenden Giebel noch finsterner, und Schmutz und Koth sind überall lästig. Demungeachtet ist Valencia reich an schönen Gebäuden und manche waren seine Zierde schon zur maurischen Zeit. Ueberhaupt treten uns, wie schon oben angedeutet, maurische Formen und maurisches Leben noch heute in Valencia allenthalben in scharfen, unverwischten und ausdrucksvollen Zügen entgegen, und das Khalifat, wenn es heute aus seinem Grabe erstünde, würde sich in der Stadt leicht zu recht finden. Sehr merkwürdig sind der große königliche Palast und die Kathedrale, letztere ursprünglich ein römischer Dianentempel, dann unter den Gothen ein christliches Gotteshaus, unter den Mauren eine Moschee, bis sie der König Jayme II. zur päpstlichen Hauptkirche einweihen ließ. Von der Plattform des hohen achteckigen Glockenthurms der letztern überseht man die ganze Stadt und die ganze Huerta. Es gibt keinen schöneren Umblick, zumal wenn sich das Auge an die kahlen, öden Ansichten arragonischer und kastilischer Orte, die man den Geistern der Einsam-

Rifentham 3.750 mg

SCHEISSHEIM BEI MÜNCHEN

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. in Hildb.

kommen der Eroberer auch jetzt noch die physische Gestalt ihrer Vorfahren, und nannten sie Indianer. Diese Indianer waren Indianer. Denn sie haben eine auffallende

iv.

54

1111

23

fid

3d

54

fer

Re:

fol

for

DE
DO

501

141

50

gen

۱۰۰

35

96

iii
 4

Q

5

die

der

erh

die

9

୫.

an

3e

me

iii

me

rec

Ra

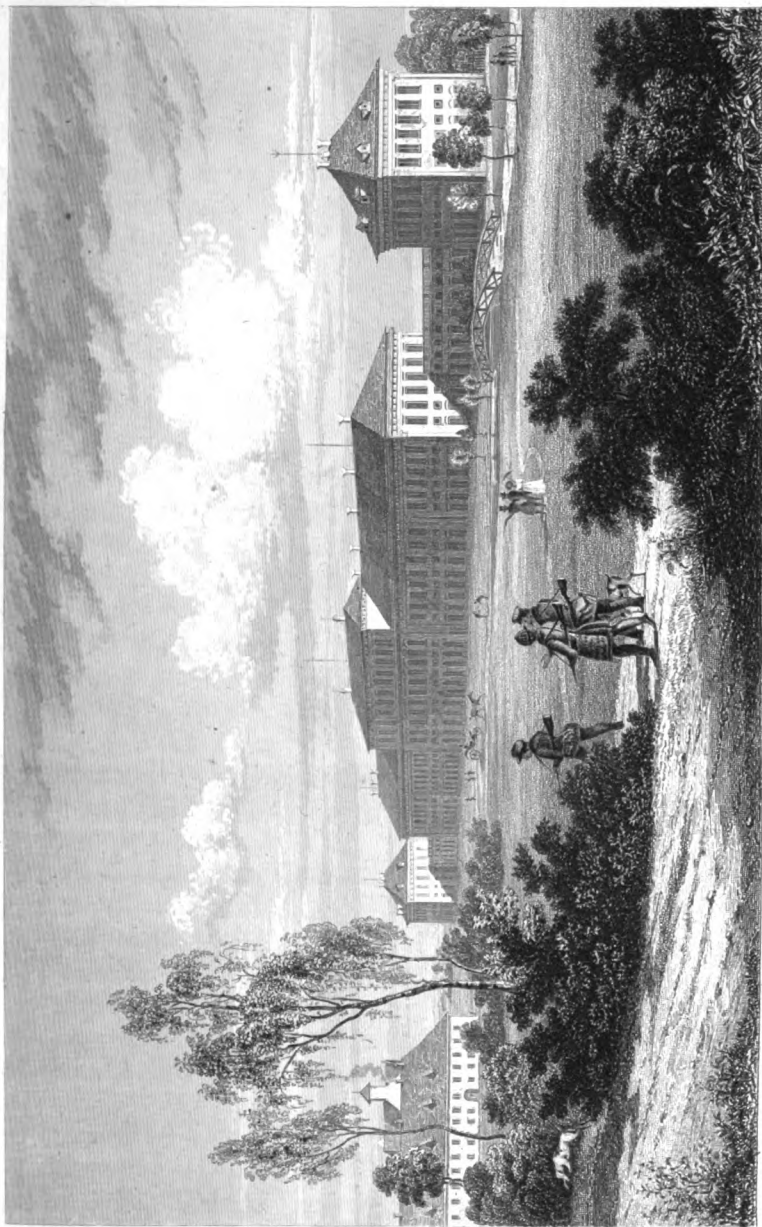
der

bie

23

нб

fish



SCHELLINGMUSEUM IN MÜNCHEN

Arch. d. Kunstverm. d. Bist. d. Hof- u. Bildh.

K. G. v. d. V. d. V.

feit erbaut glauben sollte, schon gewöhnt hat. Reizend in der Mitte seines Gartens gelegen gleicht Valenzia einer Stadt der Lombardei. Derselbe Reichthum an Grün, dieselbe kraftvolle Vegetation; auch dieselbe Monotonie der höchsten Kultur. Die Dörfer berühren sich; unzählbare Klöster und Willen erheben sich dicht an einander; und nur wo zuweilen eine schlankte Palme hervorragt und ihre Fächerkrone ausbreitet, bekommt die Landschaft ein anderes, fast tropisches Ansehen.

Schleißheim.

Zwei Stunden von München liegt das Schloß Schleißheim. Früher war's ein Lusthaus der bayerischen Fürsten; jetzt ist's ein Tempel der Kunst. Die Schleißheimer Gemäldegallerie ist nächst der in der Pinakothek zu München die größte und werthvollste Kunstsammlung im südwestlichen Deutschland.

Das Gebäude selbst, obschon es lange Zeit ein Gegenstand der Bewunderung der Kenner war, ist nur ein Beleg für die Verdorbenheit des Geschmacks, welche mit den Jesuiten im 16. und 17. Jahrhundert aus Italien über die Alpen hereinbrach. An die Stelle des deutschen Baustyls trat damals der verschrobene italische. Das Vorurtheil der Architekten (sie waren fast ausschließlich Italiener), der sogenannten Kunstkenner, der Fürsten als Beschützer der Künste, die Gewalt der Mode endlich, setzten überall den deutschen Styl ab und herab. Fast alle Schriftsteller jener Zeit wetteiferten, ihn zu schmähen, und dieß fand um so leichter Eingang, als auch die Tonangeber für Schönheitsbegriffe, die Franzosen damit übereinstimmten. Viele der edelsten Monumente der gothischen Baukunst wurden niedergertissen und Ausgeburten des Ungeschmacks traten an ihre Stelle. Wo man nicht niederreißen konnte, wurde wenigstens verstümmelt. Die meisten Baumeister der damaligen Zeit waren in der That bloße Bauverderber. — So wenig nun auch Schleißheim seines Styls wegen Lob verdient, so ist doch die innere Einrichtung großartig. Das Vestibül und die Treppenanlagen sind schön, die Säle und Zimmer von guten Verhältnissen. Man erkennt, daß sein Baumeister, indem er das Aeußere des Palastes der Mode anpaßte, von den Fesseln seines Zeitalters frei, viel Würdigeres geleistet haben würde.

Den Besucher des Schlosses empfängt eine sehr schöne, von acht hohen Marmorsäulen getragene Halle. Zwei Gemälde von Peter Candid sind hier angebracht: Symbole der Monarchie und der Wissenschaft.

Hohe Flügelthüren öffnen zum Eintritt in den großen Speisesaal. Dort hängen die lebensgroßen Bilder des bayerischen Regentenhauses: viele von guten, einige von berühmten Künstlern. Eine prachtvolle Marmortreppe, leider nicht ganz vollendet, führt in das erste Geschloß des Palastes und zum großen Bankettsaale, den 20 schlanke Bogenfenster erhellen. Sein Boden ist mit Marmor getäfelt. Große Gemälde aus der bayerischen Geschichte füllen die Wände; und jene des folgenden Raums, des Siegesaals, Schlachtengemälde vom Meister Veich: die Treffen des Churfürsten Max Emanuel, denen der Künstler selbst beigewohnt hatte. Nun folgt die eigentliche Gallerie: — gegenwärtig 1500 Bilder in einigen 50 Sälen und Zimmern zählend. Sie nimmt die ganze ehemals kurfürstliche Wohnung und einen Theil der Räume ein, die der höhern Dienerschaft angewiesen waren.

Dieser kostbare Gemäldebesatz ist hauptsächlich unter der Regierung Königs Max angehäuft worden. Als dieser gütige und lichtfreundliche Monarch das Lichtscheue in seinem Lande austilgte, die Schulen reformirte und die Klöster aufhob, gelangten aus den geistlichen Stiftern und Abteien die dort bewahrten bessern Gemälde in die königlichen Sammlungen, und ein Theil des Kunstreichthums, der in der Residenz allein nicht unterzubringen war, kam, auf Anrathen des damaligen Galleriedirektors Mannlich, in das Schleißheimer Schloß. Vorzüglich waren es die älteren Bilder, welche hier aufgestellt wurden, und zwar so, daß das Streben, Irren, Einsinken und Fortschreiten der älteren deutschen Kunst in fast ununterbrochener Zeitfolge dem Beschauer vor Augen trat. Durch diese Anordnung wurde für das Wiedererkennen und Würdigen der altdeutschen Kunstschätze recht eigentlich die Bahn gebrochen. Unter einer Anzahl von 500 Gemälden der frühesten Meister, die hier vereinigt waren, fand sich nicht ein einziges Bild als Kopie oder Wiederholung. Voller Bewunderung sah man jetzt, wie Deutschland zu einer Zeit, in der man die Nation in Barbarei und Unwissenheit versunken glaubte, auf seinem Boden die köstlichsten Blüthen der Kunst in Menge entfaltet hatte, ebenbürtig den herrlichsten, welche zur nämlichen Periode auf italischem Grunde sproßten, ja diese in vieler Beziehung und an Mannichfaltigkeit und Menge noch übertreffend. Was König Max für die Zusammenstellung und das Verständnis der alt-oberdeutschen Malerschule wirkte, thaten mit nicht minderm Verdienste für die Kunstgeschichte gleichzeitig die Gebrüder Boisserée in Köln für die alt-niederdeutsche, und als deren Sammlung vom Könige erworben und ebenfalls nach Schleißheim (jetzt in der Pinakothek) kam, war nun der reichste Stoff zur Vergleichung vorhanden, welche zu den interessantesten Entdeckungen hinleitete. Die Vereinigung beider Schätze

galt damals als ein Ereigniß, wie seit Jahrhunderten keines die Kunstwelt bewegt hatte. Kunsttrichter und Freunde der Kunst pilgerten in Menge nach Schleißheim und berichteten (Goethe zuerst!) mit unbegrenztem Enthusiasmus über die glänzende Wirkung, welche die Zusammenstellung der Meisterwerke altdeutscher Kunst hervorbrachte. Beide Schulen zeigten eine selbstständige, eigenthümliche Entwicklung, die in Martin Schön für die oberdeutsche, in van Eyk für die niederdeutsche ihre Culminationspunkte hatten. Namen, die früher kaum gewürdigt waren, oder matte, zweideutige Strahlen geworfen hatten, wie Hans Holbein, der Vater, und Wohlgemuth, der Lehrer Dürer's, u. u. sind am Kunsthimmel seitdem als Sterne erster Größe anerkannt und den niederdeutschen Meistern, Wilhelm von Cöln, Hemling und Schoreel, nahe gestellt worden.

Die Voisserée'sche Sammlung verdoppelte den Schleißheimer Schatz durch 200 Bilder. Er umfaßte fortan den Gang der gesammten deutschen Malerkunst vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, bis zu dem Zeitpunkte also, wo mit Dürer in Deutschland ebenso eine neue Periode anhub, wie in Italien gleichzeitig mit Raphael. — An die Bilder der alten, niederdeutschen Schule, welche in Schleißheim durch die schönsten Tafeln der Kölner Meister repräsentirt war, schlossen sich die Gemälde der Zeitgenossen, Schüler und Nachfolger in den Niederlanden und in Westphalen an; der ernste van der Goes, der charaktervolle Israel von Meckeln, der erfindungsreiche Hemling, Quintin Messis, Cornelius Engelbrechtsen, der ernste Walter van Affen und viele Andere. Den Schluß des Cyklus machten die Tafeln des großen Lucas von Leyden, als unerreichbare Vorbilder zarter Ausführung; ferner die des vielseitigen, kraftvollen Mabuse, des zarten, gemüthvollen Schoreel, Calcars edle Kompositionen, und die des begabten Bernhard von Orley. Gleichzeitig wurde die Schleißheimer Gallerie, theils durch glückliche Erwerbungen des Königs Ludwig, theils durch Versetzung aus andern königlichen Sammlungen mit Werken des jüngern Holbein (welcher das Bildniß auf die höchste Staffel des Ruhms hob), und des genialen, vielseitigen, wahrhaft großen Dürer bereichert, jener Meister, welche, als zwei Sterne erster Größe, den Glanz und den Ruhm der oberdeutschen Malerei gleichsam concentrisch in sich aufnahmen, und noch in folgende Jahrhunderte hinüberstrahlen. Um ihre Tafeln reihete man die der auch gefeierten Zeitgenossen: Hans Burgmayer, Hans Baldung Grün, Hans von Culmbach, Lucas Cranach, des phantasiereichen, vielseitigen, romantischen Altorffer, des scharfsinnigen Grünwald, der Behams und des Georg Penz. Es ließe sich über diesen (seit der Eröffnung der Pinakothek theilweise in München zu schauenden) Cyclus altdeutscher Gemälde, wie er wohl nie wieder so zusammenkommen wird, ein Werk schreiben, und nur mit Ueberwindung kann ich der Versuchung widerstehen, meinen Lesern auch Einzelnes von so viel Trefflichem zu beschreiben. — Der Bilderschatz der ausländischen

Schulen war in Schleißheim ebenfalls groß; seit einigen Jahren ist inzwischen manches Hauptbild in die Pinakothek versetzt worden. Weltberühmte Tafeln sind: von Rubens: das Jüngste Gericht, zeugend von des Meisters Allgewalt; ferner Tintoretto's große Kreuzigung in der Kapelle; das Dreikönigsfest (le roi boit) von Jordaens. Alle großen Meister der flamändischen und holländischen Schule zeigen sich hier durch würdige Werke; so die Landschaftler: Ruysdael, Pinnacker, Booth, Saatchleeven, Backhuysen, Waterloo, Wynants, A. van der Velde, Berghem; die Genremaler Ostade, Brouwer, Mieris, die drei Breughels und die beiden Teniers. Treffliches sieht man von den Porträtmalern van Dyck, Mierveld, Crayer, Kessels, Hals; von den Thiermalern Hondeloeter, Weenix; Schönes von Rembrandt, Peter de Vaar; ferner von den Schlachtenmalern Wouvermann, Courtois, Rugendas.

Von einigen großen Meistern der Italiener besitzt Schleißheim Bedeutendes; so von Tizian, P. Veronese, Tintoretto, Guido Reni, Luca Giordano; ferner von Correggio, Giulio Romano, Garafolo, Da Vinci, Giorgione. Aus der französischen Schule hat es ein paar Claude und kostbare Gallots (den bethlehemschen Kindermord) und Philipp Le Clercs. Der hiesige, sonst so berühmt gewesene Raphael, eine heilige Familie (für den der kurfürstliche Käufer 28,000 Gulden und eine bedeutende Leibrente gegeben hatte), hat sich als unächt ausgewiesen. Es ist eine Copie, und überdies eine aus später Zeit. Wie viele gefeierte Gemälde in großen Gallerien, die den Namen Raphaels tragen, mögen keine bessere Abstammung haben, als dieses!

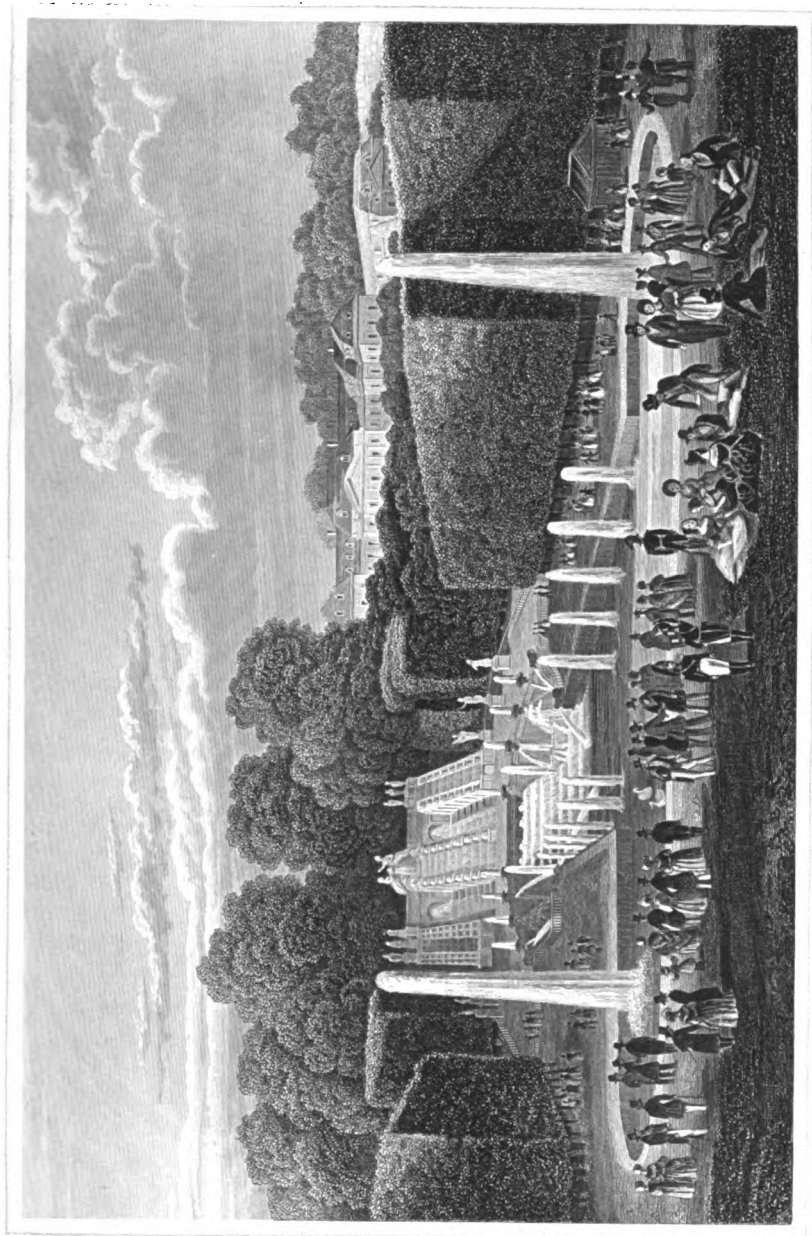
St. Cloud.

Welch ein Bild der erhabene Mensch! Verweile betrachtend,
Mit dem Blick des Gemüths schone bewundernd ihn an.
Sieh! er kämpfet die Kämpfe der Leidenschaft, bändigt die Stürme
Jedes mächtigen Triebs, jedes empörten Gefühls.
Nicht beugt den Helden die Last der aufgebürdeten Leiden,
Selbst nicht der frottende Blick, selbst nicht das Lachen des Hohns;
Alles erträgt er mit würdiger Kraft und mit Adel der Seele:
Wenn die Welt ihn verläßt — stützt er sich stolz auf sich selbst! —

In der Idee von Gott geht alles Erhabene auf; in der Idee des Unendlichen versinkt alle menschliche Größe. Klein und ohnmächtig sehen wir uns der Allmacht gegenüber; doch hat ein solches Erkennen nichts Niederdrückendes: wir fühlen uns vielmehr aufgerichtet durch die Fähigkeit, das Unendliche denken und Gottes Größe fassen zu können in seinen



00000000



ST. CLOUD

Wie in der Natur, so
großer Mensch, in welchen
und Tugend zum Heroen, fi-
der Freude und des Stolzes
Menschen gegenüber, hat
hochgehoben; denn in dem
immer die Gestalt eines M-
wirkt. Wir blicken hin-
Abstand, und so groß er ist
der Erreichbarkeit menschl-
mittel zwischen Gott und
sch edle Gedanken entzün-
einer Welt von neuen Beg-
steht als glänzendes Vorbil-
Ja, auf ganze Völker übt
Einfluß. Er wird im Vo-
wunderung und Verehrun-
ein Heroen dieser Art wirk-
unmittelbarem und speciel-
vortrefflich sei, vollkomme-
unabhängig. Die Völker
leben, und es ist

Werken. Also entsteht das Gefühl des Erhabenen, jene Empfindung, vor der sich Alles in Höhe und Tiefe, in Himmlisches und Irdisches scheidet. — Die sichtbare Ordnung in dem unermesslichen Weltgebäude, die Bahnen, welche die Trabanten der Sonne in der Wüste des Aethers beschreiben, der Sternenhimmel als Bürge unserer Unsterblichkeit, — alle diese erhabenen Gegenstände betrachten wir mit einem unaussprechlichen Vergnügen, dessen die Seele nicht satt werden kann. Wir empfinden über jede Erscheinung des Allgewaltigen und Allweisen ein Entzücken, vor dem das Mißvergnügen über unsere eigene Kleinheit und Schwäche verschwindet.

Wie in der Natur, so ist's in der sittlichen Welt. Ein wahrhaft großer Mensch, in welchem der göttliche Funke ausgeprägt ist durch Genie und Tugend zum Heros, füllt unsere Seele mit Schauern und Verehrung, der Freude und des Stolzes. Das Gefühl der eigenen Unzigkeit, solchen Menschen gegenüber, hat nichts Entmuthigendes; vielmehr weckt es ein Hochgefühl; denn in dem Gegenstand unserer Bewunderung sehen wir doch immer die Gestalt eines Menschen; wir sehen gleichsam unser Ideal verwirklicht. Wir blicken hinauf zu dem hohen Sterblichen und messen den Abstand, und so groß er ist, so finden wir ihn doch endlich und innerhalb der Erreichbarkeit menschlicher Fähigkeit. Wir sehen gleichsam einen Vermittler zwischen Gott und dem Göttlichen in uns; er ist die Kerze, an der sich edle Gedanken entzünden; er gibt uns das Licht zur Orientirung in einer Welt von neuen Begriffen; er ist der Wecker hoher Gesinnung und steht als glänzendes Vorbild, würdig der Nachahmung, vor unserer Seele. Ja, auf ganze Völker übt ein solcher Mensch oft einen fast überirdischen Einfluß. Er wird im Volksbegriff zum mythischen Wesen, und die Bewunderung und Verehrung steigern sich zum Kultus. Der Glaube, daß ein Heros dieser Art wirklich göttlicher Natur sei, oder doch unter Gottes unmittelbarem und speciellem Schutze handle, daß Alles, was er thue, vortrefflich sei, vollkommen und beseligend, ergreift oft Millionen und wird unaustilgbar. Die Völker sagen von ihm: Er will, und es wird; er gebeut, und es steht da! Und ein solcher Mensch, der getragen wird von einem solchen Glauben, der kann auch das Größte wagen und es wird gelingen; der kann Wunder thun wollen, — und Wunder werden geschehen. — Ein solcher Himmelsgeist: —

„Der aufwärts steigt,
Der über die Gedanken
Gebühter Seelen geht“,

kennt aber auch stets seine Kraft und seine Regionen. Aus diesen herab wirkt er gewaltig, erleuchtend, befruchtend, bildend, beherrschend auf die Tiefe. Während der niedere Mensch immer nur Kleines denkt und strebt; während

dieser mit den größten Mitteln nur wenig wirkt oder nichts: schafft der große Mensch Wunder mit der bloßen Idee und richtet mit Wenigem Unglaubliches aus.

Die fernsten Ziele steht er nahe liegen,
Die kleinen Menschen unerreichbar scheinen;
Er schwingt sich auf, den Himmel zu erklimmen,
Er taucht hinab im Brunn der Morgenröthe,
Er schiffet mit der Wolken Sturmesflut,
Und Menschen, Geister und Dämonen sind
Die Diener seines Genius. Die Zukunft
Liegt aufgerollt vor seinem Adlerblick,
Und nach des großen Weltenordners Vorbild
Bringt er Gestalt und Regel in das Chaos. —

Noch am erhabensten und größten ist der Held,
Wenn Stürme heulen über seine Schöpfung,
Wenn unter seinem Bau der Abgrund bebt;
Wenn die gewalt'ge Hand des Schicksals ihn
Im Nu vom Gipfel in die Tiefe schleudert.
Dann zeigt der große Mensch sich wahrhaft als
Ein Wesen, angehörend höh'rer Ordnung;
Er richtet größer sich vom Sturze auf,
Und herrlicher denn früher steigt empor
Sein Werk zu seinem Ruhm und Gottes Ehre.

Es gibt aber auch große Menschen anderer Art, deren Größe sich als ein Dualismus darstellt; neben der Ehrfurcht stoßen sie Schrecken ein. Diese sind weit häufiger, als jene hohen Gestalten, welche wie Sendlinge Gottes von Zeit zu Zeit über die Erde wandeln, und deren Wirken im Gedächtniß der Menschen in Verehrung und Liebe fortlebt. Wie die hoch aufstrebenden und drohend überhängenden Wände einer Felschlucht, wie die Vulkane in ihrer zerstörenden Herrlichkeit, wie die Stürme in ihrer vermüthenden Kraft, wie der Strudel, der Schiffe verschlingt, wie die Brunst, welche Städte verheert, Bewunderung und Schrecken zugleich einflößen: so jene Menschen, in deren Seele das Göttliche mit dem Dämonischen streitet und diesen Kampf offenbart in ihrem irdischen Wirken. Die Kriegshelden und Eroberer, welche seit sechs Jahrtausenden durch die Geschichte gehen, gehören fast ohne Ausnahme in diese Kategorie. Ein Alexander, ein Cäsar, ein Karl der Große werden zwar immer Erfurcht erregen durch ihre geistige Größe; aber in die Bewunderung ihrer Thaten mengt sich der Schrecken. Man betrachtet sie mit dem Wohlgefallen, mit dem man das stürmende Meer betrachtet, das Wellen auf Wellen thürmt und die Gestade zittern macht. Man hat Lust an dem Ungeheuern ihrer Kraft und man findet einen Genuß in der Erschütterung der Seele, die sie hervorbringt: aber von der Freude und Seligkeit, mit denen wir jene makellosen Auserwählten Gottes betrachten, geben sie keine Ahnung.

Der jüngste in der glänzenden Reihe der Helden und Eroberer war der kleine Mann, welcher vor einem Menschenalter in diesem Garten wandelte und da so oft die Loose warf über das Schicksal von Reichen und Völkern.

— St. Cloud und Napoleon sind so unzertrennliche Begriffe, wie Olymp und Zeus. Napoleon war damals auf dem Gipfel seiner Macht. Von St. Cloud aus herrschte der Imperator im Styl des alten Roms; hier entwarf er die großen Pläne für die Verherrlichung Frankreichs und für die Unterjochung der Welt. Auf den einsamen Gängen im Park von St. Cloud war es, wo er die Ruhe fand zu den Betrachtungen des Philosophen, Gesetzgebers und für jene Werke der tiefen Staatsweisheit, welche sein Haupt noch mit Glanz umgeben werden, wenn alle seine Triumphbögen und Siegesssäulen von der Erde verschwunden sind. Von St. Cloud datiren jene Dekrete, welche die Staatsverwaltung gänzlich neu gestalteten und ihren Getriebenen jene einfache Konstruktion gaben, die nie übertroffen werden kann; — in St. Cloud ordnete er, nach Ausöhnung mit dem Papste, die Verhältnisse der Kirche und machte aus ihr, der Widerstrebenden, die Dienerin seiner Macht und das stärkste, mächtigste Werkzeug seines Willens; von St. Cloud aus regelte er die Erziehung des Volks, freilich als Kaiser und Herr, nicht als des Volkes Freund; nicht zum Dienste der Humanität, sondern zum Dienste der Selbstsucht; nicht zur Freiheit, sondern zur Sklaverei: — zur Heranbildung eines Geschlechts, das gehorchte aus Gewohnheit und des Bürgers Würde und Selbstbewußtsein kaum dem Namen nach kannte. — Von St. Cloud aus ordnete er auch die Rechtspflege seines weiten Reichs. Er gab ihr Gravität und Würde zurück, stellte den Richterstand auf den Roßhurn, und indem er dem Prozeßgang Festigkeit, Einfachheit, Schnelligkeit und Wohlfeilheit verlieh, wurde er der Wohltäter des Reichs, das ihm gehorchte. Damit aber die Unabhängigkeit der Richter nicht ein drückendes Band werde für seinen Despotismus, so schuf er gleichzeitig jene furchtbare Polizeigewalt, die alle Fäden des öffentlichen Lebens in ihrer Hand hielt und, seines Winkes gewärtig, stets bereit war, den imperatorischen Willen in den fernsten Winkeln seines Reiches zur That zu machen. Wie ein Netz breitete Napoleon sein Polizeisystem über das ganze Land, und ein Stern von Telegraphenlinien, welche in St. Cloud ihren Mittelpunkt hatten, gab seinen Befehlen die Aktion des Blitzes. — Auch das Beamtensystem reformirte er völlig, und durch konsequente Abstufung und Centralisation machte er die Staatsdienerschaft zu willenlosen und zuverlässigen Vollstreckern seiner Befehle. — Eben so wandelte er die Finanzwirtschaft ganz um; sie war ein Chaos geworden; er vereinfachte sie und ordnete sie. Napoleon wirtschaftete mit dem Volksvermögen wie ein sparsamer Haushalter, und mit einem Budget, das kaum ein Drittel der Summe erreichte, welche später der König des Friedens, Philipp von Orleans, durch sein Regiment verschlang, schuf der große Mann sich die Mittel, den halben Welttheil zu erobern, und gleichzeitig jene Werke des öffentlichen Wohls zu bauen, welche Mit- und Nachwelt anstaunen. Aber so haushälterisch er mit dem Gelde seiner Völker umging, so verschwenderisch war er mit ihrem Blute. Napoleon nahm da-

von, so viel ihm gelüstete, und so viel seine Pläne forderten, mußte ihm gegeben werden. Seine Dekrete aus St. Cloud vollendeten das Conscripti-
ons-system, und nie hat die Erde ein wirksameres Instrument für
den Krieg gesehen, als dieses. Die Blüthe der Nation gehörte den Schlach-
telfeldern. Sie zog, von dem Geiste des Ruhms voll bis zur Trunkenheit,
in die fernen Länder, wo Sieg und Tod ihrer harrten, wie zum Tanze.

Die ganze Summ dieses Wirkens verlieh aber seinem Reiche eine
Staatseinheit, stärker als jemals von einem Monarchen eine erdacht wor-
den war. Fortan war für Napoleon das Werk der Eroberung leichter.
Manche harrten des Angriffs nicht und taumelten ihm von selbst in den
Rachen; Andere überwand die List; die Starken aber warf er nieder in
einer Reihe von Schlachten, und vor seinem Schwert und seinem Genie
zerstob aller Widerstand wie leere Spreu. Bald gab es nichts mehr zu
überwinden auf dem Kontinente des Welttheils; die Nationen lagen ge-
fesselt, und Karls des Großen Reich war wieder neu geworden! Von den
dalmatischen Küsten bis zu den Pyrenäen, und von der Ostsee bis zu
Neapels Golf herrschte Napoleons Hand mit unumschränkter Gewalt,
als je ein Fürst des Alterthums geübt. Seine Völker waren willenlose
Werkzeuge; seine Bundesgenossen trugen das Zeichen der Dienstbarkeit,
und als Preis dafür, daß die Fürsten die Unabhängigkeit dem fremden Joch
hingegen, wurde ihnen nachgelassen, Tyrannei zu spielen mit ihren eige-
nen Völkern. Und sie, die aus den Händen des Gewaltigen Krone und
Scepter hingenommen als Kaufpreis der Unterwürfigkeit, gingen nun
zu Hof in St. Cloud und nahmen die Erniedrigung und den Hohn frei-
willig in den Kauf, als hätten sie am vollen Maß ihrer Schmach noch
nicht genug! Wer da nachschlagen möchte in dem Tagebuch dieses Schlos-
ses, in welchem die schmutzigsten Blätter deutscher Regentengeschichten ein-
gebunden sind! wer jetzt noch erzählen möchte, wie damals die neuen Sou-
veräne, angethan mit den Lappen, die der Mann der Insel ihnen aus dem
zerrissenen Reichsmantel zugeworfen hatte, sich in den Vorzimmern des
Imperators geberdeten und wie dieser sie behandelte? Wie ein persischer
Gesandter einst ein Vierteldugend deutsche Hoheiten für Kammerdiener an-
sah und ein anderes Mal der Leib-Mameluck einen König fortbeschied mit
den Worten: „Der Kaiser befiehlt, daß der Herr morgen wieder zufrage;
morgen früh elf Uhr!“ —

Wir Alten haben ja diese Zeit der Schmach selbst durchgelebt und
erinnern uns Alle noch der Rollen, welche deutsche Dynastengeschlechter da-
mals gespielt haben. Ja, wir werden es nie vergessen, wer dem Corsen
die Stücke der zerbrochenen Kaiserkrone abgehandelt hat und womit man
sie bezahlte! Wir werden es nie vergessen, wer die waren, die in den
deutschen Ländern vom Mechanismus des Kaiserreichs so viel einführten,
als nur möglich war; wie sie durch die Conscripti-
on das deutsche Volk blutgehuteten, um dem fremden Moloch Opfer zu bringen und um ein

eisernes Band über alle treibenden Volkskräfte zu schlagen; wie sie die Heere selber zu Institutionen der unbeschränkten Fürstengewalt erniedrigten; wie sie die Beamtschaft dressirten zu einem zweiten Friedensheere, den Staatsdiener in Uniform steckten, ihn militärisch disciplinirten und, ihn gliedernd von Staffel zu Staffel von Rang zu Rang, daran gewöhnten, im Fürstenwillen die einzige Quelle seines Sollens zu suchen; wie Alles, was dem System des Despotismus hindernd entgegentrat — die Tradition von Stammes Art und Sitte, das örtliche und provinzielle Recht, die Freiheiten und Privilegien von Ständen und Körperschaften, die Macht des Herkommens und der Gewohnheit, der Stolz selbstständiger und unabhängiger Gesinnung, — bekämpft wurde fort und fort, damit man ausrotte alle Kraft des Widerstands; wie endlich alles Regieren darauf hinausgegangen war, die Massen zu konglomertren in ein Ganzes, dem man den Gehorsam als Lebensprincip einimpfte und unter dessen Herrschaft die Staatsbürger nur als Ziffern und Zahlen nach der Höhe des Ertrags galten! Damals war es, wo, um zugleich dem fremden Dienstherrn und der eigenen Hoffart zu genügen, die deutschen Regierungen jenes Pump- und Saugwerk an alle produktiven Kräfte der Nation legten, auszuziehen das Mark aus Bürger und Bauer und die Verarmung in die Massen zu verbreiten. Und zu allem andern Bösen wurde auch noch jene spähende, schleichende Macht eingeführt, welche den Argwohn auf die Stufen der Throne setzte und den Fürsten wie das böse Gewissen nachging. O schmachvolle, unvergeßliche Zeit! Deutschland war verurtheilt, doppelte Ketten zu tragen: die des fremden Oberherrn, und die von eigenen Fürsten, welche ihrerseits vor keinem Sklavendienste errötheten. In den Schlössern von Souveränen räucherte man dem fremden Herrn, golden glänzte sein Name in den deutschen Kalendern, und seine Geburts- und Namenstage wurden der Nation von ihren Regierungen als Freudenfeste empfohlen! War es da ein Wunder, daß alles Nationalgefühl und alles nationale Bewußtsein getödtet und jeglicher Sinn für bürgerliche Freiheit und Selbstständigkeit bis zur Wurzel zerfressen wurde? Dieses Loos traf jedoch Deutschland nicht allein. Weit über seine Grenzen hinaus reichte die Fluth, bis an die Säulen des Herkules ging sie, und alle Nationen und Fürsten des europäischen Kontinents beugten ihr Haupt vor dem Adler, der in St. Cloud horstete.

Und in St. Cloud war es, wo ein Federzug und ein Moment das zwanzigjährige Riesenwerk vernichteten. Die Urkunde seiner zweiten Abdankung hat Napoleon in St. Cloud unterzeichnet. Verrathen, gefangen, angeschmiedet an den einsamen Felsen des Oceans, verwandelte sich nun der Heroß in den Seher, und von den Lippen des Sterbenden trugen die Wogen jene Weissagungen in die alte Welt, welche eingetroffen sind bis zur heutigen Stunde.

St. Cloud hat noch manches interessante Blatt in seiner Chronik. Hier unterzeichnete Karl X. im Juli 1830 jene Ordonnanzen, welche die Revolution aus ihrem Grabe riefen und ihre Geister aus der Tiefe. Von St. Cloud floh der Thronerbe aus Frankreich, Heinrich V., der fahrende Ritter der Restauration. Die Republik öffnete Schloß, Park und Gärten dem Volke — und das Volk, einem Kinde gleich, lachte und scherzte da, wo die Pläne gemacht wurden, welche die Welt mit Blut und Thränen füllten.

Der Palaß von St. Cloud steht am Seine-Ufer, zwei Stunden unterhalb Paris, malerisch auf einem Hügel, umgeben von den prächtigen Parkanlagen, welche die Gelände und Anhöhen über eine Stunde weit bedecken. Es war in alter Zeit ein Kloster, das der Enkel Clodowigs, Clodowald, gründete, der auch in demselben starb. Später wurde ein königliches Jagdhaus daraus und Ludwig XIV. baute das heutige Schloß. Es besteht aus einem Hauptgebäude und zwei Pavillons und imponirt weniger durch seine Größe, als durch die Harmonie der Verhältnisse und den Reichtum seines äußern Schmucks. Die innere Ausstattung trägt den großen Charakter Napoleons. Sie ist einfach und edel. Der Kaiser verschmähte es, den kleinlichen Glitter der Macht zur Schau zu tragen. Aber die herrlichsten Werke der Kunst, — Trophäen seiner Eroberungen und Siege, — machten St. Cloud zu einer Villa Hadriana. Zwar ist Manches verschwunden; aber zum Bewundern ist genug übrig geblieben. Die einstigen Wohnungen des Kaisers haben theilweise noch ihre ursprüngliche Einrichtung und Ausstattung. Die Lilien, welche die Adler während der Restauration verdrängt hatten, sind abgefallen; die Embleme der Macht und des Ruhms sind seit der Revolution überall an ihren Platz zurückgekehrt.

Die Gärten des Palaßes sind von Le Notre angelegt. Sie wurden stets auf das Sorgfältigste erhalten. Bassins, Wasserkünste, Statuen von Marmor und Erz, hohe Laruswände und Blumenparterres geben ein eigenthümliches anziehendes Bild. Die Prachtpartie ist die Cascade, der Gegenstand des vortrefflich ausgeführten Stahlstichs. Die Wassermasse steigt in Absätzen aus einer Höhe von 108 Fuß in das große Bassin hinab, aus dessen Tiefe mächtige Wasserstrahlen 100 Fuß hoch in die Lüfte steigen. Das Ganze verhält sich freilich gegen die großen Werke der Natur, z. B. gegen den Rheinfluss bei Schaffhausen, wie ein Feuerberg auf dem Theater gegen den speienden Aetna, — und die Löwen, Hyänen, Schlangen und Seeungeheuer, die sich einander die Wasser in's Gesicht speien, mahnen an die Träume eines Wahnsinnigen.

SCHEIDING DER ROEGELANDE BEN LAKK GEORGE

UTRECHT STADEN V. N. A.

St. Cloud hat noch manches interessante Blatt in seiner Chronik.
~~hier befindet sich Blatt X im Juli 1830 jene Ordonnancen welche die~~

Hier
Rev.
St.
Ritt
dem
da,
nen

unter
Part
decke
doal
Jagd
steht
durch
thun
Char
schm
die I
Sieg
Man
Die
liche
der D
und
gekeh

den f
von !
eigen
der C
steigt
aus
gen.
z. B.
Thea
gen i
mahi



SCENERIE DER KOCHILANTIE BET LAKE GEORGE

VERLIN STAATEN V. N. A.

Zeichnung d. K. G. G.

Verlag v. K. G. G. in Berlin

... als Sündboten eines liebe-
vollen Morgenslichts und daß
dem ihm ein erhabener Geist durch
den hat es Vieles voraus vor tau-
sach reiches Wachs, aus dem die frö-
hlichen Gestaltung formen; soll's
aus ein großer Meister seine Contou-
ren einnehmen wandert und die ge-
he. Bei dem Tiere bleibt die Ge-
ist des Kindes Geist aber reflektir-
nicht, da reifen sie zum Bewußtsein
in jugendliche Seele ein. Der klein-
ste Dasein tritt, nimmt bereitwillig
den par legendbringenden Frucht sich
den beginnt mit seinem Dasein.
Wollt sie fort, ihr bleiben für immer
nicht minder lange haftet der Stach-
sel. In den ersten Jahren der Ki-
nder das ganze Dasein des Menschen

Die Seen St. Georg und Barhydt

im Staate New-York.

Der ist glücklich zu preisen, dessen Wiege das Schicksal unter einem freundlichen Himmel, unter dem Dach prangender Waldbäume, unter dem Schatten kühn geschwungener Berge, an den kühlen Ufern blinkender Seen oder unter rauschenden Strömen aufgeschlagen hat und der die erste Erziehung einer freundlichen Natur verdankt, und der ist zu beneiden, welcher, fern vom Staub der Schulstube oder den tristen Mauern einer Stadt, seine früheste Beobachtung an dem reiz- und wechselvollen Panorama einer schönen Landschaft und an der bunten Mannichfaltigkeit der Naturerscheinungen üben kann. Wenn des unschuldigen Kindes Auge in das Boudoir der bräutlichen Natur blicken und sich an den reizenden Toiletten des Morgens und Abends, des Frühjahrs und des Herbstes ergötzen darf; wenn sein lauschendes Ohr, noch ehe es die Dissonanzen der Menschenvwelt vernommen, die lauterer Harmonien der Schöpfung vernimmt: — das Concert der Vögel, geheimnißvoll rauschender Waldgipfel, der klagenden Winde, der murmelnden Wellen; — wenn die ersten Schläge seines Bewußtseins die Sendboten eines liebenden Gottes begrüßen, der Purpurglanz seines Morgenlichts und das Blinken seiner freisenden Gestirne; wenn ihn ein erhabener Geist durch die zarten Jahre des Lebens leitet — dann hat es Vieles voraus vor tausend Andern. Des Kindes Seele ist wie weiches Wachs, aus dem die frühesten Eindrücke die Anlage zu seiner künftigen Gestaltung formen; soll's aber ein wahres Kunstwerk werden, so muß ein großer Meister seine Contouren umreißen, ehe es in die Werkstätte des Steinmeßers wandert und die geschickte Hand Meißel und Politur anlegt. Bei dem Thiere bleibt die Empfindung bei den Sinnen stehen; auf des Kindes Geist aber reflectiren vielfältig und tausendfarbig die Eindrücke, da reifen sie zum Bewußtsein und prägen sich unauslöschlich tief in die jugendliche Seele ein. Der kleine Fremdling, der aus der Nacht in's helle Dasein tritt, nimmt bereitwillig die Keime auf, die zur Giftpflanze oder zur segensbringenden Frucht sich entwickeln. Die Erziehung des Menschen beginnt mit seinem Dasein. Was des Kindes Seele zuerst fühlt, fühlt sie fort, ihr bleiben für immer die ersten Eindrücke der Freude, und nicht minder lange haftet der Stachel, den der erste Schmerz in sie einsetzt. In den ersten Jahren der Kindheit wird in den meisten Fällen schon über das ganze Dasein des Menschen entschieden.

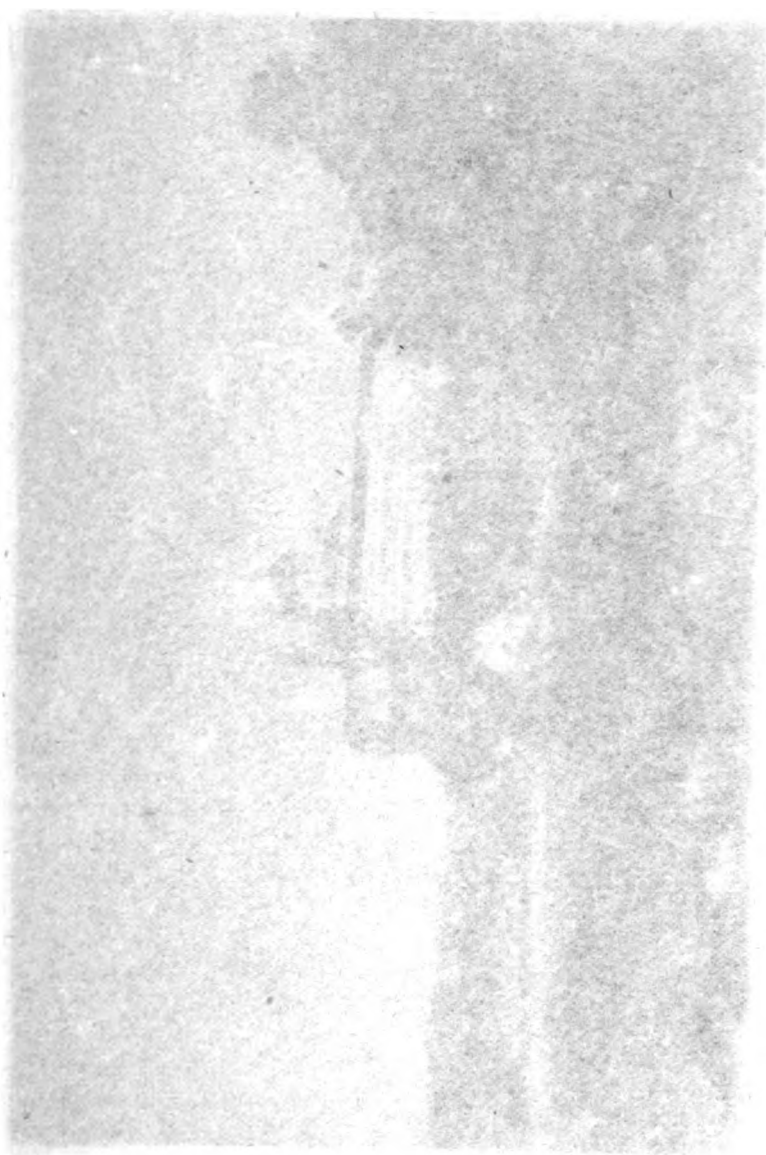
Man sehe sich um in den Werkstätten, aus welchen Jene hervorgegangen sind, die auf den Höhen des Lebens, auf den Zinnen der Wissenschaft, an der Spitze der Kultur standen: die Streiter des Glaubens, die großen Staatsmänner, die tiefen Denker, die Träger und Märtyrer der Humanität. Empfangen sie ihre erste Lehre, die Potenz ihrer Begabung und die Kraft ihrer Entschlüsse nicht fast Alle aus den Händen einer großartigen Natur? Anregung und Begeisterung wurde ihnen aus dem frühesten innigen Verkehr mit dem Genius, der in Gottes Schöpfung waltet, ihre Seele war der Spiegel, der die unmittelbaren Eindrücke der Erscheinungen aufnahm und festhielt, unbewußt stimmte ihr Inneres im harmonischen Zusammenklang mit den Stimmen, die aus Wald und Busch, aus Berg und Thal, aus Sonnenlicht und Sturm reden. Dem Auge, das über der unbegrenzten Meeresfläche schweift, folgt der Gedanke, er ergeht sich darüber hinaus in den Gebieten der Unendlichkeit, und mit dem Blick, der sich nach den Vergesspielen emporrichtet, erhebt sich die ahnungsvolle Phantasie in's Blau des Himmelsraums. Das geheimnißvolle Waldesdunkel kehrt den Sinn zur Reflexion, mit der wandernden Welle und fliehenden Wolke zieht der Geist nach Entdeckungen aus, und wo sich dem kühnen Verlangen, diese Welt sein eigen zu machen, Gefahren und Schwierigkeiten entgegensetzen, wo der reißende Strom oder die steile Felswand dem Fuß ein Halt gebieten, wo sich der Pfad in des Waldes Dickicht verliert, wo kein Ausweg zu finden, überall, wo die Elemente Widerwärtigkeiten bieten und die Natur zum Kampf auffordert, erst da lernt der Mensch seine Kraft kennen und üben, da stählt sich der Muth und erstarkt das Selbstvertrauen in gleichem Maße. Anders, wenn der Mensch beständig gehütet und sorgfältig am Gängelband gehalten wird, wenn bloß des Erziehers Mund, oder das Buch ihm ein falsches Bild der Welt vorhalten, wenn das Sonnenlicht ihm nur durch trübe Fensterscheiben leuchtet, der bunte Teppich seiner Arbeitsstube seine Blumenwiese ist, und Schritt und Tritt, Wort und Gedanke unter Aufsicht von Regel und Vorschrift beständig stehen. Das gibt die künstlichen Menschen, die nur Erlerntes, nichts selbst Erzeugtes und selbst Gedachtes in sich tragen und sich wie Gliederpuppen, denen der konventionelle Zwang Arm und Bein rect, gegen die lebendige Schönheit verhalten. Die Armen, denen schon so frühe die gleißnerischen Sitten der Gesellschaft, die Heuchelei und Unwahrheit im Umgang, die Leidenschaften und die Schwächen, welche die Welt bewegen, der Schmutz und die Entartung, die sich im großen Menschenleben ausscheiden, die schul- und kanzelgerechte Lehre, alle Freiheit und Selbstbestimmung rauben — wie sind sie zu beklagen! was kann sich ihnen Anderes in die junge Seele prägen, als ein getrübbtes Bild von der Ordnung der Dinge, der sie angehören, eine verzerrte Vorstellung von den Idealen und Freuden, welche die Welt für sie aufbewahrt, eine ärmliche Meinung von dem eigenen Beruf und den Zielen, für die sie sich zu bilden haben: — denn ihnen

ist es ja versagt, die Typen ewiger Schönheit zu erkennen, welche die Natur jedem empfänglichen Auge zeigt. Wer so glücklich ist, sich den Sinn für die erhebende und tröstende Freude an Gottes Schöpfung zu bewahren, und ihre Lehren zu empfangen, der allein mag sich getrost auf die gefährliche Bahn des großen Menschenlebens wagen, um sich, im Kampfe mit dem Ungemach, dem Feindlichen, was ihm an Menschen und Dingen begegnet, zum Charakter auszubilden. Die Energie, die ihm die Schule der Natur verleiht, wird alle Widerwärtigkeiten zu überwinden wissen, der lautere Born, aus dem seine Kraft entspringt, hält seine Gesinnung von allem Schmutz, allem Gemeinen und Niederen rein, das sich ihr aus der Berührung mit der Welt anheften möchte, all' seinem Thun und Lassen, seinem Treiben und Denken, seinem Streben und Weben, seiner Freude und seinem Leid wird nie der Charakter der Würde fehlen, den Adel höherer Intuition wird er niemals vermissen.

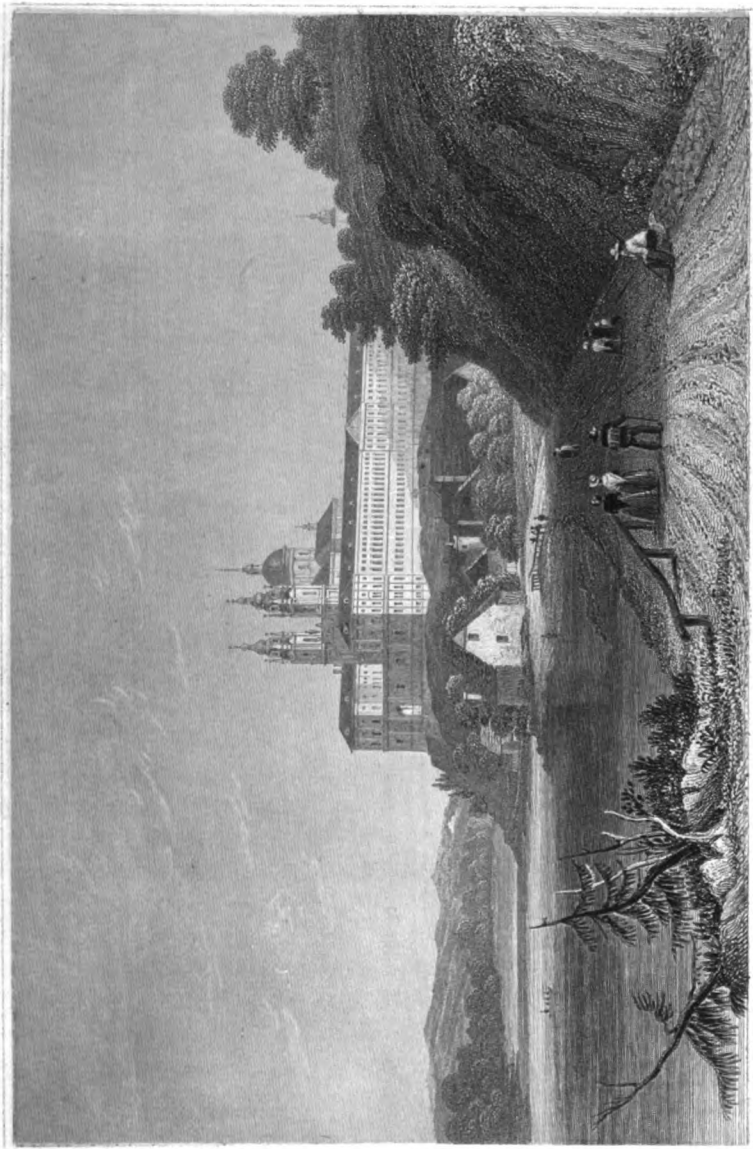
Gilt es als Wahrheit für den Einzelnen, daß er an den Brüsten der Natur ihren Geist und Charakter in sich aufnimmt, so bewährt sich dies auch in dem großen Volksleben, seit wir Geschichte schreiben. Je höher die Berge, die ein Volk bewohnt, desto höher schlägt auch sein Herz, desto höher schwingt sich sein Muth, desto fester wurzelt auch sein Freiheitsinn, seine Vaterlandsliebe, sein Glaube, seine Kraft. Sind nicht die vom Heldenstirn gefühlten Menschen am Kaukasus, wie die Schweizer und Tyroler und das Völkchen der Basken in den Pyrenäen, — ruhmreich in ihrer Vergangenheit und frisch jugendlich und unbezwinglich in der Gegenwart, — die lebendigen Zeugnisse für diese Wahrheit? Stehen sie nicht wie das tönende Bild des Memnon an den Ufern der Geschichte und trogen sie nicht seit Jahrhunderten den Stürmen, welche die Völker der Ebene wie den Sand der Wüste umher wehen? Und jene, die an der flachen Meeresküste wohnten, die Phönizier, Karthager, Genuesen und Venetianer, wie mächtig reizte das Meer zum Zagen und Wagen, wie kühn forschte ihr Auge in unbekannte Fernen, wie begierig streckte sich ihr Arm nach den Schätzen fremder Länder, wie verwegen spähten ihre Segel nach neuen Entdeckungen, wie riesenhaft wuchs ihre Kraft und ihr Muth im täglichen Kampf mit der Gefahr: aber auch wie rasch versank der Nationalgeist in Zwietracht und Händelsucht, wie bald entnervte der Genuß, der Reichtum und das Wohlleben die Sehnen der Seele, wie kurz dauerte die Blüthe ihrer Kultur, wie vergänglich war der Glitterglanz ihres Ruhmes und wie schnell verblühte er vom Betasten einer starken erobernden Hand. Flache Küsten haben fast nie hohe Ideen und dauernde aufopfernde Liebe der Freiheit genährt; konnte sich die Lust an Eroberung, Herrschaft und Reichtum nicht mehr außerhalb der eigenen Grenzen ergehen, so schrumpfte sie zu kleinlichen Interessen ein, die das Feuer des Patriotismus, die Energie zu einer einheitlichen, aufopfernden Thätigkeit ersticken machten.

Ein Land der Wälder und Wasser ist Nordamerika. Dort, wie in Germanien zur Zeit des Tacitus, gedeiht im Schatten der Forste ein großartiger Gemeingeist, der sich mit der blanken Art seine Bahnen zu den entferntesten Grenzen schlägt und stets bereit ist, sie als Wehr und Waffe gegen den Eindringling zu kehren, der seinem freien Verkehr, der Flugkraft seiner Spekulation, der Souveränität seines Willens Fesseln anlegen möchte. Auf den Strompfaden, welche die äußersten Glieder des großen Kontinents zusammen knüpfen; auf den Binnenmeeren, welche so große Gebiete des innern Landes zur Küste machen, stürmt der freie Geist auf und nieder, er begegnet sich an tausend Punkten und schlägt sprühende Funken, die zündend und leuchtend in die Nacht der Wälder fallen, so viel Lichtpunkte der Kultur, so viel Opferflammen der Freiheit. — So unermesslich die Waldflächen, so unabsehbar die Rinnfale und Spiegel der Gewässer, so weit ist der Tummelplatz des amerikanischen Geistes, so weit jedes Nordamerikaners Bahn, sein Glück zu erjagen und so weit auch das Herz, in dem die amerikanische Freiheit wohnt.

Rechte Charakterzüge im Angesicht des Landes sind die Scenerien vom Georg- und Barhydt-See, zwei Geschwistern aus dem Staate New-York, von denen der erstere mehr das Gepräge des Ernstes und der Kraft, der andere mehr das der Lieblichkeit und Anmuth trägt. Prächtige Wälder umgeben sie, so mannichfaltig in Art, Gruppierung und Farbmischung, als in den Formen von Aesten, Laub und Blüthen. Zwischen dem mancherlei Grün der zahlreichen Eichenarten und des stolzen, hoch aufgeschwungenen Ahorns ragen die dunkeln Koniferen, die leuchtende Silberpappel, der gluthrothe Sumach; um saftige Platanen zittern die schlanken Espen; scheu umflattern sie buntfarbige Spechte und andere Waldbögel in schillernden Farben, und von einer duftigen Frische wird Jeder umfangen, der das wunderbare Walddunkel betritt. Seinen Boden deckt schwarzes Moos, man sieht übereinander gestürzte Baumstämme und Aeste überwuchert von Sumpf- und Kletterpflanzen; dazwischen bricht der junge Ausschlag wieder durch, und saugt mit seinen üppigen Schossen gierig Luft und Freiheit; neben ihnen stehen wohl auch noch dürre Baumleichen aufrecht, gestützt von der jungen Generation, und lassen von ihren entlaubten Aesten bleiche Flechtenzöpfe niederhängen; dort neigen sich die Baumwipfel über einem schäumenden Waldbach zu einander, wilde Reben schwingen sich hinüber und herüber und wölben eine Reihe grüner, hoher Grotten. Hier ist ein gar eigenes Leben und Wirthschaften der Bäume und Pflanzen; es ist gleichsam eine geschäftige Welt für sich. Bei der Scenerie des Georgsee's gesellen sich dazu die Klarheit des Wasser-



Paris, France, N.Y.B.



BENEDICTINE ABBEY MOLL on the DONAU

in Austria

THEOPHILUS

Spiegels, welche so groß ist, daß man Fische und Muscheln tief am Boden sieht, und die felsigen Gilande und malerischen Baumgruppen, mit denen die glänzende Fläche besät ist. Ernst erheben sich aber ringsum die Gebirge, eine Felswand ist auf die andere, ein Fiß über den anderen gethürmt, durchbrochen von finstern Schluchten und ihre waldbedeckte Sockel in den See niedertauchend.

Wenige Meilen davon, nach Saratoga zu, liegt noch eine Gruppe kleinerer Seen, wie Diamanten in's Walddesgrün gestreut. Der Varhydtsee ist der lieblichste derselben. Er ist berühmt bei der fashionablen Badewelt wegen seiner trefflichen Forellen und dem Ueberfluß an Kühle und an Schatten, Waldeinsamkeit und Romantik, an denen allen Saratoga selbst, das Baden-Baden Amerika's, so arm ist. Doch auch das wird allmählig anders. Das Kaleidoskop des Badeslebens wirft mehr und mehr seine beweglichen Strahlen nach diesem stillen Plätzchen, und der Beobachter findet da weit mehr Gelegenheit, über die Thorheiten und Eitelkeiten der Menschen zu philosophiren, die unter seinen Augen vorgehen, als der Stimmung der Ruhe und Feierstille nachzuhängen, zu der der Anblick des See's so freundlich einladet.

Die Benediktiner-Abtei Mölk in Oesterreich.

Der Mensch erlangt nie, was er wünscht, weil seine Wünsche den Köpfen der Hyder gleichen. Den abgeschlagenen wachsen andere nach. Jeder befriedigte Wunsch zeugt neue, und darum ist es Sisyphusarbeit, in der Erreichung derselben Glück und Zufriedenheit zu suchen. Erst wenn man entbehren gelernt hat, statt zu erwerben, hält die Welt, was sich der bessere Mensch von ihr verspricht. Erstaunt wird dieser dann gewahr, daß er außer sich gesucht hatte, was er nur in sich selbst finden konnte, und Glück und Zufriedenheit, die ihn geflohen hatten, so lange er um sie gerungen, nach aufgegebenem Kampfe kehren sie ein als ungerufene und unwartete Gäste!

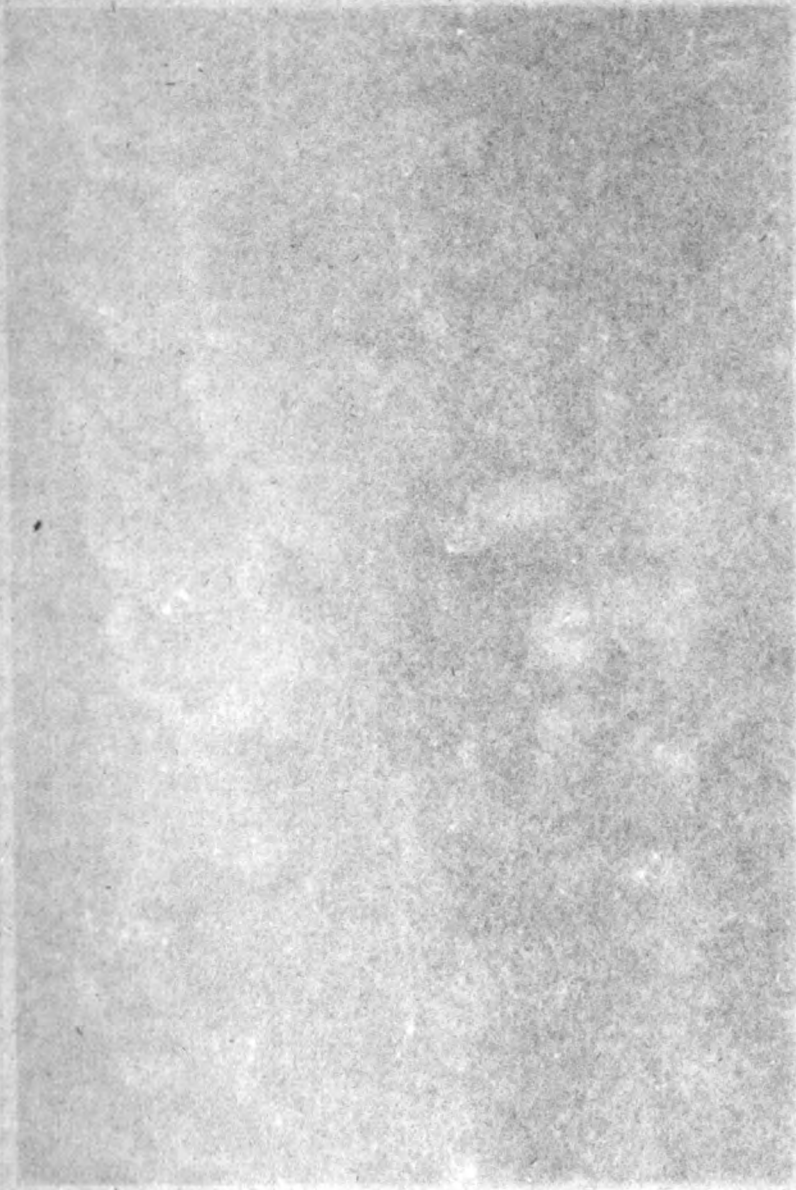
Diese Wahrheit, obschon von der täglichen Erfahrung bestätigt, hat dennoch eine gefährliche Seite. „Warum soll ich denn“, möchte daraus gefolgert werden, „mein Schifflein mit Noth und Gefahr zu steuern der hohen, stürmischen See des Lebens, da ich doch auf derselben nicht erlangen kann, was ich suche? Warum soll ich Kraft und die schönste Lebenszeit

daran setzen, mühselig nach Zielen zu ringen, die sich jedesmal weiter entfernen, sobald ich sie erlangt zu haben wähne? warum einen nutzlosen Kampf erst wagen, ehe ich ihn aufgebe? Klüger ist's, ich verzichte von Anbeginn darauf und lerne entbehren, ehe ich genieße, was doch nicht sättigt. Ein Mönch in seiner Klause ist am Ende ein nicht schlechterer Philosoph, als Aurel im Purpur, oder Diogenes im Fasse, und es hat jener die Weisheit jedenfalls wohlfeiler, und übt sie bequemer, als diese beiden". — So haben Tausende gedacht und Viele denken noch so, und das nächste Kloster dünkt ihnen des Lebens beneidenswerthester und schönster Ort.

Wenn dem so wäre, lieber Leser, so wäre jenes prachtvolle Haus in einem irdischen Paradiese fürwahr ein Magazin voll irdischer Glückseligkeit. Aber zum Wohle der Menschheit verhält sich's anders. Nein! Es gibt keinen Genuß hienieden ohne den Stachel des Bedürfnisses, keine Ruhe ohne ermüdende Anstrengung! Immer setzt jener ein Entbehren, dieser eine Thätigkeit voraus. Ruhe ohne vorausgegangene Anstrengung ist Müßiggang, und der gibt nie dem Menschen Zufriedenheit und Glück. Wer niemals sich müde arbeitete, wird niemals die Seligkeit des Ausruhens zu schätzen wissen, und wer nicht Kraft und Jugend an die Erreichung seiner Wünsche setzte, kennt auch die Seligkeit der Resignation nicht. Nur auf den mit nützlicher Arbeit ausgefüllten Tag blickt der rechte Mann mit Zufriedenheit, und es bleibt ausgemacht: Rühmliche und freudvolle Ruhe ist nur der Lohn eines in Anstrengung und Mühen für edle und nützliche Zwecke hingebachten rühmlichen Lebens. Glaube mir: Washington beschloß seine Tage in ländlicher Zurückgezogenheit mit reichern und ganz andern Gefühlen und Genüssen, als in jenem königlichen Hause ein Prälat, welcher von früher Jugend an bis zum Grabe sich im Schooße der Ruhe, der Sorglosigkeit und des Ueberflusses wiegt.

Königlich nannte ich das Haus; und fürwahr, kein Monarch der Erde möchte sich dessen schämen. Aber auch ganz Oesterreich hat kein zweites Mülk, keine Abtei so prachtvoll und so unermesslich reich, als diese der Benediktiner. Ihre Einkünfte betragen mehr als eine Million. Es ist einleuchtend, daß die Ordensgeistlichen sie unmöglich ganz für sich verbrauchen können, und rühmlich ist's, daß ein wissenschaftlicher, dem Orden eigenthümlicher Sinn die Ueberschüsse zur Unterhaltung höherer Bildungsanstalten und Institute anwendet, welche seit langer Zeit mit der Abtei vereinigt sind. Mülk enthält ein theologisches Seminar, ein Gymnasium (besonders zu gründlichen philologischen Studien geeignet), mit einem Convictorium für arme Schüler, eine berühmte an Incunabeln und Handschriften reiche Bibliothek, und ausgezeichnete naturhistorische und kunstgeschichtliche Sammlungen.

Der Bau der der Donau zugekehrten Fronte (des sogenannten Stifts) ist ein Werk Brandauer's, in welchem Oesterreich einen Palladio ehrte.



HEILBRONN und NECKAR

Zeichnung d. Verleger.

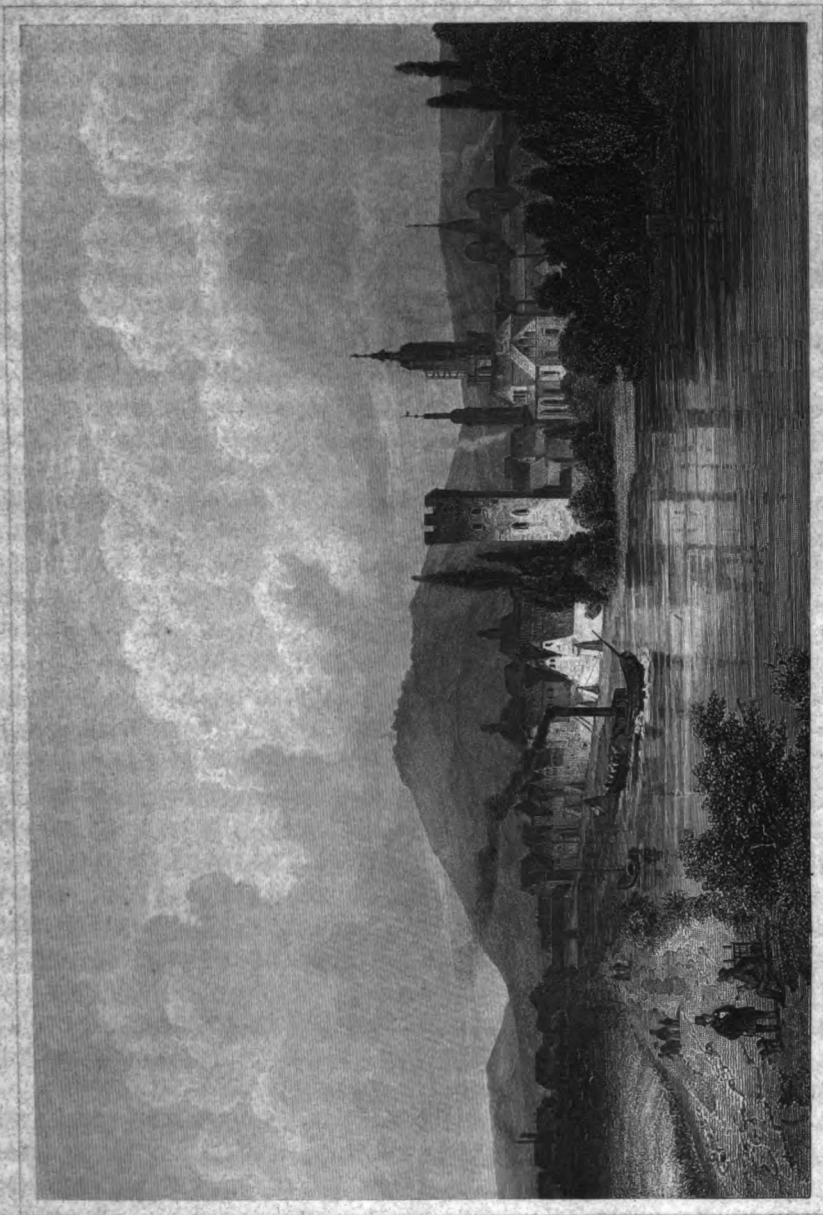
Ant. d. Kasselner & Bielefelder Verleger.

da man mühselig nach Zielen zu ringen, die sich jedesmal weiter ent-
fernen, sobald ich sie erlangt zu haben wähne? warum einen nutzlosen
Kampf erst wagen, ehe ich ihn aufgebe? Klüger ist's, ich verzichte
von vorn herein darauf und lerne entbehren, ehe ich erwache, was doch nicht
satt ist. Was in seiner Klausur ist am Ende ein nicht schlechterer
Platz als das Leben im Purpur, oder Diogenes im Faße, und es hat
jemals keinen Zweck, sich wohlfeiler, und übt sie bequemer, als diese
bequemen Tausende gedacht und Viele denken noch so, und
da man sich nicht ihnen des Lebens beneidenswerthester und schön-
ster

Freude berauben kann, so wäre jenes prächtvolle Haus in
ein elendes Bettelhaus, jenes voll irdischer Glückseligkeit.
Man mag sich der Klugheit nicht anders. Nein! Es gibt
keine Ruhe ohne das Bewußtsein des Bedürfnisses, keine Ruhe
ohne Kampf und Anstrengung. Jener, der sich nicht entbehren, dieser
der sich nicht anstrengen kann: Ruhe ohne vorausgegangene Anstrengung ist
Mühsal, und es gibt nie dem Menschen Zufriedenheit und Glück.
Wer nicht mühsam gearbeitet, wird niemals die Seligkeit des Ausruhens
zu schätzen wissen, und wer nicht Kraft und Jugend an die Erreichung seiner
Wünsche setzte, kennt auch die Seligkeit der Resignation nicht. Nur auf
dem nützlichsten Arbeit ausgefüllten Tag blickt der rechte Mann mit
Zufriedenheit, und es bleibt angemacht: Rühmliche und freudvolle Ruhe
ist der Lohn eines in Anstrengung und Mühen für edle und nützliche
Ziele hingewandten, ehrsüchtigen Lebens. Wende mir: Washington
bevorzugt das Leben im einfachen, sparsamen Hause mit reichem und ganz
an dem Leben der Menschen, als in dem königlichen Hause ein Prälat,
wo man sich nicht nur selbst, sondern auch die Welt vor sich im Schooße der Ruhe,
der Bescheidenheit und der Einfachheit sieht.

Washington selbst ist ein Monarch der Erde
mit der Welt im Schooße. Aber auch ganz Oesterreich hat kein zweites
Mittel, keine Art, so reich und so unermesslich reich, als diese der
Benediktiner. Der Orden betragen mehr als eine Million. Es ist
einsprechend, daß die Ordensgeistlichen sie unmöglich ganz für sich ver-
brauchen können, und rühmlich ist's, daß ein wissenschaftlicher, dem Orden
eigenständlicher Sinn die Ueberschüsse zur Unterhaltung höherer Bildungs-
anstalten und Institute anwendet, welche seit langer Zeit mit der Abtei ver-
eint sind. Wien enthält ein theologisches Seminar, ein Gymnasium
(besonders zu gründlichen philologischen Studien geeignet), mit einem Con-
viktorium für arme Schüler, eine berühmte an Incunabeln und Handschrif-
ten reiche Bibliothek, und ausgezeichnete naturhistorische und kunstgeschicht-
liche Sammlungen.

Der Bau der der Donau zugekehrten Fronte (des sogenannten Strifts)
ist ein Werk Brandauer's, in welchem Oesterreich einen Palladio ehre.



HEILBRONN am NECKAR

Zeichnung v. Tiedge

Ans d. Kupferst. & Holzst. in H. 1833

und Ruinen herab: — zunächst
die wohl erhaltenen Schlösser &
Maria-Theresia, einer der be

Se

Im schönen fruchtbaren
Niederlassung, entstand bald
Heilbrunn, welches Namen
glaubte in jener Zeit große
auf und Karl der Große, we
der dort aufhielt, erbaute sich
Hals erhob. Stadtrecht er
König III. verlieh ihm so
welche erst kurz vor der Auf
Jahre 1803

Dem prächtigen Aeußern ist das Innere entsprechend. Ueberaus reich geschmückt ist die Kirche, vor deren Portal die kolossalen Statuen der Heiligen Leopold und Coloman aufgerichtet stehen. Den Plafond der großen Kuppel malte Rothmayr, an den Altären halfen ihm Bachmann und Paul Troger. Noch bedeutendere Schätze der Malerei bewahrt die Prälatenkapelle; viele Bilder altdeutscher Meister aus der besten Zeit.

Aus den Fenstern dieses geistlichen Palastes und von den erhabneren Punkten des Stifstgartens genießt man reizende Aussichten auf die Donau und deren Umgebungen, von einer Reihe bewaldeter Berge im Halbkreise umlagert. Von vielen der letztern prangen Burgen, oder blicken Kapellen und Ruinen herab: — zunächst Weiteneck, in Trümmern, etwas ferner die wohlerhaltenen Schlösser Schönbiel und Lubeneck, und die Kirche Maria-Täferl, einer der berühmteren Wallfahrtsorte Oesterreichs.

Heilbronn.

Im schönen fruchtbaren Neckarthale, auf der Stelle einer römischen Niederlassung, entstand bald nach dem Untergang der Römerherrschaft Heilbronn, welchen Namen der Ort einer Quelle entlehnte, der der Volksglaube in jener Zeit große Heilkräfte zuschrieb. Der Flecken blühte schnell auf und Karl der Große, welcher sich eine Zeitlang zum Gebrauch der Bäder dort aufhielt, erbaute sich ein Schloß, das er zum Rang einer königlichen Pfalz erhob. Stadtrecht erhielt Heilbronn vom Kaiser Heinrich IV., und Konrad III. verlieh ihm sammt seinem Gebiet die Reichsunmittelbarkeit, welche erst kurz vor der Auflösung des Reichs selber verloren ging. Im Jahre 1803 kam es mit den übrigen schwäbischen Reichsorten an Württemberg zur Ausstattung des neuen Königreichs.

Heilbronns herrliche Lage in einem der gesegnetsten deutschen Gauen, der Wein, Obst und Getreide in Ueberfluß hervorbringt, an der württembergischen Staatsbahn und an der Stelle, wo der Neckar für größere Fahrzeuge schiffbar wird, auch am Kreuzpunkte mehrer Hauptstraßen, wo der Verkehr zwischen West- und Ost-, Süd- und Norddeutschland wechselt, hat dem Orte so viel Elemente beständigen Gedeihens gegeben, daß es nicht Wunder nehmen kann, wie trotz großer Unfälle in früheren Zeiten und nach dem Verluste seines Gebiets und seiner Selbstständigkeit, die Stadt fortschreiten konnte in Wohlstand, Größe und Bevölkerung. Sie hat jetzt nahe an 15,000 Einwohner und

eine noch raschere Entwicklung ist in dem Fall voranzusehen, daß die Stadt das Kreuz der Eisenwege erhält, welche zur zweckmäßigsten Verbindung der bayerischen, württembergischen und badischen Bahnen noch nothwendig sind. Ein Hauptnahrungsweig Heilbronn's, das Expeditionsgeschäft, wird dann einen großen Aufschwung erlangen.

Das Innere von Heilbronn ist in seinen ältern Stadttheilen gar stattlich und behäbig, nach nürnberger oder augsburger Weise; die neuern Partien sind freundlich und licht, wenn auch ohne höhere Ansprüche auf Schönheit. Die Altstadt prangt mit mehren großen, durch Styl und Bauart ausgezeichneten alterthümlichen und geschichtlich merkwürdigen Gebäuden; Rathhaus, Gözens Thurm (wo der Verlichingen gefangen saß), das Schloß, die Kilianskirche, der herrliche Brunnen am Markte sind des Beschauens wohl werth. Der Gewerbefleiß hatte von jeher in Heilbronn eine rühmliche Stätte, und verschiedene Fabrikationszweige genießen weithin einen begründeten Ruf und werden großartig betrieben. Zwei Maschinen-Papierfabriken setzen allein jährlich für eine halbe Million Gulden ab; und der Gesamtwertb der hiesigen Fabrikate wird zu 3 Millionen jährlich, die Anzahl der Hände, die durch sie beschäftigt werden, über 8000 geschätzt.

Das Leben in Heilbronn ist angenehm und nicht theuer. Es ist, wie in fast allen württembergischen Städten, viel Bildung und viel Wissen unter der Bevölkerung verbreitet und in der Gesellschaft herrscht ein freier ungewongener Ton, den die strenge Scheidung nach Klassen und Ständen, — hier wenig bekannte und noch weniger beliebte Dinge, — nicht beeinträchtigt. Große Männer mit großen Zwecken hat Heilbronn unter seinen Mitbürgern niemals gehabt; Menschen, die die Erde verändern und in das Rad der Weltgeschichte eingriffen, hat es nicht geboren; aber an glücklichen, heitern Alltagskindern hat es, wie die Sage geht, hier nie gefehlt. Heilbronn hat nichts dabei verloren. Ich gehe selbst lieber an zehn schlichten Bürgershäusern vorüber, wo das Glück wohnt, als an einem Palaste.

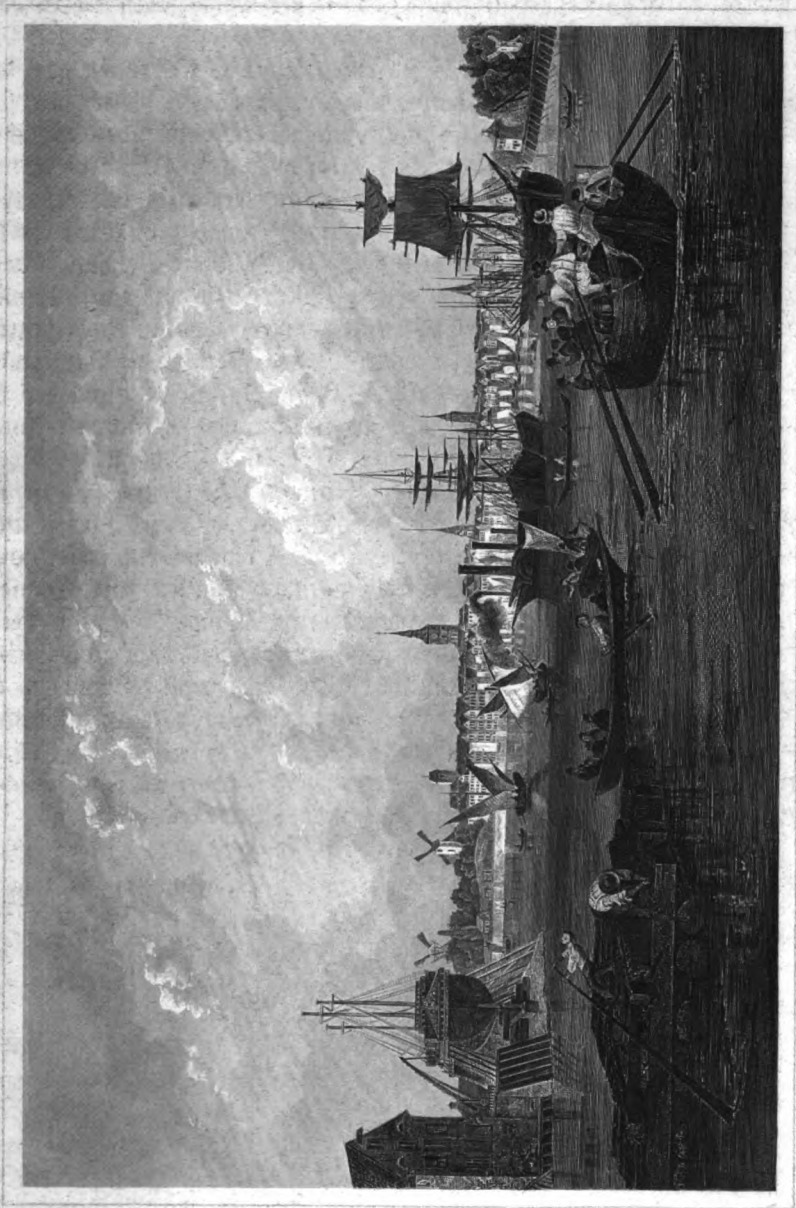


1111111111

1. The first step is to identify the problem. This involves understanding the situation and the goals that need to be achieved. It is important to gather all relevant information and to define the problem clearly.

The first thing I noticed
 when I stepped out of the car
 was the smell of fresh air.
 It was a relief after being
 stuck in traffic for hours.
 The sun was shining brightly,
 and the birds were singing.
 Everything felt so peaceful.
 I took a deep breath and
 smiled at the world around me.
 Life was indeed beautiful.

1. The first of these is the fact that the
 2. Commission has not yet received any
 3. information from the Government of
 4. the United Kingdom regarding the
 5. proposed amendments to the
 6. Convention. It is therefore not
 7. possible to say whether or not
 8. the amendments are necessary
 9. or desirable. The Commission
 10. will continue to monitor the
 11. situation and will report to the
 12. Council of Europe as soon as
 13. it has received the necessary
 14. information.



BREMEN

am Mitternacht die Knechte wach,
 am Bremer Kai anzulegen. (Er
 laß ich sonst kein Ruder rühren",
 gien in Bremen sein und Noth
 Das Getrappel der Schiffsknechte
 hören Ruder, das Knarren des
 Ich froh aus meiner Koje und aus
 den Stübchen mit dem fußgroßen
 auf's Deck. Der Vollmond stand
 Sterne funkelten: die Milchstraße
 durch die Mitte des Himmels
 Wälschen röthlich, des Tages er
 Schatten der schlanken Erlen und
 ra, über das Wasser, und phant
 gen hin und her: es war eine
 lade. — Ruhig gleitete das Sch
 nachs die Dämmerung, der Mor
 die Sterne löschten einer nach de
 spielten auf dem Pfade des Fahr
 mäßig dem Leben des Tages W
 wann und wann passirten wir ei
 leichter Rahn. Kirchtürme u
 Werdämme der Mark

B r e m e n.

Im Juli, es war an einem Samstagmorgen, hatte ich mich in Nienburg eingeschifft; ein Zufall brachte Aufenthalt und der alte Schiffer klopfte nach Mitternacht die Knechte wach, um noch vor dem ersten Sonntag-Läuten am Bremer Kai anzulegen. Er war verdrießlich. „Am Tage des Herrn laß' ich sonst kein Ruder rühren“, sagte er; „doch meine Ladung sollte schon gestern in Bremen sein und Noth geht über Gebot!“

Das Getrappel der Schiffsknechte auf dem Deck, das Plätschern der schweren Ruder, das Knarren des Steuers machten meinem Schlaf ein Ende. Ich kroch aus meiner Koje und aus dem niedrigen, kleinen, schwarz-geräucher-ten Stübchen mit dem fußgroßen Fensterchen, das damals Kajüte hieß, auf's Deck. Der Vollmond stand noch im Westen über dem Horizont; die Sterne funkelten; die Milchstraße spannte ihren Bogen aus Billionen Welten durch die Mitte des Himmels; nur im Osten schimmerten ein paar Wölkchen röthlich, des Tages erste Boten. Das Mondlicht warf die langen Schatten der schlanken Erlen und Pappeln, die gruppenweise das Ufer säumten, über das Wasser, und phantastisch wandten die Gestalten auf den Wogen hin und her: es war eine der schönsten Fahrten, die ich je gemacht habe. — Ruhig gleitete das Schiff den breiten Strom hinunter. Allmählig wuchs die Dämmerung, der Mond ging unter, bleich wurde der Himmel, die Sterne löschten einer nach dem andern aus und die Nebel des Morgens spielten auf dem Pfade des Fahrzeugs. Die Stille der Nacht machte allmählig dem Leben des Tages Platz. Vögel schwirrten scheu an uns hin, dann und wann passirten wir ein trübes Holzfloß, oder es überholte uns ein leichter Kahn. Kirchtürme und Schornsteine guckten neugierig über die Uferdämme der Marsch, und die blauen Rauchwölkchen über jedem Dach waren wie Morgenopfer und Morgengruß zugleich. Fischerkähne lagen da und dort in grünen Buchten, oder größere Schiffe mit gereiften Segeln: still, einsam, melancholisch, wie Menschen ohne Freundschaft und ohne Liebe.

Noth'es Gold säumte jetzt die Wolkenstreifen im Osten. Bis zum Zenith hinauf glühten die Nebel und es errötheten die flockigen Wölkchen, welche, wie Schäfchen, am Himmel weideten. Lichter und lichter wurde es, bis es heller Tag war. Durch den blauen Morgendampf des Stroms und über den Wipfeln der Bäume sahen wir endlich in der Ferne bewimpelte Masten und hohe Thürme. — „Morgenstund' hat Gold im Mund“, sprach zufrieden der Alte. „Wir kommen in Bremen frühzeitig vor Anker“. —

Die Sonne stieg nun herauf in all ihrer Pracht. Die ganze Landschaft, in Morgenthau gebadet, funkelte. — Wie ist's schön hier, dachte ich, in diesem wegen seiner Häßlichkeit und Einförmigkeit so verschrieenen Lande! — Die lichten Wolken warfen ihren Abglanz auf Bäume und Büsche, melodisch rauschten die wogenden Gipfel im Morgenwind, freischende Wasservögel strichen über den Strom, die Klänge der Frühglocken aus den Ortschaften rechts und links begegneten sich über dem Wasser und luden ein zum Morgengebet. Hie und da sahen wir Schaaren von Kirchengängern auf den Kronen der Dämme hinziehen, oder schäfernde und jubelnde Gruppen von Kindern: Alles war Sonntag und Sonntagsandacht und Sonntagsfreude; und als endlich rechts und links dicht an einander geschaarte Landhäuser, die auf den Strom hinausschauten, ihre glänzenden Stirnen zeigten; als am Ufer Masten an Masten und Segel an Segel sich drängten, die, dem Sonntag zu Ehren, flaggten; als aus der Tiefe des Häusermeers die Thürme auf unser Fahrzeug herabschauten: da konnten wir nicht mehr zweifeln, am Ziele zu sein. Und so war es wirklich. Die Schiffsfnechte drehten das Fahrzeug nach einer offenen Stelle am Kai, sie zogen die Ruder ein, schoben ein Bret vom Deck auf den Steindamm: — wir waren im Bremer Hafen.

Vierzig Jahre fast sind seitdem vergangen. Damals gab es noch keine Eisenstraßen und Dampfschiffe. Man brauchte zu einer Wasserfahrt von Minden nach Bremen sieben Tage. Auf dem Postwagen reiste man nicht viel schneller; von Hannover nach Bremen mußte man drei Tage durch die Heide fahren. Jetzt durchfliegt sie das Dampfroß in sechs Stunden. Wenn man zu jener Zeit eine Reise von Bremen nach Amerika unternahm, so machten vorsichtige Leute ihr Testament: jetzt ist's eine Spazierfahrt. Die Erde ist kleiner geworden; der Mensch nicht glücklicher.

Bremen, als Stadt, ist gerade nicht sehr schön. An die vornehme, imponirende, prätenziöse äußere Erscheinung deutscher Residenzen ähnlicher Größe ist nicht zu denken. Bremen hat Besseres. Es hat den ansprechenden Ausdruck einer frischen, kräftigen, fleißigen, frohen, behaglichen Bürgerlichkeit. Es sagt nicht: schau' mich an und bewundere! — Aber das Gemüth heimelt's an, es wird dem Menschen wohl in dieser Stadt, wo Ehrbarkeit, Zucht, Fleiß und Sitte neben Bildung und Weltkenntniß in so anspruchlosen Formen sich bewegen. —

Der breite Strom der Weser, welche vierzehn Meilen weiter abwärts in die Nordsee mündet, theilt Bremen in zwei Hälften von ungleicher Größe: — in die Alt- und Neustadt. Aus dem bevölkerteren Theile, der Altstadt, führen steinerne Brücken zum linken Ufer. Außerhalb der ehemaligen Wälle strecken sich die Vorstädte in's Land. Der Umfang der Stadt mit den Vorstädten ist etwa drei Stunden. Auf dem Raum der ehemals starken, zu Anfang dieses Jahrhunderts geschleiften Festungswerke ist ein Park angelegt, welcher die Altstadt in einem Halbkreise umfaßt, der an den beiden

Enden die Weser berührt. Diese Anlage wetteifert mit den schönsten städtischen Umgebungen Deutschlands. Promenaden wechseln ab mit fließenden Wassern, Licht mit Schattenpartien, Buschwerk mit Hochwald, und die prächtigen Blumenparterres werden mit holländischer Sorgfalt gewartet und gepflegt. Die schönsten Straßen münden an ihrem Saume, die stattlichsten Häuser stehen an ihrem Rande, und viele Punkte geben freundliche Fernsichten über Fluß und Stadt, Wiesen und Gärten. — Die Bauart ist in der Altstadt alterthümlich, ächtes deutsches Stadtgepräge, wie es uns in Nürnberg, Augsburg, Lübeck u. erfreut: Häuser mit schmalen Fronten, die hohen Giebel den engen, krummen Straßen zugewendet, Erker an den großen Gebäuden: Alles solid von Stein, höchst reinlich und wohlerhalten. Die alte, reiche Hansestadt guckt noch ganz anmuthig aus ihrem stattlichen Kleid. — Heiter, selten prächtig und anmaßlich, ist die Bauart der Neustadt. Die Häuser derselben streben nach Schönheit und Wohnlichkeit, und sie ehren, mit wenigen Ausnahmen, den Geschmack der Bauherren. Paläste, wie sie sich Hamburgs reiche Kaufleute in der neuen Zeit errichteten, an denen eine glänzende Dekoration die Ideenarmuth der Erbauer und den Ungeschmack der Zeit umsonst zu verhüllen trachtet, sieht man in Bremen wenige, und der verständige Sinn der Bremer Geldleute schützt vor der Sucht, nachzuahmen Das, was Manchem verderblich werden könnte. — Gegenwärtig zählt Bremen etwa 7000 Häuser mit einer an die 60,000 reichenden Bevölkerung.

Die Stadt nimmt rasch zu. Es treibt und sproßt in ihr ein jugendlicher frischer Geist, und trotz der 1000 Jahre, die sie in Ehren zählt, ist an keine Schwäche und an kein Rückwärtsgehen zu denken. Alles ist Wachsen und Entfalten, fast wie in einer jungen Stadt der neuen Welt. Daß der Einfluß des ununterbrochenen und innigsten Verkehrs mit dem jugendlichen Nordamerika auf Bremen anregend und belebend zurückwirkt, ist nicht zu verkennen und für Bremens Entwicklung von Bedeutung.

Plätze von besonderer Schönheit besitzt Bremen nicht. Markt und Domhof sind, jener wegen des Rathhauses, dieser wegen des Doms, merkwürdig. Der Dom, ehrwürdig als eine der ältesten Stätten des christlichen Kultus in Deutschland, ist weder sehr groß noch sehr schön; aber durch seine Krypta (vom Volk Bleiskammer genannt), ein unterirdisches, von Pfeilern und gewaltigen Mauern getragenes Todtengewölbe, weltberühmt; denn es hat die noch nicht befriedigend erklärte Eigenschaft, daß die in demselben beigesetzten Leichen nicht verwesen, sondern in den Särgen allmählig zu Mumien vertrocknen. Als ich da war, standen an dreißig offene Särgе in Reihen geordnet: — Kinder, Jünglinge, Männer und Greise, Frauen und alte Mütterchen schauten heraus, als ob sie nur schliefen! Gesicht und Hände waren fast vollkommen erhalten, die Haut glatt und pergamenten. Mehre mochten Jahrhunderte da sein, denn die Todten trugen vielerlei Trachten aus vielerlei Zeiten. — Unter den übrigen Tempeln ist die Angarikirche

mit ihrem 324 Fuß hohen Thurme (dem höchsten Bremens) die sehenswerthe. — Die Hanfzeit findet im alten Rathhaus ihren monumentalen Repräsentanten. Vor demselben steht eine kolossale Statue Rolands, des Helden der deutschen Sage, ein Kunstwerk uralter Zeit, ungeschlachtet und roh von Form und Arbeit. Die größte Merkwürdigkeit des Rathhauses ist aber, wie die des Doms, unter der Erde: der Keller, mit den köstlichsten und ältesten Rheinweinen, deren Tropfen sich nach Pistolen berechnen; denn wenn der Hochheimer von 1624, welcher hier lagert, im Ankauf auch nur 500 Thaler das Stück kostete, so kommt er, Zins auf Zins gerechnet, der Republik jetzt auf etwa 15 Millionen Pistolen, oder 150 Millionen Gulden zu stehen! Kein Kaiser und kein König kann sich eines solchen Besitzes rühmen, und eine originellere Idee über nützliche Anlage der Staatsgelder ist wohl selbst Laws Haupt nicht entsprungen. Die berühmteste Abtheilung in dieser vortrefflichen Staatsanstalt heißt der Apostelkeller; deshalb so benannt, weil auf jedem der zwölf mit den besten Gewächsen vergangener Jahrhunderte angefüllten Riesenfässer das Bild eines Apostels, als respectiven Schutzheiligen, ausgeschnitten ist. Als Kuriosum zeigt man auch wohl die Stelle, wo einst ein Treppchen aus dem Sessionszimmer herabging, das die Väter der Stadt zu den Heiligen führte. Jene gute Zeit ist auch vorüber und das Treppchen längst vermauert; Wein und Lust aber sind geblieben; daß sie demokratisch geworden sind, macht sie beide nicht schlechter. Jeder mag jetzt für sein Geld den ächten rheinischen Sorgenbrecher an der lautesten Quelle nippen, und es kommt keine Notabilität nach Bremen, der die Gastfreundschaft in jenen Hallen nicht eine Güte thäte. Gesang und Spiel tönen dann oft durch die weiten Gewölbe, bis der Hahnruf die Zecher fortscheucht. —

Noch heben sich durch ihre Bestimmung oder Bauart hervor: die Börse, die Schüttung (Versammlungsort der Bürgerausschüsse), der alte erzbischöfliche Palast (jetzt das Stadthaus), die Seefahrt (Schifferhospital), die Post und die Wasserkunst auf dem Inselchen zwischen Alt- und Neustadt, welche Bremen mit Wasser versorgt. — Die Gebäude, in welchen die Wohlthätigkeit ihre Anstalten hat, — Kranken-, Wittwen-, Jren-, Taubstumm-, Waisen- und Arbeitshäuser, — machen sich weniger durch äußere Schönheit, als durch gute Einrichtungen geltend. Die Pflicht, den Armen und Leidenden unserer Brüder beizustehen, fand von jeher in Bremen die werththätigste Uebung. — Für Wissenschaft und Kunst ist der Sinn in Bremen jetzt mehr entwickelt, als man gemeinlich annimmt, und eine Menge Anstalten pflegen sie, ohne viel von sich reden zu machen. Die neue Kunsthalle ist ein würdiges Gebäude, das Theater ist in der Regel gut besetzt, und in dem schönen Gebäude der Union mit seinen großen Konzertsälen findet die Musik sorgfältige Ausbildung. Das Museum, eine ältere Gründung, gibt, wie die Bibliothek der Union, der Bildung eine solide Unterlage und macht Lektüre und Stu-

dium Jedem zugänglich und bequem. Die Museums-Bibliothek besitzt über 70,000 Bände, und keine wichtige Erscheinung der neuern Literatur wird man vergeblich in derselben suchen. Die Stadtbibliothek hilft in Betreff der ältern Werke aus. Der Kunst- und Naturaliensammlungen, der physikalischen Kabinete sind mehre hier und alle leicht zugänglich. Die Sternwarte des berühmten Olbers, den Bremen mit einem Marmor-Standbilde von Steinhäuser in Rom (auch ein Bremer), geehrt hat, ist jetzt verwaist. Für die Schulanstalten ist in neuerer Zeit Vieles und Großes geschehen, und Bremen steht in dieser Beziehung keinem deutschen Gemeinwesen nach. Ihr Einfluß auf die jüngere Generation ist unverkennbar. Wissenschaftliches Streben ist in allen Klassen wach und wird allgemein geschätzt. Die höhere Hauptschule mit Vorschule, die Gelehrten-, Handels-, Gewerbs- und Schifffahrtsschule und das Seminar sind musterhaft eingerichtet und gut geleitet. Bremen ist stolz auf manchen berühmten Namen im Reiche der Geister; ich nenne Adam von Bremen, Treviranus, Heeren und Olbers.

Der Handel und Schifffahrt sind die Aere des Bremer Lebens; sie verhalten sich zu demselben wie Kopf und Herz zum Körper. Bremens vortheilhafte Lage an einem schiffbaren Strom, mit dem es bis in die Mitte Deutschlands reicht, der Unternehmungsgeist und die Solidität seines Kaufmannsstandes, welchem von Generation zu Generation die Erfahrungen, das praktische Wissen und der merkantile Aplomb zu Gute kommen, die in Jahrhunderten erworben werden, haben gemeinsam eine Handelsgröße gegründet und gepflegt, welche in Deutschland nur von der Hamburgs und Triests überragt wird. Die Behauptung dieser Stelle ist für Bremen nicht leicht und das Ziel dauernder Anstrengung. Hamburg mit seinem dreimal größern Hinterlande und zehnmal größern Kapital erwirbt leichter; Triest, dem bevorzugten Lieblingskinde eines despotisch beherrschten großen Reichs fällt der reiche Gewinn gleichsam von selbst in den Schooß; die Bremer hingegen müssen sich's sauer werden lassen und den Erwerb suchen. Gerade dadurch aber hat sich ihr Blick geschärft und ist ihr Spekulationsgeist kühn und großartig geworden. Der Bremer Kaufmann zieht alle Punkte der Erde in seine Kombinationen, wie auch seine Flagge auf allen Meeren weht. Während der Triester sich mit der gefahrlosen, einträglichsten Rolle des Vermittlers und Kommissionärs begnügt, dem die Absatz suchenden Nationen ihre Waaren in's Magazin bringen und auch Hamburgs Geschäfte zum großen Theil dem Kommissionshandel dienen, muß der Bremer die seinigen meist auf eigene Gefahr machen. Er durchforscht unverdrossen alle Winkel der Erde, um sich einen Vorthell auszukundschaften. Als der Alp des Monopols zugleich mit der spanischen und portugiesischen Herrschaft von Amerika abgeworfen wurde, da waren die Bremer die Ersten, welche die neu eröffneten Kanäle des Verkehrs versuchten; als Australien zugänglich wurde, waren sie vor allen Andern dort; ehe noch Hamburg an seine erste

Ausrüstung nach Kalifornien dachte, ankerten schon Bremer Schiffe in San Francisco, Monterey und Mazatlan. Ihre Fahrzeuge besuchen die Grönländischen Gewässer und die Davisstraße, fahren regelmäßig auf Archangel, nach Odessa und den Häfen des Mittelmeers; sie transportiren die Pilger des Orients, die nach Mekka und Medina ziehen, auf dem rothen Meere, und auf der ganzen Ost- und Westküste Amerika's ist kein Hafen, den sie nicht besuchen und wo nicht Bremer Interesse durch ein Bremer Handelshaus, oder einen Bremer Konsul wahrgenommen und vertreten wäre. In den Vereinigten Staaten ist die Bremische Flagge nach der Englischen die frequenteste und steht in hohem Ansehen und Vertrauen. Die überseeische Handelsmarine Bremens ist fast so groß, als die des ganzen übrigen Deutschlands; selbst die Hamburgs steht gegen die seinige weit zurück. Von alle dem macht man aber in Bremen wenig Redens und Aufsehens und man ist, nach Holländer Art, zufrieden, wenn auch der Neid der Nachbarn nichts davon reden mag. Der Bremer ist der Mann der That. Auch als Deutscher hat er das bewiesen. Als Deutschland mit gebundenen Armen für die deutsche Sache in Schleswig-Holstein sammelte, da gab es 100,000 Thaler, während das zehnmal größere Hamburg kaum 10,000, das achtmal größere Berlin kaum ein Zwanzigstel so viel gesteuert hat.

Als nachher in Kurhessen jene braven Männer, die dem Recht und der Verfassung die beschworene Treue hielten, dafür mit dem Ruin ihrer bürgerlichen Verhältnisse und Verfolgung büßen mußten, — da war es wieder Bremen, das am kräftigsten stützte und am meisten gab, und auch für die Opfer der Tyrannei, welche, vertrieben aus der Heimath, jetzt die Welt durcirren, hat Bremen alle Zeit die Hand am weitesten aufgerhan, während Jene, welche am lautesten geprahlt hatten mit ihrem Eifer für Deutschlands Freiheit und Größe, den Flüchtlingen den Pfennig verweigerten zur Fristung ihres Lebens! Auch noch heute steht Bremen fest bei seinem Rechte und der gewährleisteten Freiheit. Der tüchtigste Kern und Halt dieser braven und derben Gesinnung, die durch alle Stände geht, liegt im Bremer Kaufmann. Er ist in der Regel weit gereist, er hat das Leben der Völker von vielen Seiten kennen gelernt, und sein praktischer, beobachtender Blick weiß das Gute und Schlechte mit seinen Ursachen schnell und leicht zu finden. Fast jeder hat einige Jahre in den Freistaaten Nordamerika's gelebt; und solche Männer können niemals so beschränkte und vernagelte Köpfe sein, wie unsere Stubengelehrten und Kollegienmenschen, welche an der Scholle kleben und Lebenserfahrung in ihren Büchern und Akten suchen. Dabei verliert er nie den soliden Sinn; er hat gesehen und erfahren, daß die Wind- und Wortmacherei überall nichts frommt. „Vorwärts!“ ist und bleibt sein Wahlspruch, aber sein Vorwärts geht nicht in Boßsprüngen, sondern kräftigen, gemessenen Schritts, weil er überzeugt ist, daß nur das allmählig und mühsam Errungene festzuhalten ist, so im Leben des Staats, wie im Leben des Einzelnen.

Der Bremer Kaufmann ist der Mann der Vorsicht, und deshalb sieht er auch jedem Vorschlage und jeder Maßregel der Regierung scharf auf die Finger, und wie „Trau, schau, wem?“ sein Kompaß und sein Grundsatz ist im Handel, so mag er auch von den politischen Schwärmern und Schwindlern nichts wissen, die die alte Welt einreißen wollen bloß darum, um den Bau einer neuen zu probiren. Als ordentlicher Mann will er die Freiheit nur mit der Ordnung. Renommisten, Glückritter und Projektentmacher, deren Element Unordnung ist, — solche finden niemals seine Unterstützung.

Begreiflicher Weise stehen unter den Gewerben Bremens Rhederei und Schiffbau obenan. Beide werden in Bremen auf das Großartigste betrieben und gehen einer Entwicklung zu, die noch keine Grenzen hat. Manches hiesige Haus besitzt jetzt dreißig eigene Schiffe auf den Meeren und macht den Frachtfahrer für viele Nationen. Die Rhederei fand neuerlich eine Hauptstütze und eine Haupttriebkraft für ihre Entfaltung in der deutschen Auswanderung. Der nach Amerika gerichtete Menschenstrom geht fast zur Hälfte über Bremen, wo Gesetze, Behörden und Vereine zusammengreifen, um das Loos der Auswanderer bis zur Einschiffung und auf der Ueberfahrt erträglicher und besser zu machen und sie vor Uebervorteilungen und Brellereien zu sichern. — In neuester Zeit entfaltet für diese Zwecke in Bremen ein Nachweisungsbureau für Auswanderer, dem ehrenfeste Männer vorstehen, eine segensreiche Wirksamkeit; es erteilt Rath und Belehrung Jedem, der es anruft, unentgeltlich. — Das Auswandererhaus in Bremerhafen, von wo die Schiffe nach Amerika abgehen, ist die großartigste Anstalt ihrer Art zur wohlfeilen und bequemen Unterkunft der Auswanderer auf dem ganzen Kontinente. Die Bremer Rheder stehen in dem Rufe großer Solidität, und sowohl in Betreff der Anzahl der Passagiere, als auch der Qualität und Quantität der Lebensmittel hält der Staat scharfe Ueberwachung. Die in Havre und Antwerpen so häufig vorkommenden Unfertigkeiten gegen Auswanderer sind daher in Bremen selten.

Für die Auswanderung nach Brasilien, Australien, Kalifornien und Mittelamerika ist ein regelmäßiger Schiffsdienst schon eingerichtet oder im Entstehen. Zwei große Dampfschiffe fahren von vier zu vier Wochen zwischen Bremen und Neu-York; die Dampfer zwischen Bremen und England gehen wöchentlich mehrmals und eine Dampfschiffahrt auf der Weser erleichtert die Verbindung mit dem Innern von Deutschland. Landeinwärts endigt die Wasserstraße bei Wanfried an der Werra, während sie von da bis Meiningen und auf der Fulda bis Hersfeld fortgesetzt werden könnte, wenn für Rektifikation und Austiefung der Flußbetten und für die Entfernung der Mühlen das Nöthige geschähe. Die Holzflöße zum Schiffbau gehen von Verningshausen unterhalb Meiningen direkt bis Bremen. Weiter aufwärts führen im Herbst und Frühjahr die Werra und

ihre Nebenflüsse die Flüsse des Thüringerwaldes in kleinen Flüssen herbei. — Die von dem Schiffbau abhängigen Gewerbe, Riepschlägerei u., sind groß und blühend. Zu einer erstaunenswerthen Wichtigkeit ist in neuerer Zeit ein Gewerbe aufgewachsen, welches noch vor 25 Jahren wenig Beachtung hatte, jetzt aber 10,000 Hände und ein Kapital von Millionen beschäftigt: — die Cigarrenfabrikation. Bremen bietet diesem Geschäftsgang eigenthümliche Vortheile dar, welche die Spekulation, als das Cigarrenrauchen allgemeiner wurde, schnell zu benutzen verstand. Bremen ist namentlich der größte Tabaksmarkt in Europa und folglich kann der hiesige Cigarrenfabrikant immer die bequemste und reichste Auswahl des Materials treffen. Der Werth des Cigarrenexports steigt schon jetzt auf 3 Millionen Thaler. Bremer Cigarren gehen sogar in Menge nach Nordamerika. Dagegen ist die zwar immer noch große Fabrikation von Schnupf- und Rauchtobaken im Abnehmen. — Die Zuckerraffinerien sind nicht mehr so bedeutend, als ehemals, bevor der Rübenzucker in den Hinterlanden zu so großem Verbrauch kam. Bierbrauerei ist ein gutes Gewerbe; viel Porter wird ausgeführt. Für die Bereitung von Essig, Bleiweiß, Leder, Fischbein, für Delraffinerie und Thranfiederei sind einige bedeutende Anstalten vorhanden.

Bremens Handelsgröße ruht auf der festesten Grundlage: dem eigentlichen Waarenhandel. Während Hamburg sich vorzugsweise im Besitze des deutschen Binnenhandels hält (sein Hinterland reicht bis nach Oesterreich), hat Bremen den größten Theil von Deutschlands Verkehr mit den nordamerikanischen Freistaaten an sich gezogen. Preußens Versuche, dieses großartige Geschäft theilweise nach Stettin zu leiten, sind gänzlich mißglückt, und auch Hannover hat die früheren Experimente, Emden zur Rivalin von Bremen zu erheben, nicht erneuert. Der Hauptartikel von Bremens Ausfuhr war ehemals der große Stapelartikel Leinwand; aber nachdem durch die Einführung der Maschinenspinnerei sich England der Leinen-Fabrikation bemächtigte, ist dies sonst so kolossale Geschäft gesunken und hat kaum noch ein Fünftel des früheren Werths. — Die gesammte Waarenausfuhr seewärts ist etwa auf 12 Millionen Thaler zu veranschlagen. Die Einfuhr seewärts ist bedeutend mehr. Bremen ist ein großer Markt für Kaffee und Zucker der westindischen Kolonien und Brasiliens, für Reis der Vereinigten Staaten: für Drogen und Kolonialerzeugnisse überhaupt; für Thran und Del, für Getreide, Rapsaat, Mehl, Schinken, Speck, Butter, Lumpen, Knochen u. u.; für Rum, Spirit und französische Weine; für Hanf, Leinsaat; für das Blei vom Harz und das Holz des Thüringer Waldes. — Die hiesigen Seeassuranzgesellschaften stehen im besten Rufe. Es werden in Bremen jährlich 20 bis 25 Millionen Thaler versichert, und das Geschäft ist noch im Wachsen. Die Bedingungen sind billig, zeitgemäß und geben vollkommene Sicherheit. — Eine seit 1815 in Bremen bestehende Girobank und das nützliche

Institut einer Diskontokasse erleichtern die Platzgeschäfte überhaupt.

— Von der demoralisirenden Agiotage, von dem Handel und Schwindel in Staatspapieren und Aktien hat sich die Bremer Börse, zu ihrer Ehre und ihrem Heil, bis jetzt frei zu halten gewußt. —

Ein großer Uebelstand der Bremer Schifffahrt, und hinderlich ihrer Entwicklung, war früher der Mangel eines eigenen Hafens an der Wesermündung, da nur solche Schiffe herauf an die Stadt gelangen können, die weniger als sieben Fuß Wasser ziehen. Im Jahre 1829 kaufte Bremen von Hannover für Tonnen Goldes Land an der Wesermündung zu einem Hafen, und es grub ein Bassin von 2600 Fuß Länge, 300 Fuß Breite und 18 Fuß Tiefe aus, das eine ganze Flotte großer Seeschiffe aufnehmen kann; es baute Magazine und Docks und steckte den Grund zu einer schnell aufblühenden Stadt aus. So entstand Bremer-Hafen, das großartigste und nützlichste Denkmal der Energie und des Gemeinfinns der kleinen Republik.

Die Entwicklung des freistaatlichen Lebens von seinen Anfängen an zu betrachten, ist in diesem Buche kein Raum. Es ist ein reiches Leben voll Strebens, Reibens und Kämpfens von jeher gewesen, und des Wanderns und Flickens an dem Staatskleide, je nachdem das aristokratische oder demokratische Element überwog, war kein Ende. — Eine lange Periode unbedingter Patrizierherrschaft legte die Gewalt des Staats erblich in die Hände weniger Familien, und die Mitgliedschaft des souveränen Rathes ging in lange voraus bestimmten Reihenfolgen umher unter gewissen Namen, wie ein Lehen. Das war des Rathes goldene Zeit. Er theilte alle Süßigkeiten der Herrschaft unter sich und ließ die Uebrigen für sich selbst sorgen. Die französische Unterjochung machte dieser Wirthschaft ein Ende. Die Restauration von 1816 gab zwar dem Patriziat einen Theil seiner früheren Vorrechte wieder; die Rathesgewalt wurde jedoch beschränkt, und ihre Versuche zur Erlangung größerer Unabhängigkeit von dem demokratischen Einflusse der Bürgerschaft scheiterten an der Bewegung von 1830 und schlugen in den Revolutionstagen von 1848 in das Gegentheil um. Bremen hat seitdem eine reformirte Verfassung mit überwiegenden demokratischen Institutionen empfangen.

Belgrad in Serbien.

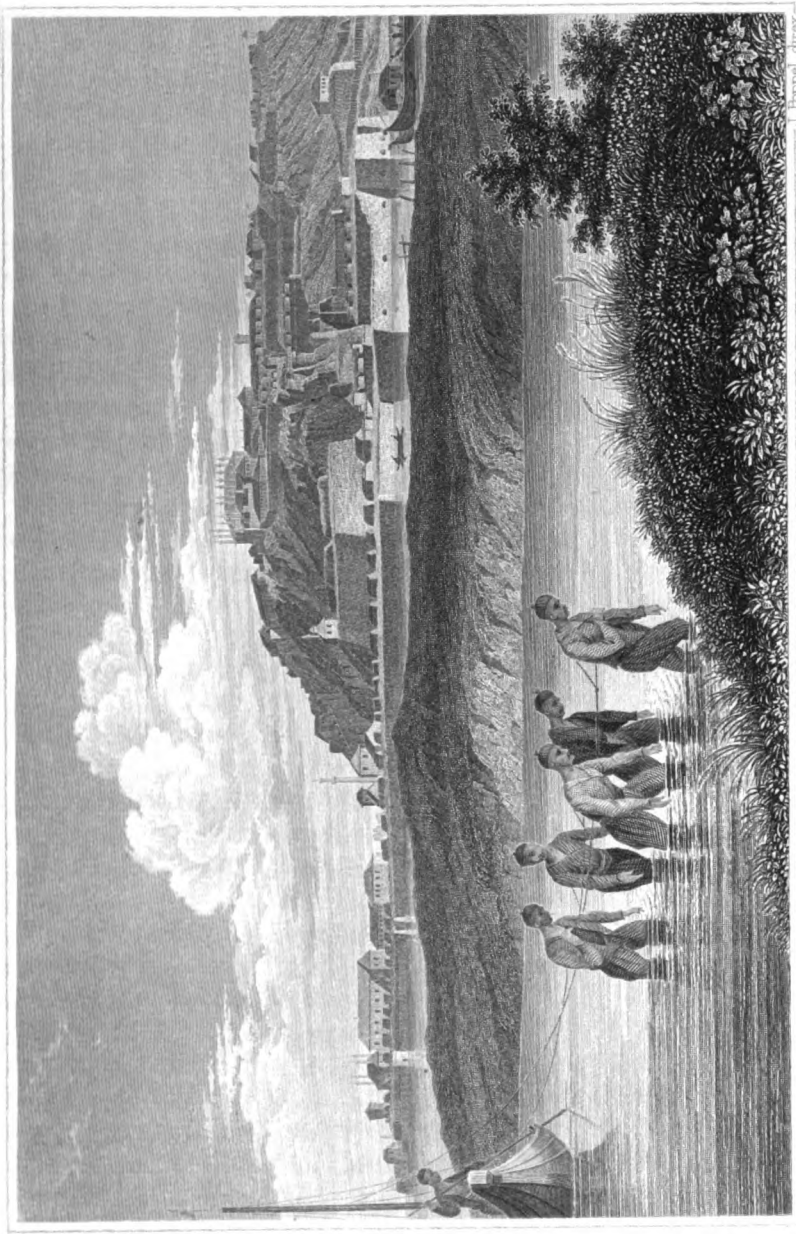
Gegenüber stehendes Bild führt dich auf den Hügel hinter Semlin, an dessen Abhang die Promenade sich hinzieht. Zu deinen Füßen liegen die Häuser der österreichischen Stadt, symmetrisch gruppiert, auf plattem Ufer; der majestätische Fluß, auf dessen grünen Bogen schwere Barken und hochmastige Schiffe schwimmen, dehnt mit seiner ungeheuern, durch die Vereinigung mit der Drau vermehrten Wassermasse bis zum Horizont sich aus, und jenseits, auf hohem Felsenborde zeige ich dir Belgrad, mit seinen Minarets und seiner festen Burg, von deren Zinnen der Halbmond schimmert. Da stehst du auf dem Grenzsteine des Abendlandes und vor der Pforte des Ostens! Die hölzernen, etagenweise hinter einander emporsteigenden Häuser von fremdartiger Form und mit den grünen Jalousien, die in der Sonne glänzenden Kuppeln der Bäder und Moscheen, die gruppenweise emporsteigenden, zierlichen, schlanken Säulengestalten der Minarets, führen dich in eine neue, fremde Welt, und träumerische Vorstellungen von ihrem Leben und ihrer Lust umtanzen deine Phantasie, wie Elfen und Sylphen. Ungeduldig eilst du hinab — ein Rachen mit beturbanten, langbärtigen Ruderern nimmt dich auf, und eine halbe Stunde später befindest du dich auf türkischem Gebiete und in den Straßen von Belgrad.

Du bist da und — enttäuscht: denn im Gassenlothe hat das Träumen bald ein Ende. Belgrad bezaubert, wie alle Städte des Orients, nur in der Ferne. In der Nähe betrachtet wird es um so widerlicher, je freier die Phantasie ihm Schönheiten andichtete, welche die Wirklichkeit in keiner Beziehung zeigt. Die Häuser sind elend, verfallen, von der schlechtesten Bauart; die Gassen dampfen von Misthaufen und unerträglichem Gestank; eng sind sie, winklich und verworren; die Paläste stecken eingeschlossen in finstern Mauern; Läden und Bazars sind, im Vergleich zu den splendiden Waarengewölben christlicher Großstädte, dürftig, ja arm, sowohl in Auswahl, als Kostbarkeit der Güter; kaum die Gegenstände der ersten rohen Bedürfnisse an Kleidung und Zierrath sind in Menge vorhanden; Gegenstände des Luxus aber bestehen fast nur aus dem Ladenhüter des Westens. Bloß Waffen, viel, mannichfaltig und köstlich, den kriegerischen Charakter des Volks, der den Gesichtern aller Serbier unverkennbar eingeprägt ist, verrathend, sind in Menge zu haben. Die berühmten Festungswerke sogar verfallen; streckenweise bilden sie wahre Ruinen, welche die Stadt mehr beengen und verpesten, statt sie zu schützen. So zeigt sich deinem entschleierten Blicke die erste Stadt des Ostens. —

BELGRADE
the Capital of Servia in Turkey
Philadelphia, PA

⑥
lin, an
liegen
platten
Barfen
durch d
Horizon
grad, 1
Halbm
und vor
der em
Zaloufi
die gru
Minare
stellung
Elfen u
turbant
später
von Be

⑦
bald ein
der Fe
gebiger
lichkeit
der schl
träglich
eingesch
zu den
sowohl
ersten r
den; ⑧
des We
rischen
eingepre
stungsw
die Sta
deinem



BELGRADE
the Capital of Serbia in Turkey
Engraving by HAPPEL

er wie ein Erlöser. Es ist e
brüchlagenen, ellenlangen Vi
Er fragt dich über den Zw
ernsten Schweigen, und n
nicht weiter und geht von d
Person und weist dir ein ab
jes an. — Die besten türki
dige Zimmer, geziert mit ber
Leinwandgoldung. Ein D
polstert und mit großblumi
bodens ein. Dieser Polste
Wirth entfernt sich und läß
den oft in einem halben D
lamm, und der beauftragt i
Stadt als Cicrone zu dien
Die „Lions“ sind e
die Citadelle; beide letztere
bitten zu besuchen, welche
Stadt selbst hat wenig gro
Gendarm versteckt. Sie th
der Zinne des Felsens; die
des Felsens.

Dein Führer, gemeinlich ein alter Jude, bringt dich in dein Quartier. In der Wirthsstube kauern, in pferchähnlichen, durch Lattenwerk getrennten Abtheilungen beturbante Türken auf schmutzigen Polstern, oder Maten; der eine seinen Kaffee schlürfend und die Pfeife schmauchend, der andere Früchte essend, oder, seinem Nachbar zuhorchend, der, aufrecht stehend, in einer Hand die Pfeife und mit der andern gestikulirend, unbekümmert um dich und alle übrigen, Thaten oder Märchen erzählt. Du versuchst es, dich in der Landessitte zu postiren, kauerst dich links auf die Matte, und hältst bei den neben dir auf dem Boden servirten Melonen, denen Kaffee und Pfeife folgen, das unbequemste Mahl in deinem Leben. Ein Dolmetscher des Pascha erscheint: dir, dem wie auf Kohlen Sitzenden, ist er wie ein Erlöser. Es ist ein guter Osmanli nach altem Styl, mit silberbeschlagenen, ellenlangen Pistolen, Dolch und Dataghan im gestickten Gürtel. Er fragt dich über den Zweck deiner Reise und hört deine Antwort mit ernstem Schweigen, und wenn du ihm unverdächtig erscheinst, fragt er nicht weiter und geht von dannen. Nun erst erscheint der Wirth in eigner Person und weist dir ein abgesondertes Gemach im obern Theile des Hauses an. — Die besten türkischen Gasthäuser in Belgrad haben recht anständige Zimmer, geziert mit bemaltem, hölzernem Getäfel, oft mit altfränkischer Leistenvergoldung. Ein Divan mit Seegras, selten mit Haaren, aufgepolstert und mit großblumigem Zeug überzogen, nimmt fast die Hälfte des Bodens ein. Dieser Polster dient zugleich als Tisch und als Bett. Der Wirth entfernt sich und läßt einen Diener zurück, der sich mit dem Fremden oft in einem halben Duzend Sprachen nothdürftig verständlich machen kann, und der beauftragt ist, dir bei Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt als Cicerone zu dienen.

Die „Lions“ sind ein paar Moscheen, der Palast des Pascha und die Citadelle; beide letztere sind nur auf Spezial-Erlaubniß des Kommandanten zu besuchen, welche aber ohne Schwierigkeit zu erlangen ist. Die Stadt selbst hat wenig große Privatgebäude, und diese sind hinter finsternes Gemäuer versteckt. Sie theilt sich in vier Sektionen: in die Festung auf der Zinne des Felsens; die Wasserstadt, die den niedrigsten, schmalen Rand des Flußufers einnimmt, und die zwischen diesen beiden terrassenförmig über einander liegende Raizenstadt und Balanka. Keine Straße ist gepflastert, und die Spuren der Verwüstungen, welche sie in den häufigen Belagerungen erlitten, sind in den Schutthaufen und leeren Straßenräumen noch häufig sichtbar. Belgrad hat über vierzig Belagerungen ausgehalten, und es hat die Herren mehrmals gewechselt. Prinz Eugen eroberte es und durch den Passowitzer Frieden kam es 1718 an Oesterreich. 1739 eroberten es die Türken wieder. 1789 nahm es Laudon und 1791 kehrte es aus österreichischen Händen abermals in türkische zurück.

Als Czerny Georg das Panier der Freiheit in Serbien aufpflanzte, wurde um den Besitz von Belgrad zwischen ihm und den türkischen Drän-

gern lange mit Heldenmuth gestritten. 1806 wehte die serbische Nationalfahne von den Wällen der Citadelle. Seit der Pazifikation Serbiens ist Belgrad von neuem der Sitz des türkischen Statthalters, der jedoch auf die Verwaltung des Landes, welche national und fast unabhängig ist, keinen Einfluß mehr hat. Als eine der Hauptmerkwürdigkeiten Belgrad's zeigt man die Wohnung jenes Georg, der, ein anderer Paoli, das Geheimniß der Schwäche der türkischen Macht durch einen Jahre lang glücklichen Widerstand offenbarte und den Grund zur nationalen Entwicklung des serbischen Volks gelegt hat. Czerny Georg, bei den Türken Cara Vorghy, d. i. der schwarze Georg genannt, war einer jener gewaltigen Männer, wie sie die Allmacht zuweilen unter das Menschengeschlecht treten zu lassen scheint, um ihre Zwecke auf eine raschere Weise zu erreichen. Er gehört zur Kategorie der Cromwells, der Bolivare, der Napoleone.

Serbien war bis zu Anfang dieses Jahrhunderts in vier kleine Paschaliks getheilt, in denen Druck und Erpressung seit Jahrhunderten sich erblich fortgepflanzt hatten. Im Jahre 1800 brachten Abgeordnete ihre Klagen vor den Thron des Sultans; dieser entsetzt die Paschas; letztere lehnen nun als Rebellen sich auf. Die Pforte schickt vergeblich ein kleines Heer, sie zu züchtigen. Es wurde geschlagen von den verbündeten Paschas und der Sultan überließ hierauf die Provinz ihrem Schicksal. Die usurpirten Herren des Landes belasteten es mit ungeheuern Auflagen, plünderten die Kaufleute und Geistlichen und übten die ärgste Bedrückung. Blutend unter der Geißel vierfacher Tyrannei, suchten, da in Konstantinopel keine Hülfe zu erlangen stand, die Serbier insgeheim Oesterreichs Beistand nach; aber dieses verrieth das Geschehene an die Zwingherren. Arglistig luden die letztern die Notabeln des Volks nach Belgrad zur Berathung, ließen die Versammelten meuchlings überfallen und ihnen die Köpfe abschlagen. Darauf durchzogen sie mit ihren Söldnern das von Entsetzen ergriffene Land, raubten, brandschagten und plünderten, brannten Dörfer und Flecken nieder und schleppten die begüterten Einwohner als Geißeln in die Festungen. Aber als das Unglück des Volks den Höhepunkt erreicht hatte, als das Gefühl der Unerträglichkeit alle Herzen beengte, bedurfte es nur einer geringen Veranlassung, damit es sich erhebe zur Rache, wie ein grimmiger Tieger. Diese Veranlassung gab ein einfacher Landmann, der in Rainamika, einem Dorfe, 20 Stunden von Belgrad, wohnte. Cara Vorghy saß mit einigen Freunden zur Tauffeier seines zweiten Sohnes bei einem frohen Mahle, der Weinfrug zirkulirte häufig und das Gespräch über den Jammer des Landes trieb das Blut heiß durch die Adern. Da kommt ein Weib wehklagend in die Stube und erzählt, 30 türkische Soldaten wären in ihr Haus gedrungen, hätten Betten und Vorräthe geraubt, die Möbeln zerschlagen und ihren Mann, der Vorstellungen dagegen gemacht, jämmerlich geprügelt. Cara Vorghy, ein kühner, entschlossener Mann, springt auf, ergreift seine Waffen, die Andern folgen. Mit der Beute der geplünderten

Familie sieht er den Türkenhaufen lachend und schreiend daher ziehen. Finstern Blicks tritt ihm Cara Vorghì in den Weg und fragt den Anführer nach der Ursache solchen Beginnens. Der würdigt ihn keiner Antwort; aber auf seinen Wink schlagen ein halbes Duzend Türken auf den Serbier an. Drei Kugeln durchfahren dessen Gewand; keine hatte ihn getroffen. Cara Vorghì springt in einen Hof, seine Begleiter ihm nach: glücklich erreichen alle das Haus des Vorghì. —

Seine erste Sorge gilt seinem Weibe und seinen Kindern. „Geht in den Wald“, — ruft er ihnen zu — „und betet zu Gott um Stärke für mich und meine Freunde: und wenn wir fallen, um Barmherzigkeit für unsere Seelen“. — Und nachdem er die Zaudernden zur Hinterthüre hinaus getrieben, verbarrikadirt er eilig die Zugänge des Hauses mit allerlei Holzwerk, Pflügen und Karren. Kaum ist's geschehen, so hört er das Brüllen der kommenden Türken. „Freunde! jetzt gilt's!“ haranguirt er die versammelten Männer; „tausendgliedrig ist Serbiens Kette; aber ein Glied zerrissen und das Ganze ist zerbrochen. Kommt, wir versuchen's mit Gott!“ Ordnungslos stürmt der Türkenhaufe gegen das Haus. Da empfängt ihn eine Kugelsalve aus den Fenstern; jeder Schuß hat seinen Mann getroffen. Bestürzt weichen die übrigen zurück; die Serbier stürmen mit dem Säbel in der Faust nach, und 25 von den 30 liegen erschlagen im Dorfe. Nur einer erreicht Belgrad und bringt dem Pascha die Kunde. Der Pascha entsendet auf der Stelle 100 Reiter mit dem Auftrage, das Dorf und seine Bewohner zu vernichten. Cara Vorghì war mittlerrweile nicht müßig. Bei der bekannten Grausamkeit des Pascha sah im Dorfe Jeder ein, daß keine Wahl blieb, als zu siegen, oder zu sterben. Alle Einwohner ergriffen die Waffen, und Vorghì, ihr erwählter Anführer, legte die Mannschaft an einer den Weg nach Belgrad bestreichenden Anhöhe, die mit Obstbäumen bepflanzt war, in den Hinterhalt. Die Türken ließen nicht lange auf sich warten. Den ersten Schuß that Vorghì; er warf den türkischen Befehlshaber vom Pferde. Im nächsten Augenblick wälzten sich 35 Reiter in ihrem Blute; die übrigen ergriffen die Flucht.

In Vorghì's Dorfe war ein alter Mann, der früher Schreiber bei einem Kadi gewesen. Er läßt ihn rufen. Schreibe, was ich Dir vorsage, ruft er ihm zu, und — er dikirt ihm eine Proklamation, die ganz Serbien zur Nachfolge seines Beispiels auffordert. Noch an demselben Abend entsendet er sie durch Boten in vielen Abschriften an alle benachbarten Orte, und fordert jeden Empfänger zur weitem Verbreitung auf. Es cirkuliren 10,000 Abschriften in wenigen Tagen im ganzen Lande! Ueberall bilden sich im Nu Reime der Insurrektion, kleine Freicorps, und die Organisation eines allgemeinen Aufstandes schreitet mit Blitzesschnelle vor sich. Cara Vorghì versammelt alle Führer und schlägt die Wahl eines Oberhauptes vor. Melingos, ein durch seinen Charakter, seinen Reichthum und seinen Muth gleich ausgezeichnete Serbier, erhält zwölf Stimmen mehr, als der

unbemittelte Dorghi; aber jener lehnt die Wahl ab, umarmt Dorghi und nennt ihn den Würdigen. Einstimmig wird nun Dorghi als Insurrektionschef begrüßt! So ward der schlichte Bauer in wenig Tagen der Mann, in dessen Händen die Zukunft eines Volkes lag.

Dorghi begriff vollkommen alle Pflichten, die ihm seine Stellung auferlegte. Das Genie bedarf keinen andern Lehrmeister, als die Umstände. Dorghi dekretirte die Organisation des Heers, und setzte in einem Senate die oberste Verwaltungsbehörde ein. Sich selbst sprach er diktatorische Gewalt zu, zugleich gelobend, sie nur zur Befreiung des Vaterlandes zu gebrauchen und in den Stand des schlichten Bürgers zurück zu treten, sobald das Ziel errungen sei. Mit dem improvisirten Heere ging er dann gerade auf Belgrad los, wo sich die durch den allgemeinen Aufstand gefährdeten Truppen der vier Paschas zu einer ansehnlichen Streitmacht zusammengezogen hatten. Mit unbeschreiblicher Kühnheit wagte er sogleich nach seiner Ankunft den Sturm auf die starke Festung. Er wurde abgeschlagen. Aber jeder Tag fast sah ihn erneuern. Endlich siegte die Begeisterung über die tapferste Gegenwehr: Dorghi, der Diktator, zog ein in das eroberte Belgrad. Drei der tyrannischen Pascha's (der vierte war bei der Belagerung geblieben) gingen in Fesseln vor ihm her; er ließ sie zum Marktplatz führen und da enthaupten zur Sühne für so viel von ihnen grausam vergossenes Blut. Dann proklamirte er eine allgemeine Amnestie für ihre Verwandte, Freunde und Anhänger; die Köpfe der Enthaupteten aber schickte er nach Konstantinopel zum Sultan, und bat um dessen Schutz und Garantie für das Land zu einer künftig bessern und glücklichern Verwaltung.

Sultan Selim sandte zwölf Kommissarien, um die Zügel der Regierung zu ergreifen und die Ordnung wieder herzustellen; gab aber auf das Begehren Dorghi's eine bloß ausweichende Antwort. Das Benehmen und die Handlungsweise der Kommissarien, die ihre Arbeiten mit dem Erheben rückständiger Steuern begannen, fachte Mißtrauen und Unzufriedenheit von Neuem an. Das Volk, noch die Waffen in der Hand, schrie über halbe Maßregeln und forderte laut die Unabhängigkeit von Konstantinopel. Am Ende stieg die Erbitterung so hoch gegen die Kommissarien, daß man ihre Gefangenennahme und Hinrichtung verlangte. Vergeblich suchte Czerny abzuwehren. Er mußte nachgeben. Die Köpfe der Kommissarien wanderten nach Konstantinopel, wie vor ihnen die der drei Paschas. Selim, entrüstet, bot die ganze Heeresmacht seines Reichs zum Zuge gegen Serbien auf. 70,000 Türken überflutheten verwüstend das arme Land. Mit Erfolg versuchten sich die weit schwächeren Serbier in mehreren Treffen gegen die Ueberzahl. Doch wurden sie endlich genöthigt, sich in die Festungen zurückzuziehen und in den Gebirgen den kleinen Krieg zu treiben, der mit der größten Kühnheit Jahre lang fortgesetzt wurde. Dorghi, in Belgrad belagert, wehrte mit unerschütterlichem Muth täglich Angriffe ab, und be-

kannte öffentlich seinen Entschluß, sich unter die letzten Trümmer der Weste zu begraben. Da brach der Krieg der Pforte mit Rußland aus (1809) und verschaffte den Serbiern Luft. Das türkische Heer zog großentheils ab, und Dorghi, der mit Rußland ein Bündniß schloß, blieb im festen Besitze der Gewalt, die er anwendete, um den Zustand des verwüsteten Landes zu verbessern und seine Wunden zu heilen. Der Friede sicherte endlich nach langem Kampfe Serbien die Rechte, welche der Aufstand erstrebt hatte, und Cara Dorghi erkannte, daß nun seine Bestimmung erfüllt sei. Großherzig legte er hierauf die Gewalt von sich und zog sich in das Dunkel zurück. Wie ein Stern erster Größe hat er am Firmamente der Zeitgeschichte geleuchtet, wie ein Meteor ist er verschwunden. Nicht ein Ereigniß hat sich wieder an den Namen des außerordentlichen Menschen geknüpft, dessen Arm der Macht eines großen Reichs widerstanden, und den Serbien als Begründer seiner Freiheit durch alle Zeiten ehrt. Unerkannt soll er in den Heeren der Verbündeten gegen Napoleon gekämpft haben und später auf Veranstellung der Pforte ermordet worden sein. Doch sind dieß Umstände, auf welchen noch ein geheimnißvoller Schleier ruht.

Nach Dorghi's Verschwinden kam einer seiner Freunde, Milosch Obrenowitsch, an die Spitze der Verwaltung. Fürst Milosch (der Sohn eines armen Hirten) hatte nicht bloß den Veruf, sondern auch die Fähigkeit, fortzusetzen das Werk, was der Held vor ihm angefangen hatte. Eben so entschlossen, tapfer und edelmüthig, als dieser, war Milosch gebildeter, voll natürlichen Sinns für Kunst und Wissenschaft, und der Civilisation mit Enthusiasmus zugethan. Er kämpfte mit Glück gegen die Türken, bewahrte und erweiterte die Rechte der Serben. Im Jahr 1827 zum erblichen Fürsten ernannt, legte er nach 12 Jahren die Regierung nieder, worauf sein Sohn Michael den Thron bestieg.

X e r e s i n S p a n i e n .

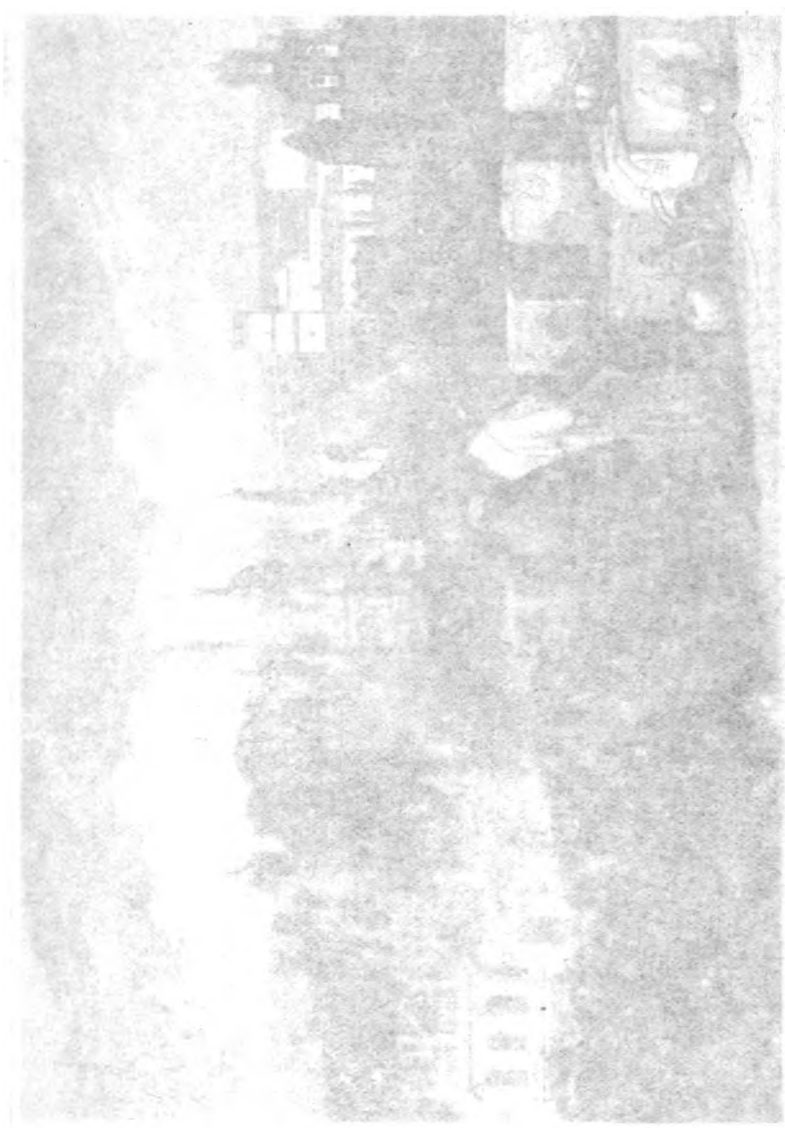
Um die Gluth der andalusischen Sonne zu vermeiden, war ich von Puerto Santa Maria in der Nacht aufgebrochen, und gedachte Xeres noch vor Tagesanbruch zu erreichen. Es war eine Nacht, wie arabische Dichter sie beschreiben. Am tiefblauen, wolkenfreien Himmelsgewölbe funkelten ungezählte Welten, und der Vollmond warf ein melancholisches Licht über

die todtenstille Landschaft. Die tiefen, starren Schatten der Delbäume, die den Weg zu beiden Seiten einfaßten, sprachen mich schauerlich = wehmüthig an, und wandernd in einer paradiesischen Gegend dachte ich mit träumerischer Sehnsucht an die nordische Heimath. Die vom Mondlicht gebleichte Ebene kam mir vor wie ein Schneefeld, die Baumpflanzungen, welche die weiße Ebene vergitterten, wie die breiten Trauerränder düsterer Kiefernwälder, und die am blauschwarzen Himmel hinziehenden weißen Wolfenschäfchen wie ungeheure Schneeflocken, der erstarrte Winterathem der deutschen Erde. Ich träumte in die Knabenzeit zurück und genoß noch einmal die tolle Lust jener mondhellen Decemberabende, wo wir Schlitten fuhren vom Kirchhofbühel herab und uns um das höhere Grab des dicken Schulzen, als um den besten Abfahrtspunkt, balgten. — Schnell wechselt der Traum seine Bilder. Vom Grabhügel der Heimath schaukelte er mich auf die Giszgipfel der Sierra Nevada, um welche die Städte und Kirchhöfe und die Völkerschaften Spaniens umher in weitem Kreise liegen. O wie viel Jammer der Tiefe ging an meinem weitschauenden Auge vorüber! In den grünen Thälern sah ich Schlachtfelder blutroth blühen; ich sah die Bürgengel flattern, wie scharfkralligte Vögel der Nacht, über verbrannte Dörfer; Städte sah ich in Schutt, und viele Gotteshäuser reckten feurige Arme gen Himmel. Aber der blickte mit seinen tausend Sternenaugen ruhig auf die wahnsinnigen Menschen und auf ihre thränenreiche, thörichte Selbstqual. Mit zartem Rosenroth umzog er seinen Osten und verkündigte den schönsten Tag.

Der Ruf meines Dieners: Dort ist Xeres! entrückte mich meinen Träumereien. Ich sahe auf, und in der Ferne, hinter Drangenhainen und Platanenwipfeln, blühten in den ersten Strahlen der Morgensonne die Spitzen der Thürme.

Von der Anhöhe, auf der wir waren, bis zur Stadt, sind anderthalb Stunden. In dieser Entfernung sieht Xeres aus, als wäre es ein London, oder ein Konstantinopel. Die erstaunliche Menge der nahen Klöster, Kirchen, Landhäuser u., deren weiße Gebäude sich von dem dunkeln Hintergrunde vortrefflich abheben, schmelzen mit der Stadt zu einem Ganzen zusammen und geben ihr das Ansehen einer zwanzigfachen Größe. Xeres, voll prächtiger Gebäude, hat etwa 30,000 Einwohner. Meilenweit ist es umgeben mit wellenden Rebenhügeln, von welchen die kleinen, weißen Winzerhäuschen blinken, und unmittelbar um die Stadt schlingt sich ein dichter Kranz von Drangenwäldchen, freundlichen Gartenanlagen und schattigen Gängen.

Es gibt in der Regel nichts Schöneres, als der Fernblick spanischer Städte; aber oft auch nichts Glennderes, als deren Inneres. Xeres macht eine ehrende Ausnahme. Im großen spanischen Trauerhause liegt die freundliche, rührige Stadt, wie ein sonniges Erkerstübchen, das man schwarz auszuschlagen vergessen hatte. Die Schloßenwetter des Bürger-



WIRTSCHAFTS in Spanien

Das wirtschaftliche Leben in Spanien

Verlag von J. Neumann, Neudamm

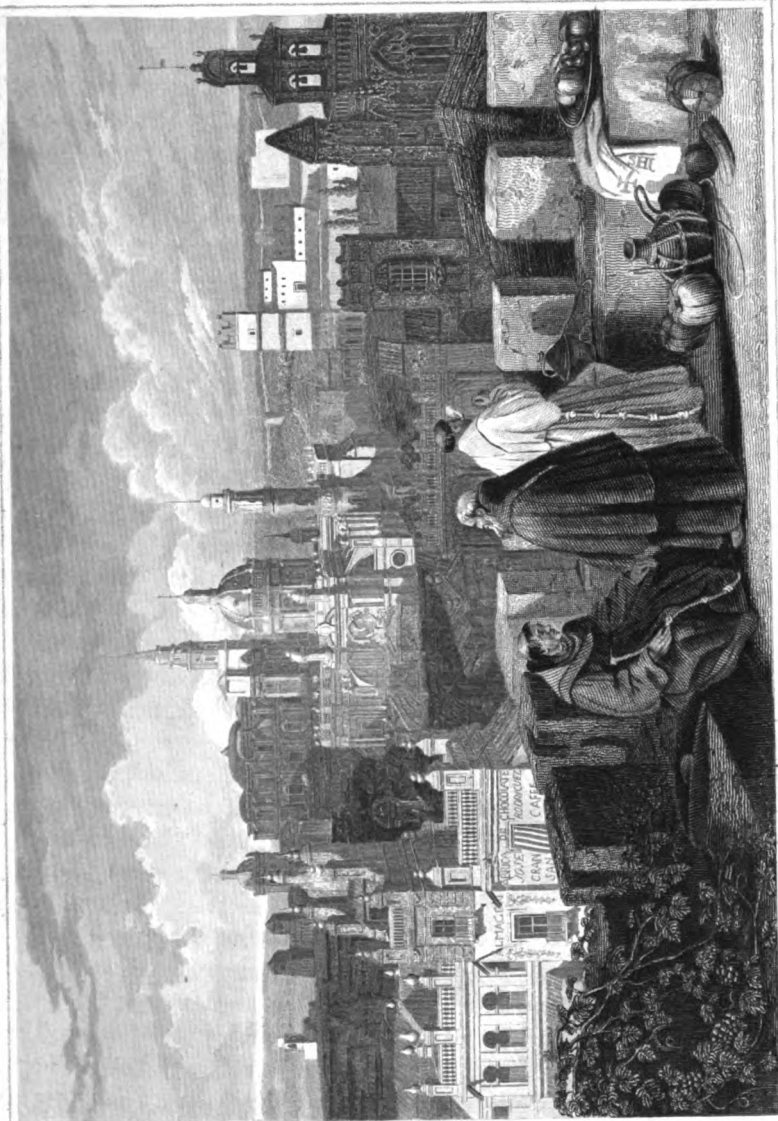
die
die l
müt
träu
gebl
welc
Rief
Wol
der l
einm
fuhr
Sch
der l
auf l
und
viel
In d
Wür
Dorf
Arm
ruhig
Selb
den f

Trdu
und l
Spitz

Stun
don,
Kirch
tergri
zusam
voll p
umge
Wing
dicke
tigen

Städt
eine e
freund
schwa

CCXXXV



XIÈME
In Station

Reynolds & Vasey

Vol. 4. No. 1. 1841. 2nd. 10. 1841.

kriegs, welche so viele Provinzen verwüstet und das öffentliche Glück fast allwärts zerschlagen haben, sie gingen an diesen glücklichen Nebengeländen bisher spurlos vorüber. Freilich walten auch hier noch andere günstige Verhältnisse ganz eigenthümlicher Art. Xeres ist gewissermaßen ein Hors d'oeuvre, es ist der Sitz einer Kolonie von Fremden, deren Einfluß auf den Charakter und den Sinn der spanischen Bevölkerung seit vielen Jahren wohlthätige Wirkungen äußert, und es hat in seinen Weinbergen eine unerschöpfliche Fundgrube des Erwerbs und des Reichthums. Die hiesigen Weine sind die edelsten Spaniens. Deren Gesamtausfuhr beträgt in gewöhnlichen Jahren 35,000 Stück (davon gehen über 20,000 Stück nach England) und ihr Werth übersteigt 2 Millionen Piaster.

Dies große Geschäft ist meistens in den Händen von Ausländern, welche sich, viele seit mehren Generationen, hier niederließen. Man trifft Engländer, Franzosen, Deutsche, Holländer und Nordamerikaner hier an, welche zum Theil sehr reiche und angesehene Häuser repräsentiren. Die Weinniederlagen gehören zu den Bauwundern Spaniens. Denke dir nicht etwa dunkle, unterirdische Keller, sondern ungeheure, massive, kirchenähnliche Gebäude, deren Gewölbe von Säulenreihen getragen werden, zwischen welchen die vollen Fässer zu Tausenden lagern. In diesen Gebäuden, die von allen Seiten mit Fenstern versehen sind, wird eine stete Luftcirculation mit Sorgfalt unterhalten. Dennoch ist die Ausdünstung für den Neuling überwältigend. Man hat Cäle, in denen 80,000 Eimer Wein liegen! Am Rheine erzählt man sich vom Heidelberger Faß, und hört mit Staunen, daß es einmal voll Wein gewesen; — hier sieht man solche Riesenspeicher (Madre, Mutterfässer genannt) in Menge, und angefüllt mit den hundertjährigen Erzeugnissen der edelsten Gewächse. Alle ältern Weine werden in so großen Fastagen gezogen, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß sie sich in solchen zu einer vollkommeneren Reife entwickeln. — Diese Mutterweine werden niemals in unvermishtem Zustande versendet; sie dienen vielmehr dazu, jüngeren Weine die Blume und den Geschmack der ältern zu verleihen, und ein sehr mäßiger Zusatz reicht für diesen Zweck gewöhnlich aus.

Wenn aber die Preise es nicht zulassen, jene kostbaren Madre=Weine zum Verschneiden anzuwenden, dann bedient man sich dazu gekochter Weine, von denen immer große Vorräthe da sind. Es gehört schon ein feiner Kenner dazu, die Vermischung zu entdecken. — Die leichten, trocknen Weine erhalten überdies, bevor sie verschifft werden, stets einen Zusatz von Weingeist, und man will behaupten, daß sie sich ohne solchen gar nicht verfahren lassen. Die besten Gewächse sind die von Pryerate und Amon-tillado. Letztere kommen nie ächt in's Ausland. An Ort und Stelle wird die Flasche mit 20 Piaster und darüber bezahlt.

Jona und Staffa; — die Fingalshöhle.

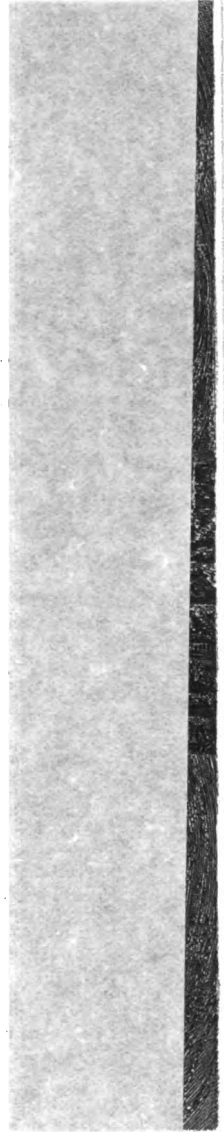
In des Universums unermesslichem Raume kömmt sich der Mensch wie eine Eintagsfliege vor, die über dem Strome der Ewigkeit in der Abendsonne spielt, und der Erbkalß selbst erscheint wie ein Blatt im Walde, das sich entfaltet, grünt, welkt, abfällt und vergeht. Erst der tiefen Betrachtung erschließt sich in einem solchen Blatt eine Welt voll Leben, erst sie sieht nichts Todes auf der Erde. Alles, was dem sinnlichen Auge als leblos erscheint, ist in der That nur ein anderer Leib für dasselbe Sein, und jede Form, der Strom wie das Meer, das Thal wie der Hügel, der donnernde Wasserfall, wie der brüllende Feuerberg, — Alles, Alles, vom Sonnenstäubchen an bis zur Milchstraße herauf, deren Millionen-Sonnen-Leben in einem einzigen aufgeht, datirt eine unendliche Ahnenreihe von Verwandlungen, bis zu dem Augenblick zurück, wo der einzige Gott sein „Werde“ sprach. In diesem allgemeinen Lebendigsein ist ein unendlicher Trost verborgen. Mir ist es der sicherste aller Bürgen für meine eigene Unsterblichkeit.

Darum ist mir auch die Natur in allen Formen heilig, und nirgends wird mir so wohl, als wenn ich, entrückt dem Menschengewühl und seiner Plage, auf dem Gipfel eines Berges, oder im stillen Waldgrund mich in die Mitte eines Lebens versetzen darf, das Jeden, der ihm mit empfänglichem Herzen entgegentritt, mit Liebe bewillkommt. In jedem Grassalm, in jeder Staude, in jedem Baume, in jedem Wurm, der über meinen Pfad kriecht, im Fels, im Sturze des Bachs, im Hügel, den mein Knabe überspringt, und im blaugekleideten Riesen am Horizonte sehe ich ein Leben voller Schönheit und voller Liebe, und in jeglichem Blumen- und Käserauge spiegelt sich mir die hohe, milde Gestalt des Herrlichen wieder, den mit mir alles Lebendige Vater nennt und preist.

In meinem schweren Beruf, der mich gefangen hält, ist mir selten solche Seligkeit vergönnt. Wird der Leser es glauben, daß der Mann, mit dem er am Zauberstabe des Worts die Welt durchwandert, Jahre lang nicht über die nächsten Berge des Städtchens kam, das mehr Schicksal, als eigener Wille, ihm nach einer an Erfahrungen, Wechseln und Stürmen überreichen Jugend, zum Mittelpunkt seines Wirkens auserkocht? und doch zieht er mit diesem Wirken ein Band um den Erbkreis. —

Gedanke, wohin? was wühlst du in der Schicksalskammer deines Ichs zur Langweil deiner Leser? Erhebe dich über die Scholle, die den Leib ge-

FIN GALS-HÖHLE IN IRELAND



Die Jünglingshöhle.

eine
sonne
sich e
tung
sieht
leblos
und
denn
Sonn
Leber
Bern
„We
licher
eigen

gend
seiner
mich
pfäng
halm,
nen A
Knab
ein E
und S
der, d

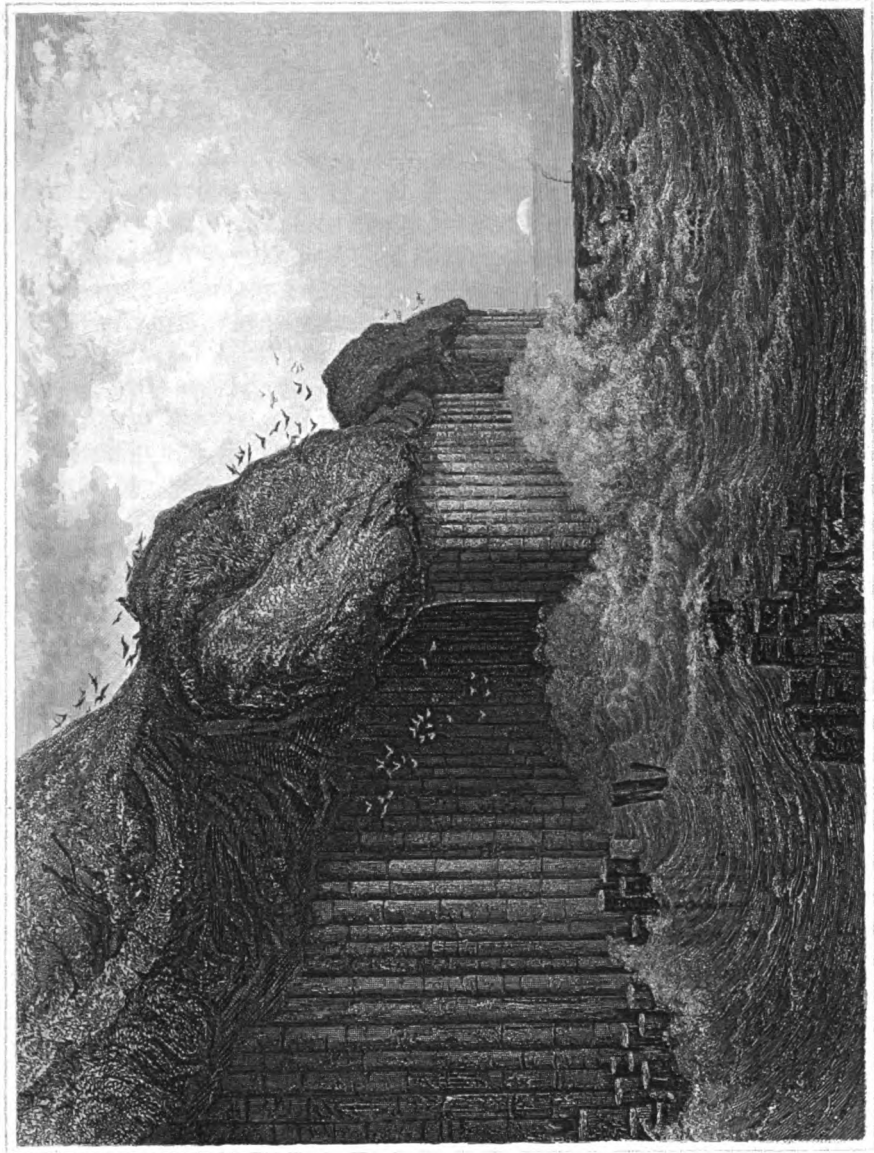
solche
dem e
über d
Wille,
Jugend
diesem 2.
Ged
zur Langw

Wie sich der Mensch wie
in der Abend-
im Walde, das
Betrach-
Leben, erst sie
Auge als
Sein.
Hügel, der
Hügel, — Alles, Alles, vom
Sonnen-
unendliche Ahnenreihe von
Gott sein
ist ein unend-
für meine

heilig, und nir-
Menschengewühl und
Waldgrund
Jeden, der ihm mit em-
In jedem Gras-
Wurm, der über mei-
Wachd, im Hügel, den mein
Kiesen am Horizonte sehe ich
Liebe, und in jeglichem Blumen-
Gestalt des Herrlichen wie-
alles Lebendige Vater nennt und preist.

Schweren Beruf, der mich gefangen hält, ist mir selten
gönnt. Wird der Leser es glauben, daß der Mann, mit
Wort die Welt durchwandert, Jahre lang nicht
Schicksal, als eigner
Erzählungen. Aber ich und Träumen überreichen
ausfliehet und doch zieht er mit
den Großreid.

du in der Schicksalssamer deines Jchs
die den Leib ge-



FINCHES-ROCK IN IRELAND

W. G. & Co. Lith.

W. G. & Co. Lith.

der alten Erdbeschreiber, vor
 Wogen des größten Meeres
 der Gruppe gehören zwei kle
 nern, wie große Menschen
 Diese beiden, erst im
 denen, Inseln sind d
 Auf ihren Zinnen sang
 Druiden-geomische Weissh
 rungen hier einigen, hat f
 Gälern, am reinsten hier
 beiden Gilande, war einst
 austreute auf die in der
 länder, und Religion, mi
 lange bevor der römische
 wurde die gemeinsame G
 weil ein frommer Glaub
 Tage der allgemeinen Be
 nen Grabheimen mit lese
 Schottlands, Frankreichs,
 ren hat die Zeit die Sch
 ungewöhnlichem Umfang
 haben. Jeder Schritt a

festhält, hoch über die Berge, unter denen die Gewitter des Lebens brausen; denn berichten sollst du von dem Gilande, der Wohnung des Weisen, Dichters und Sängers, welcher Völker begeistert hat seit zwei Jahrtausenden. Dein Thema ist — „Jona = Ossian!“ So ruft's mir zu und ich erzähle.

Tief im atlantischen Ozean, an der scharf ausgezackten Westküste des schottischen Hochlands, liegen die Inseln der Hebriden, das ultima Thule der alten Erdbeschreiber, preisgegeben seit Jahrtausenden den schäumenden Wagen des größten Meeres und seinen unbeschränkten Stürmen. Zu dieser Gruppe gehören zwei kleine Gilande, hoch sich erhebend über ihre Schwestern, wie große Menschen über ihre unbekannten Brüder.

Diese beiden, erst im vorigen Jahrhundert wieder zugänglich geworden, Felseninseln sind das Heiligthum der nordischen Sage und Mythe. Auf ihren Finnen sang Ossian seine unsterblichen Lieder, lehrten die Druiden gnomische Weisheit, und indem sich die heiligsten Volkserinnerungen hier einigen, hat sich auch Sitte und Sprache des Volks, der alten Sagen, am reinsten hier erhalten. Jona, oder Icolmkill, das eine der beiden Gilande, war einst in der westlichen Welt die Sonne, welche Licht ausstreute auf die in der Finsterniß der Barbarei versunkenen Nachbarländer, und Religion, mit Wissenschaft im Bunde, ward hier hochgefeiert lange bevor der römische Adler an Schottlands Marken horstete. Jona wurde die gemeinsame Grabstätte der Könige von Nord- und Westeuropa, weil ein frommer Glaube den auf dem heiligen Gilande Bestatteten am Tage der allgemeinen Vernichtung Erhaltung verhieß. Auf den gefundenen Grabsteinen mit leserlicher Runenschrift sind vier und sechzig Könige Schottlands, Frankreichs, Irlands und Norwegens benannt; von viel mehr hat die Zeit die Schriftzüge verlöscht. Ein vorhandenes Grab von ungewöhnlichem Umfang scheint ein ganzes Geschlecht in sich vereinigt zu haben. Jeder Schritt auf der heiligen Insel geht über Staub von Gefrönten, und jeder Fußtritt berührt das Fragment eines Denkmals großer oder hochgeehrter Menschen, die nicht einmal ihre Namen übrig gelassen haben, und der Enkel im hundertsten Gliede weiß nicht, daß sein Fuß vielleicht das letzte, unkenntliche Andenken eines Ahnen zermalmt. — Die heutigen Einwohner der Insel, wahrscheinlich direkte Nachkommen der alten Druidenbevölkerung, nähren sich von ihren Schafherden und dem Fang der Seevögel, welche in ungezählten Schaaren die Felsenküste umschwärmen. Jährlich viermal kommt ein Geistlicher aus Mull herüber, um das Wort des Herrn zu predigen, zu taufen, zu kopuliren und die Gräber der Verstorbenen einzusegen. Die Jugend aber wächst von Geschlecht zu Geschlecht ohne allen Unterricht auf, und der berühmte Sitz druidischer Ge-

Lehrsamkeit ist gegenwärtig der der größten Unwissenheit. Schneidend ist die Ironie dieses Zustandes für das Jahrhundert der Aufklärung und allgemeinen Bildung; handgreiflich ist die Schmach; aber keine Hand rührt sich, sie zu entfernen.

Staffa, das Schwesterneiland, ist unbewohnt; seine Naturwunder führen indeß jeden Sommer Schaaren von Reisenden zum einsamen Felsen. Die Spekulation hatte vergeblich es versucht, für die Bequemlichkeit der Besucher ein Gasthaus zu errichten. Zweimal standen die Gebäude; aber jedesmal rissen die atlantischen Winterorkane sie wieder weg und schleuderten ihre Trümmer in's Meer. — Staffa ist der 140 Fuß senkrecht aus dem Meere hervorragende Gipfel eines erloschenen Vulkans, von dessen Seiten die Lavaströme in die Fluthen stürzten; denen wir die wunderbarsten Basaltbildungen verdanken, welche die Erde aufzuweisen hat. Die ganze südliche Fagade der Insel, in einer Breite von fast einer halben englischen Meile, gleicht einem Feenpalaste von unbeschreiblicher Majestät. An vielen Stellen sind die Säulengeschosse mehrfach über einander gebaut; an andern bilden sie vorgeschobene Portale, an andern weite Thore, an deren innern Seiten sich Säulen an Säulen reihen, und deren Decken cassettirt sind, so regelmäßig, wie von den Händen des Baukünstlers. — So viele der bekannten Höhlen sind, so findet man jährlich doch noch neue auf, und man vermythet, daß der ganze Bauch des Eilands damit angefüllt sei. Die herrlichste und berühmteste aller ist die Fingalsöhöhle; sie liegt an der Westseite des Gestades. Eifersüchtig hütet der Ocean dieß Wunderwerk von des Schöpfers Hand, und Tausende kommen und gehen wieder, ohne es gesehen zu haben; denn nur bei scharfem Westwind ist die Annäherung der gefährlichen Strömung und fürchterlichen Brandung wegen überhaupt möglich. Da geschieht es wohl, daß die Schaaren der Touristen wochenlang harren, und der günstige Augenblick will doch nicht kommen. Auch ich war keiner der Glücklichen, welche das Wunder schauten; ein Anderer soll für mich berichten. — „Westwind wehete, unsere Freude war groß. Am Mittag näherten wir uns dem ersehnten Ziele; in hoher Pracht lag das schöne Eiland, mit der reichsten Säulenordnung der Welt, im ruhigen Ocean vor unsern Augen, angestrahlt und verherrlicht von der Sonne. Die Beleuchtung, vom tiefsten Schatten bis zu den glänzendsten Silberintinten, war unbeschreiblich. Rauschend flog das Dampfschiff durch die Brandung; in ungefähr 100 Faden Entfernung, seitwärts von der Höhle, hielt es an; Jeder eilte, der Erste im ausgesetzten Boote zu sein. Einige Minuten langer Erwartung (denn die Brandung spritzte mit jedem Ruderschlage herein) brachten uns zum Ziele — wir waren am Eingange. Unsere Vorstellungen von der Pracht des Anblicks, die hochgespannten, fielen vor der Wirklichkeit in Nichts zusammen. Wie soll ich beschreiben! Wo die Poesie nicht ausreicht, da ist das prosaische Wort fürwahr zu arm. Rechts und links strecken die 50 Fuß hohen Colonnaden unabsehblich sich

aus, und zwischen ihnen ist der Eingang: — dieser das kolossalste Portal der Welt, 117 Fuß hoch mit einer Breite von 40 Fuß. Der Boden desselben ist uneben; die Köpfe der Basaltsäulen, die ihn bilden, geben ihm jedoch das Ansehen der schönsten Parkettirung. Säule an Säule, von gänzlich schwarzem Basalt, reiht sich an den Seiten hin. Die Wogen schlagen tief in die Höhle hinein, und das blendende Weiß des Schaums tanzt gespenstig an den Wänden hinauf. Die ganze Länge dieses Naturtempels ist 370 Fuß, und die himmelanstrebenden Säulenbündel tragen ein Gewölbe, das alle Dome der Welt beschämt. Verhältnisse und Formen an diesem Werke sind ganz originell und das Ganze ist die sublimste Harmonie! Tiefer hinein neigt sich der Boden, die Fluth bedeckt ihn ganz, einzelne Säulenstümpfe ausgenommen, auf denen man, freilich mit großer Beschwerde, zu Fuß bis an's Ende vordringen kann. Eine solche Tour, die nicht ganz ohne Gefahr ist, hat was dämonisches. Rechts und links braust die Brandung im schwarzen Abgrunde; nirgends ein Anhaltspunkt. Die Meisten unserer Gesellschaft kehrten verzagt um; ich aber zog die Schuhe aus, um desto sicherer auf den schlüpfrigen Säulenfragmenten fortzukommen zu können, und unter Herzklopfen kamen wir auch glücklich an's Ende und zu dem Punkte hin, wo man den geheimnißvollen Symphonieen lauscht, welche die Singalshöhle so berühmt gemacht haben. Lautlos horchten wir, lange vergeblich, bis wir endlich deutlich die Sphärenmusik vernahmen — zuerst leise, dann anschwellend zu immer grandiosern Tonmassen, zuletzt dem Rollen des Donners gleich, der uns Alle erbleichen und zittern machte. Die Ton-Übergänge hängen von der Weise ab, in welcher die akustischen Fibern des Baues durch die an den Basaltwänden sich brechenden und brandenden Wogen berührt werden. — An mehreren Stellen dieses herrlichen Gotteshauses haben Menschen, frühere Besucher, unbekannte Namen eingemeißelt. Mir kam es vor, wie Sakrilegium! Viel ehrwürdiger, als jene Brüder des Nichts, erschien mir die schaumige Welle, deren Lobgesang ich horchte. Wie gewaltig und zermalmend aber mag die Hymne sein in Sturmesnacht, wenn die thurm hohen Wogen des ergrimten Oceans des Riesenportals Siebel küssen, und die Brandung die Casetten des Gewölbes taucht. Die Musik ist für den Allmächtigen allein. Kein menschliches Ohr hat sie je vernommen, keines auch könnte sie ertagen.“

R u i n e H e n n e b e r g .

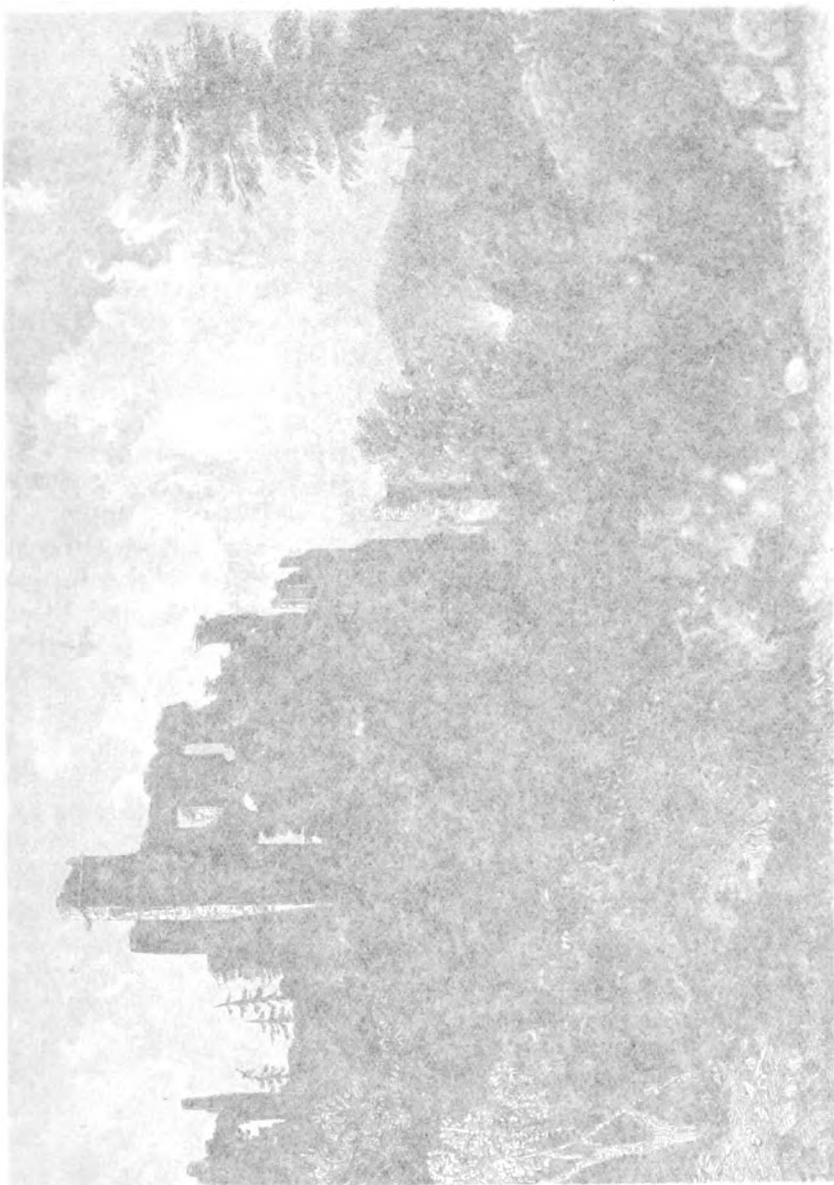
Hennebergs Ruine liegt zwei Stunden südwestlich von Meiningen, auf der Spitze eines waldigen Bergfegels, dicht an der bayerisch-meiningischen Grenze, hart über dem Dorfe, welchem die Burg ihren Namen gab. Die Urgeschichte jenes Stammhauses eines gefürsteten Grafengeschlechts umhüllt Fabelgewölk. Sicher ist, daß schon im siebenten Jahrhundert die Burg gestanden hat und der Henneberger Geschlecht dort hauste. Spätere Zeiten schwellten dessen Macht; aus dem kleinen Burg-Bezirk wurde allmählig — theils durch Schwertsgewalt, theils durch Geirath, theils durch der Kaiser Gunst, — ein weites Ländergebiet, und aus den einfachen Ritterkleuten gefürstete Grafen des Reichs. Die Burg selbst wurde zum prächtigen Schloß, und wo jetzt die Gule haust, zogen die Kaiser oft als Gäste ein.

Aber im Strome der Zeit verfloß Hennebergs Herrlichkeit. Als des großen Luthers mißverstandenes Wort der geketteten Bauern Joch zerbrach, und der Landmann Schaar und Sense gegen Ritter und Pfaffen erhob, schallte auch in Hennebergs Gauen, den dicht bevölkerten, Sturmglockenruf von Dorf zu Dorf; wilde Schaaren brachen alle Burgen; auch des Stammes Haus ging in Flammen auf. Seitdem, seit 1525, ist es Trümmer.

Sechs und fünfzig Jahre später war Fürst Georg Ernst Herr im Henneberger Lande. Diesem kam einst der Gedanke bei, seiner Ahnen alte Burg zu sehen, und er zog hinauf mit großer Schaar. Da ward's dem Fürsten plötzlich weh in dem Gemäuer, krank brachten ihn die Diener in die Hütte unten an dem Berge, und im niedrigen Bauernhäuschen drückte ihm der Tod die Augen zu. Er war der letzte Sproß und kinderlos. So sind Burg und Geschlecht vergangen und das Henneberger Land fiel Fremden zu *).

Von der Fürstenburg ragt jetzt nur noch ein Thurm zum Wald heraus; aber niedriges Mauerwerk, das einen großen Raum bedeckt, zeigt dem Forscher die einstige Größe an. Auch von einem Kirchlein steht noch Manches, so ein Bogen des Thors und zu sehen ist noch ein tiefer Brunnen,

*) Die 35 □ Meilen großen ehemaligen Hennebergischen Länder haben jetzt folgende Besitzer: Preußen: der hennebergische Kreis mit Euhl und Schleusingen, 8 $\frac{3}{4}$ □ Meil.; Weimar: die Ämter Ilmenau, Dörlheim, Kottennordheim, 5 $\frac{1}{4}$ □ Meil.; Meiningen: fast das ganze Unterland, 11 $\frac{3}{4}$ □ Meil.; Roßburg = Gotha: 4 $\frac{1}{2}$ □ Meil.; Kurhessen: Schmalkalben, 5 $\frac{1}{2}$ □ Meil.; Stolberg = Werningerode: Schwarzg.



1. *Journal of the American Medical Association*, 277, 1996, 1997, 1998, 1999, 2000, 2001, 2002, 2003, 2004, 2005, 2006, 2007, 2008, 2009, 2010, 2011, 2012, 2013, 2014, 2015, 2016, 2017, 2018, 2019, 2020, 2021, 2022, 2023, 2024, 2025, 2026, 2027, 2028, 2029, 2030, 2031, 2032, 2033, 2034, 2035, 2036, 2037, 2038, 2039, 2040, 2041, 2042, 2043, 2044, 2045, 2046, 2047, 2048, 2049, 2050, 2051, 2052, 2053, 2054, 2055, 2056, 2057, 2058, 2059, 2060, 2061, 2062, 2063, 2064, 2065, 2066, 2067, 2068, 2069, 2070, 2071, 2072, 2073, 2074, 2075, 2076, 2077, 2078, 2079, 2080, 2081, 2082, 2083, 2084, 2085, 2086, 2087, 2088, 2089, 2090, 2091, 2092, 2093, 2094, 2095, 2096, 2097, 2098, 2099, 2100, 2101, 2102, 2103, 2104, 2105, 2106, 2107, 2108, 2109, 2110, 2111, 2112, 2113, 2114, 2115, 2116, 2117, 2118, 2119, 2120, 2121, 2122, 2123, 2124, 2125, 2126, 2127, 2128, 2129, 2130, 2131, 2132, 2133, 2134, 2135, 2136, 2137, 2138, 2139, 2140, 2141, 2142, 2143, 2144, 2145, 2146, 2147, 2148, 2149, 2150, 2151, 2152, 2153, 2154, 2155, 2156, 2157, 2158, 2159, 2160, 2161, 2162, 2163, 2164, 2165, 2166, 2167, 2168, 2169, 2170, 2171, 2172, 2173, 2174, 2175, 2176, 2177, 2178, 2179, 2180, 2181, 2182, 2183, 2184, 2185, 2186, 2187, 2188, 2189, 2190, 2191, 2192, 2193, 2194, 2195, 2196, 2197, 2198, 2199, 2200, 2201, 2202, 2203, 2204, 2205, 2206, 2207, 2208, 2209, 2210, 2211, 2212, 2213, 2214, 2215, 2216, 2217, 2218, 2219, 2220, 2221, 2222, 2223, 2224, 2225, 2226, 2227, 2228, 2229, 2230, 2231, 2232, 2233, 2234, 2235, 2236, 2237, 2238, 2239, 2240, 2241, 2242, 2243, 2244, 2245, 2246, 2247, 2248, 2249, 2250, 2251, 2252, 2253, 2254, 2255, 2256, 2257, 2258, 2259, 2260, 2261, 2262, 2263, 2264, 2265, 2266, 2267, 2268, 2269, 2270, 2271, 2272, 2273, 2274, 2275, 2276, 2277, 2278, 2279, 2280, 2281, 2282, 2283, 2284, 2285, 2286, 2287, 2288, 2289, 2290, 2291, 2292, 2293, 2294, 2295, 2296, 2297, 2298, 2299, 2300, 2301, 2302, 2303, 2304, 2305, 2306, 2307, 2308, 2309, 2310, 2311, 2312, 2313, 2314, 2315, 2316, 2317, 2318, 2319, 2320, 2321, 2322, 2323, 2324, 2325, 2326, 2327, 2328, 2329, 2330, 2331, 2332, 2333, 2334, 2335, 2336, 2337, 2338, 2339, 2340, 2341, 2342, 2343, 2344, 2345, 2346, 2347, 2348, 2349, 2350, 2351, 2352, 2353, 2354, 2355, 2356, 2357, 2358, 2359, 2360, 2361, 2362, 2363, 2364, 2365, 2366, 2367, 2368, 2369, 2370, 2371, 2372, 2373, 2374, 2375, 2376, 2377, 2378, 2379, 2380, 2381, 2382, 2383, 2384, 2385, 2386, 2387, 2388, 2389, 2390, 2391, 2392, 2393, 2394, 2395, 2396, 2397, 2398, 2399, 2400, 2401, 2402, 2403, 2404, 2405, 2406, 2407, 2408, 2409, 2410, 2411, 2412, 2413, 2414, 2415, 2416, 2417, 2418, 2419, 2420, 2421, 2422, 2423, 2424, 2425, 2426, 2427, 2428, 2429, 2430, 2431, 2432, 2433, 2434, 2435, 2436, 2437, 2438, 2439, 2440, 2441, 2442, 2443, 2444, 2445, 2446, 2447, 2448, 2449, 2450, 2451, 2452, 2453, 2454, 2455, 2456, 2457, 2458, 2459, 2460, 2461, 2462, 2463, 2464, 2465, 2466, 2467, 2468, 2469, 2470, 2471, 2472, 2473, 2474, 2475, 2476, 2477, 2478, 2479, 2480, 2481, 2482, 2483, 2484, 2485, 2486, 2487, 2488, 2489, 2490, 2491, 2492, 2493, 2494, 2495, 2496, 2497, 2498, 2499, 2500, 2501, 2502, 2503, 2504, 2505, 2506, 2507, 2508, 2509, 2510, 2511, 2512, 2513, 2514, 2515, 2516, 2517, 2518, 2519, 2520, 2521, 2522, 2523, 2524, 2525, 2526, 2527, 2528, 2529, 2530, 2531, 2532, 2533, 2534, 2535, 2536, 2537, 2538, 2539, 2540, 2541, 2542, 2543, 2544, 2545, 2546, 2547, 2548, 2549, 2550, 2551, 2552, 2553, 2554, 2555, 2556, 2557, 2558, 2559, 2560, 2561, 2562, 2563, 2564, 2565, 2566, 2567, 2568, 2569, 2570, 2571, 2572, 2573, 2574, 2575, 2576, 2577, 2578, 2579, 2580, 2581, 2582, 2583, 2584, 2585, 2586, 2587, 2588, 2589, 2590, 2591, 2592, 2593, 2594, 2595, 2596, 2597, 2598, 2599, 2600, 2601, 2602, 2603, 2604, 2605, 2606, 2607, 2608, 2609, 2610, 2611, 2612, 2613, 2614, 2615, 2616, 2617, 2618, 2619, 2620, 2621, 2622, 2623, 2624, 2625, 2626, 2627, 2628, 2629, 2630, 2631, 2632, 2633, 2634, 2635, 2636, 2637, 2638, 2639, 2640, 2641, 2642, 2643, 2644, 2645, 2646, 2647, 2648, 2649, 2650, 2651, 2652, 2653, 2654, 2655, 2656, 2657, 2658, 2659, 2660, 2661, 2662, 2663, 2664, 2665, 2666, 2667, 2668, 2669, 2670, 2671, 2672, 2673, 2674,

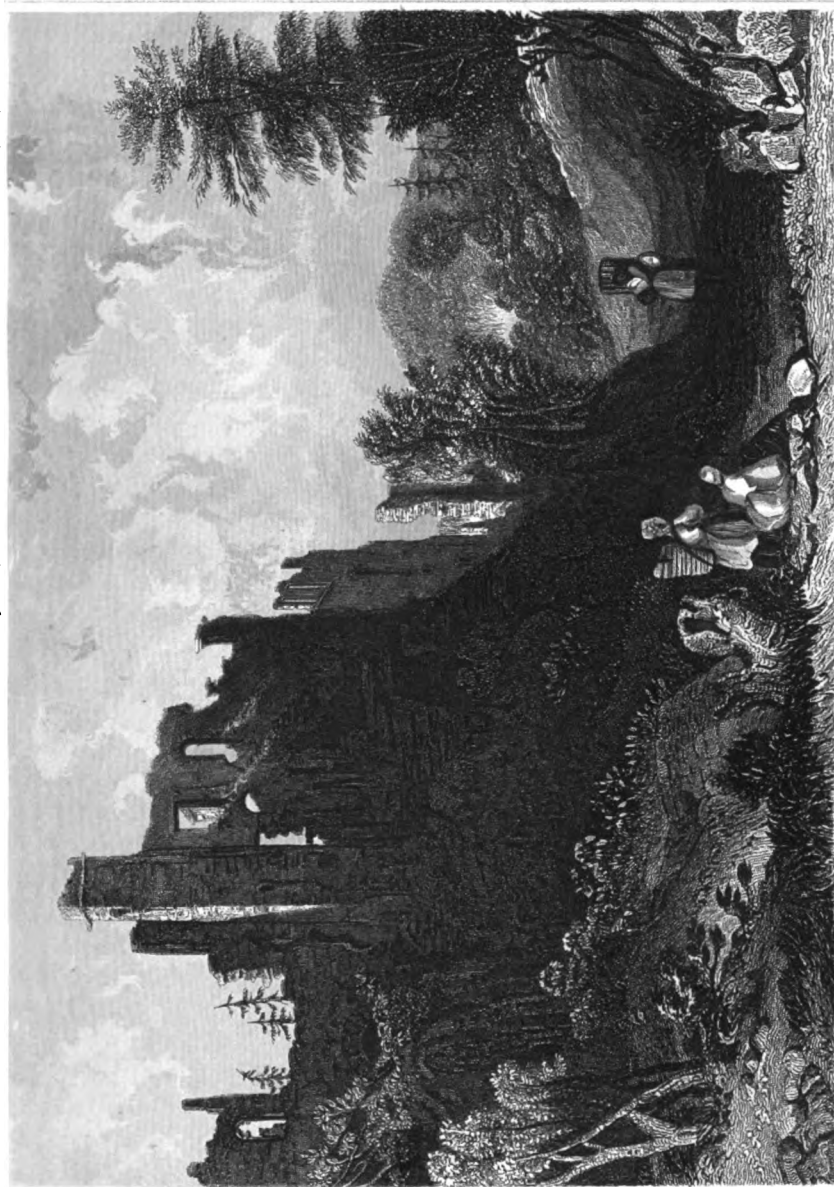
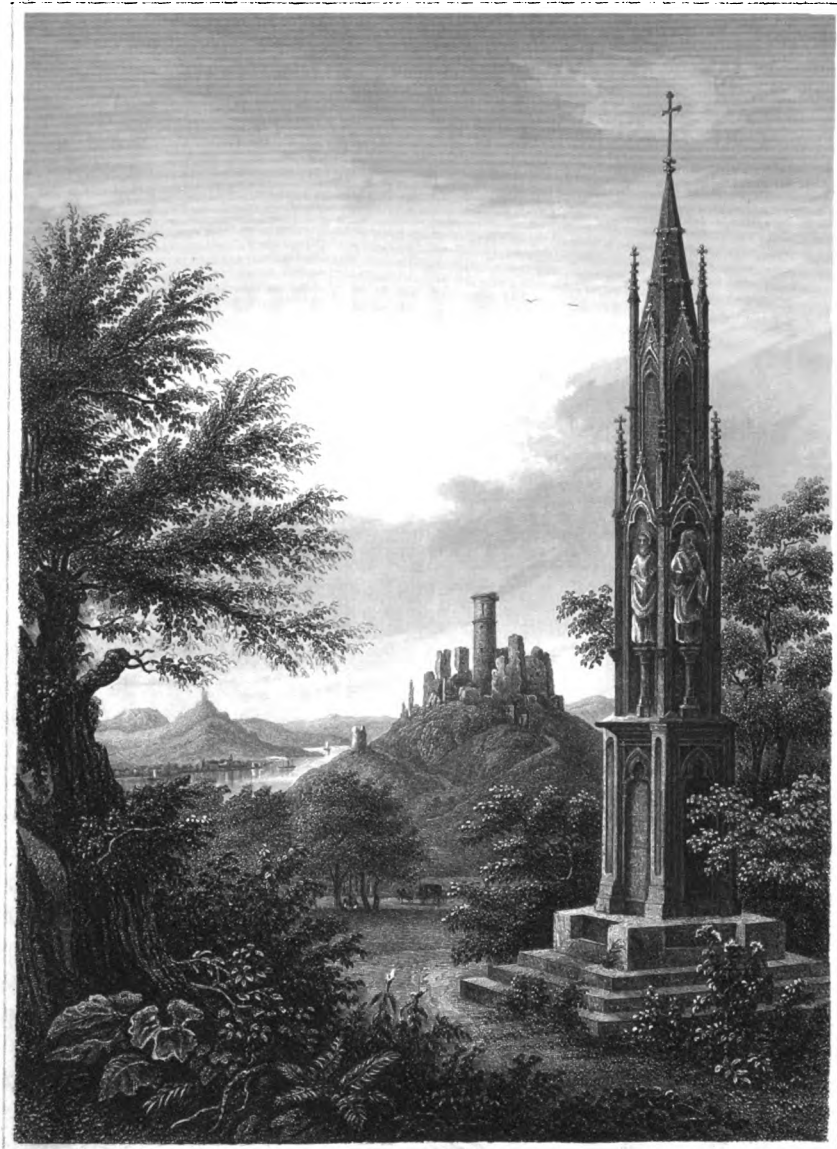


PLATE 11. THE GREAT WALL OF CHINA

Plagium d. Veringer

U. S. DEPARTMENT OF AGRICULTURE



Drachenfels

Godesberg

HOCHKREUZ AM RHEIN

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildesheim.

Eigenthum d. Verleger

Das St

Die Gegend von Bortann als Schlupfpunkt der von Mainz aus rheinabwärts und in welchen die verfallenen, bald kühn an Felsen mühsam bebauten Wälder jenes Gelände des Siebenbürgen, wo, der Ruine schöne Aue Nonnenwerth Drachensfels von hoher Steilwand steht misfernt, an der Landstraße des Berg. Ursprünglich die Spuren römischer Architektur bei demselben ist nach der Michaeliskapelle erbaut worden. Ueber die Entstehung des

halb verschüttet, von dem die Chroniken melden, daß er durch den Leib des Berges bis unter des Thales Sohle reiche. Herrlich ist und von Wandlern viel genossen die Fernsicht von der Mauerzinne, und die Fürsten-Grafen pflegten ihren Gästen stolz zu sagen: „zweimal weiter als das Auge reicht, geht und schirmt der schwarzen Henne Flug“. —

Das Godesberg am Rhein.

Die Gegend von Bonn ist eine der schönsten am Rheinstrome. Sie kann als Schlupfpunkt der prachtvollen Scenerien betrachtet werden, die sich von Mainz aus rheinabwärts der Beschauung des Naturfreundes darbieten und in welchen die verfallenen Burgen bald von belaubten Höhen herab blicken, bald kühn an Felsenwände, wie Schwalbennester, geklebt sind, bald aus mühsam bebauten Weinbergen hervorragen. Unbeschreiblich schön ist jenes Gelände des Siebengebirgs mit seinen Burgen, namentlich ist's jene Parthie, wo, der Ruine Rolandsack gegenüber, inmitten des Rheins die schöne Aue Nonnenwerth aufsteht und am andern Ufer der herrliche Drachensfels von hoher Steinwand herabschaut.

Wachhaltend steht der Drachensfels am Rhein, eine Stunde davon entfernt, an der Landstraße, und $\frac{1}{4}$ Stunden südlich von Bonn der Godesberg. Ursprünglich stand hier zuerst ein Römerkastell, und noch sind die Spuren römischer Architektur unverkennbar vorhanden. Später und bei demselben ist nach der Befehung der hier hausenden Ueber die St. Michaelskapelle erbaut worden, welche jetzt gleichfalls in Trümmern liegt. Ueber die Entstehung des Kastells erzählt die Volksage, „daß im grauen Alterthume ein fremder König sich hier mit mächtigem Gefolge niedergelassen habe. Einer seiner Feldherren habe mit den auf dem Berge hausenden bösen Geistern einen Bund geschlossen, ihnen daselbst einen Tempel gebaut und Menschen geopfert; aber seine und der Dämonen Macht sei vom Christenthum gebrochen worden“. Dieses mag wohl eine dunkle Anspielung auf Kaiser Julian den Abtrünnigen sein, der unbezweifelt mit seinen Legionen hier lagerte und von dem damals wahrscheinlich auch das Kastell erbaut wurde. Man hat auch behaupten wollen, daß auf der Höhe des Godesbergs die eigentliche „ARA UBIORUM“ gewesen und der Name Godesberg aus „Gottesberg“ entstanden sei, indem auf ihm ein Wodans- oder Mercurius-Tempel gewesen. Aber lassen wir diese Hypo-

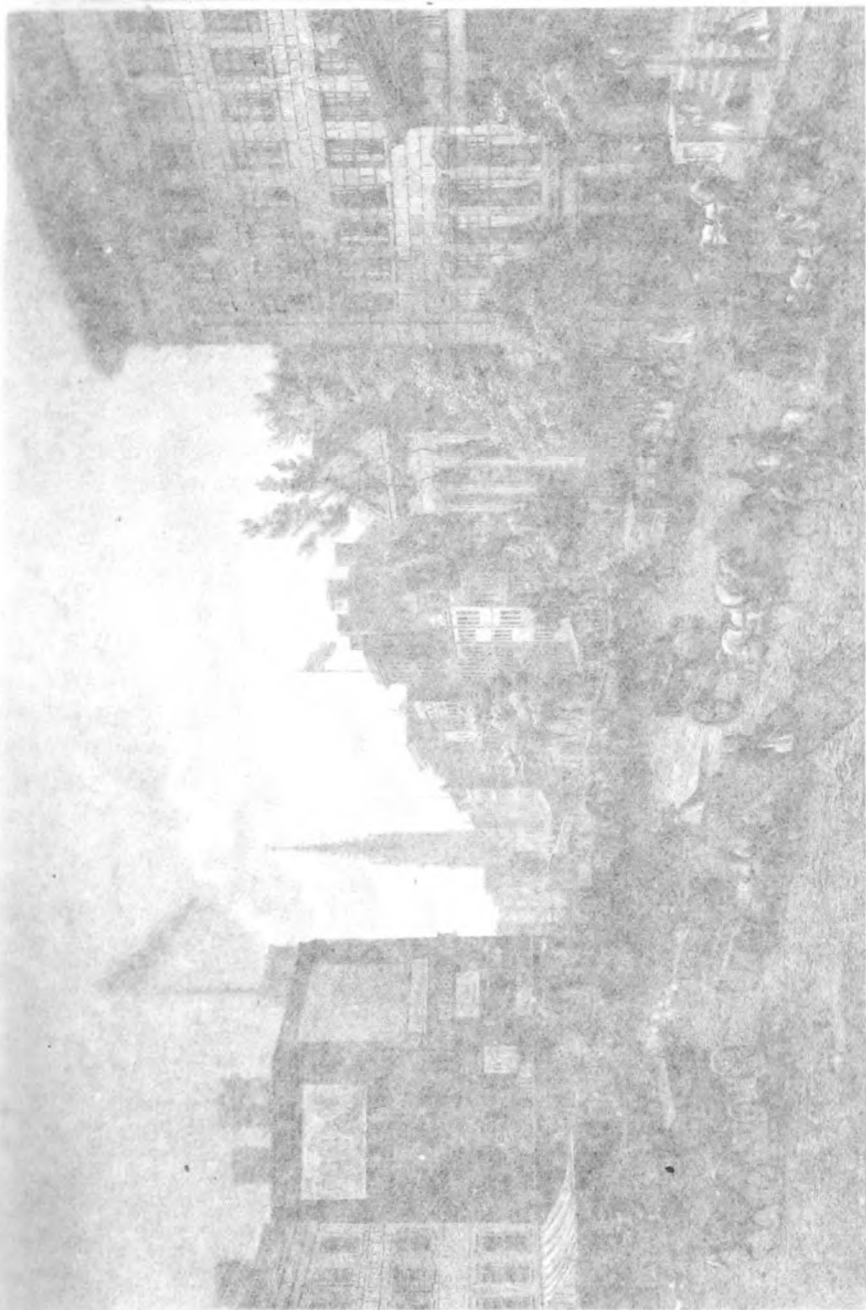
thesen unwiderlegt. Urfundlich ist es; daß Erzbischof Theodorich von Köln im Jahre 1210 auf den Ruinen des alten Römerkastells ein festes und prachtvolles Schloß erbaute und 1375 Kurfürst Friedrich II. von Köln dessen Befestigung vermehrte. In dem Kriege, den der Uebertritt des Erzbischofs Gebhard von Köln zum protestantischen Christenglauben und seine Heirath mit der schönen Gräfin von Mannsfeld veranlaßte, legte derselbe eine Besatzung holländischer Truppen hinein. Gebhard von Köln ward später abgesetzt und sein Nachfolger Ernst, aus dem Hause Bayern, ließ die Weste im Jahr 1593 durch Pulver sprengen. Daher die Ruinen! Auf die Zinne des hohen Thurms führt jetzt eine Treppe. Entzückend ist von hier aus die Ansicht über das weite Gelände.

In der Nähe der Ruinen von Godesberg erhebt sich auch bescheiden auf einem anmuthigen Hügel das kleine aber wunderschöne Denkmal, welches unser Stahlstich zeigt. Mittelalterliche Kunst und Frömmigkeit haben es aufgerichtet. Das Hochkreuz ist es geheißen und der wohlerhaltene Bau trotz mit altdentscher Festigkeit der Zeit und dem Wetter schon viele Jahrhunderte.

Broadway in New-York.

Der Broadway in New-York ist die prächtigste Straße der neuen Welt. Sie beginnt am Süden der Stadt, fast am Meerstrand und führt in gerader Linie, in einer Breite von 100 Fuß, anfänglich unter dem eigenen, dann unter anderen Namen, bis zum nördlichen Ende New-Yorks, so daß sie es der ganzen Länge nach durchschneidet. Der ländliche Charakter, welcher in den Gängen des Parks und den Alleen der Batterie oder Castle-Gartens dich in New-York anweht, ist mit dem ersten Tritt in Broadway verschwunden; es umfängt dich das Leben der Weltstadt wie eine brausende, schäumende Woge des Oceans.

Ein Dualismus beherrscht die ganze amerikanische Welt, und er macht sich kenntlich in jedem ihrer Theile. Das ganze Wesen des Yankeeenthums spiegelt sich in Broadway wieder. Es ist da Etwas, was der Ebbe und Fluth des Meeres, Tag und Nacht, Mann und Weib gleicht. Zu den Gegensätzen gesellt sich das Uebermaß; es ist sichtbar in allen Dingen und Erscheinungen. Wo aber ein Uebermaß ist, ist auch ein Mangel. Jedes Süß hat sein Sauer, und jeder Fähigkeit, durch die wir Vergnügen empfangen,



BROADWAY
New York

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
155 E. 42ND STREET
NEW YORK 17, N. Y.

1911

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
155 E. 42ND STREET
NEW YORK 17, N. Y.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
155 E. 42ND STREET
NEW YORK 17, N. Y.

1911

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
155 E. 42ND STREET
NEW YORK 17, N. Y.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX TILDEN FOUNDATION
155 E. 42ND STREET
NEW YORK 17, N. Y.



BROADWAY

New York

THE NEW YORKER

THE NEW YORKER

THE NEW YORKER

ngarten und Winderglück.
Das beobachtende Auge wird
Schein nicht täuschen lassen.

Das äußerliche Leben
des Reichthums, des Luxus u.
der Straße, — die Läden, die
Antikenkeller, Lesezimmer u.
schneider, Barbier und Zaf.
ausgestattet. Es macht, wie
mal auf den Neuling. Ueb.
doch unter all' dem Schein
nicht aufkommen. Nach
schweren Seidengardinen, d.
nigen Spiegel von Gasflan.
und Kaffeehäuser einen
Sommerabenden, wo die
ermüdet, sind namentlich
der Männer und Frauen.
welche, die Souterrains wie
höhle, funkelnd von Licht
luftwandelnden Schaaren
folge mir hinab in die sd

ist eine entsprechende Strafe für ihren Mißbrauch auferlegt. Die Natur haßt Uebertreibung, sie duldet kein Monopol des Genusses und des Vergnügens, ohne die Monopolisten zu züchtigen. Wenn der Reichthum prast, vermehren sich auch Die, welche ihn verzehren; häuft der Sparsame Besitzthümer auf, so gibt die Natur ihm die Sorge zum Begleiter. Für jedes Ding, das der Mensch gewinnt, verliert er etwas. Die sich aufbäumenden Wogen des Meeres suchen nicht eiliger die ausgleichende Ebene, als das Uebermaß im Leben und dessen Erscheinungen ein nivellirendes Verhältniß. Es findet sich immer ein Etwas, das den Uebermüthigen, den Starken, den Reichen, den Mächtigen, den Glücklichen hinabdrückt, und mit dem Minderbegabten und Minderglücklichen in ein Gleichgewicht zu bringen trachtet. Das beobachtende Auge wird dieß überall finden; nur darf es sich vom Schein nicht täuschen lassen.

Das äußerliche Leben in Broadway trägt durchgängig den Stempel des Reichthums, des Luxus und des Vergnügens. Alle Etablissements in dieser Straße, — die Läden, Hotels, Kaffee- und Speisehäuser, Konditoreien, Aulsternkeller, Lesezimmer und Klubs — alle, bis zu den Salons der Haarschneider, Barbieri und Zahnausreißer herab, sind mit übertriebenem Prunk ausgestattet. Es macht, von außen besehen, eine großartige Wirkung, zumal auf den Neuling. Ueberall bligt's und blendet's, flacker't's und funkel't's; doch unter all dem Schein und Schimmer kann ein recht behaglicher Genuß nicht aufkommen. Nachts zumal, wenn die Falten der reichgeblühten, schweren Seidengardinen, die Silbertapeten und die Goldrahmen der gewaltigen Spiegel von Gasflammen bestrahlt werden, bieten Restaurationen und Kaffeehäuser einen fast zauberhaften Anblick dar. An den heißen Sommerabenden, wo die schwüle, drückende Luft die Spaziergänger schnell ermüdet, sind namentlich die Eiscrèmesalons gedrängt voll wohlgekleideter Männer und Frauen. Nicht minder die Aulsternkeller ersten Rangs, welche, die Souterains vieler Prachtgebäude einnehmend, sich, wie Maddin's Höhle, funkelnd von Licht und Pracht, auf den Broadway öffnen und die lustwandelnden Schaaren in ihre Tiefen locken. Schauen wir selbst! — Folge mir hinab in die schimmernden Trinitatistempel des Luxus, der Lust und des Genusses! — Von der letzten Stufe einer breiten Marmortreppe, auf der ein Gasandelaber hinableuchtet, treten wir durch eine Pforte von vergoldeten Säulen in einen Feensaal. Zu beiden Seiten des langen gewölbten Raums streckt sich, schwimmend in Licht, das zurückgeworfen und vervielfältigt wird von zahllosen Spiegeln, unter Draperien von Gold- und Silberstoffen hin, eine lange Reihe der prächtigsten Arkaden aus. Sie sind mit annuthigen Malereien und Schnitzwerk geziert, mit kostbaren ultramarinblauen oder farmoisinrothen Gardinen verhängt und an den Pfeilerwänden, oder in den Casetten der Decken mit Krytallglas ausgelegt. Jede der Arkaden bildet eine Anzahl durch Marmorsäulen und Vorhänge getrennte Kämmerchen, manche durch Kronleuchter strahlend erleuchtet, andere durch gefärbte

Lampen in Hell Dunkel gehüllt, in denen das kostbarste Mobiliar, ein schwelender Divan von Sammt, geschnitzte Lehnstessel und Longchaises, allerliebste Tischchen von Rosenholz, im Verein mit den Bildern an den Wänden durch die Vorstellungen des ausgesuchtesten Luxus und Comforts auf die unbewachten Sinne wirken. Hier ist Alles, was das Auge sieht, mit seinen Lichtern und Schatten auf das Meisterhafteste für das Eine berechnet, die Begierde zu erregen, die Lust für Genuß zu erwecken. Da ist kein leeres Plätzchen, auf dem das Auge ausruhen, der Gedanke sich sammeln und abkühlen könnte; jedes Winkelfchen ist verziert, geschmückt, ausgefüllt mit reizenden Gegenständen und jeder Gegenstand leitet immer auf den einen Zweck hin. Dort lauert ein Amor mit zielendem Pfeil von einem Postamente, daneben füllt die Statue einer halbentkleideten Venus eine Nische, dort fesseln die drallen, schwellenden Glieder eines Ganymed, der dem Vogel des Jupiter die Nektarschale reicht, den Blick, es strahlt die funkelnde Flaschenpyramide auf dem Schenktisch, es glitzert das Silbergeschirr, es duften die Krystallvasen mit Blumen von der Marmortafel — und einladend blicken aus dem Grün der blühenden Umgebung die Schüsseln, angefüllt mit den rothen Hummern und Krabben und den appetitlich zubereiteten Seefischen in allen Größen und Gestalten, die geschliffenen Karaffen und Gläser, die Vasen und Schüsseln mit Mustern, hinter denen schmucke Kellner stehen, eines Worts oder Winks von dir gewärtig, um dir die Leckerbissen auf silbernen Schalen zu präsentiren. Wie Wenige, welche diese Zaubergrotten betreten, können den von allen Seiten auf sie eindringenden Erregungen widerstehen, und glücklich, wenn sie diese Orte nur mit leichteren Börsen und schwererem Kopfe wieder verlassen! Denn auf den Neuling lauert in den unterirdischen Lichtpalästen die elegante Gaunerschaft, der Veteran der Ausschweifung oder des falschen Spiels, und hat er sein halbes hundert Mustern verspeist und sich mit einer Flasche Sherry oder Madeira den Kopf drehend gemacht, so sammeln sie sich um ihn, wie um ein Maß die Geier. Die Bekanntschaften, welche hier angeknüpft werden bei dem Lichte von tausend Flammen — sie endigen nur zu oft in den dunkelsten Höhlen, wohin sich viehische Laster und grauenvolle Verbrechen verbergen, oder in der stillen, finstern Zelle des Gefängnisses. Seht dort den blonden, bartlosen Jüngling, der am Arme des älteren Herrn die Marmortreppe hinan auf die Straße wankt. Er ist die Beute eines ergrauten Kartenkünstlers, eines Werbers für eine jener fashionablen Spielhöllen, die ihre Agenten in den Kaffeehäusern und Restaurationslokalen unterhalten, um reiche Gimpel zu fangen und ihnen Beute zuzuführen. Das Paar hat nicht weit zu gehen. Neben an, im Hofe des palastähnlichen Gebäudes, — dort, wo die Reihe hoher Fenster ist und matter Kerzenschein durch die Jalousien zittert, ist der Tempel, dessen Pforten sich nur auf die Parole des Eingeweihten erschließen. — Dort tauscht er, Grad für Grad, die Mystereien des Spiels und der Lust an den grünen, mit der elegantesten Gesellschaft umgebenen Tischen und in

den Boudoirs der schönsten Frauengestalten, gegen sein Vermögen, seine Kraft, seine Ehre, sein gutes Gewissen und die Ruhe seiner Seele ein, bis er selbst herabsinkt zum Vollblutschurken, zum Veteranen des Pasters, zum Werber und Kuppeler für die Teufel, deren List er zum Opfer fiel.

Alle Kaffee- und Speisehäuser des Broadway sind Anlagen im großen Styl und beständige Fundgruben für den Beobachter und Menschenkenner. Die ungeheure Zunahme des Handels und Verkehrs in New-York hat aus dem älteren Stadttheile, wo die Geschäfte ihren Hauptsitz haben, die Wohnungen in die nördlichen, neueren Stadtviertel, oder über den Strom nach Williamsburg und Brooklyn gedrängt, oder auf die annuthigen Eilande verlegt, welche den Hafen von New-York vom Oeean trennen und die, noch vor ein paar Jahrzehnten Wald und Weideplätze, jetzt mit Parks, Gärten und Tausenden von Landhäusern bedeckt sind. Dort ist der Kaufmann zu Hause; in Broadway und den angrenzenden Stadtvierteln hat er seine Geschäftslokale. Bis zum vierten Stock bestehen die meisten Häuser aus Niederslagen und Schreibstuben, und da Zeit in Amerika Geld ist, und Geld der Werthmesser der Menschen, so denkt Keiner der geschäftlichen Bevölkerung daran, eine viertel oder halbe Stunde Zeit dem Wunsche zu opfern, in seiner Familie zu speisen. Zur festgesetzten Minute entleeren sich die Komptoire und die Geschäftsleute strömen nach dem nächstgelegenen Kaffee- oder Speisehause, um den inwendigen Menschen mit dem zu erfrischen, was Leib und Seele zusammenhält. Während die Kinnladen sich beschäftigen, erquickt sich der Geist an den Zeitungen und empfängt der Spekulationsinn den neuesten Handelsbericht und Kurszettel als fruchtbringende Saat. Ueber 50,000 Handelsherren und ihre Gehülfen speisen in diesen Mammuthsgartkuchen Jahr aus Jahr ein, und man kann sich nach dieser Zahl das Leben an diesen Orten zur Essenszeit vorstellen, dieß unablässige Wogen der Gehenden und Kommenden, das Gewirr und Gewühl von Hungrigen und Gesättigten. In manchem Hause rechnet man die täglichen Gäste nach Tausenden. Viele der Paläste im fashionablen oberen Stadttheil sind von den Schillingsstücken gebaut worden, mit denen die Geschäftsleute in diesen Speisehäusern ihr einfaches Mahl bezahlen, und mehr als einer der stolzen Landsitze auf Staaten=Island und in Jersey gehören Leuten, die in den Restaurationen von Broadway in kurzen Zeiträumen große Vermögen erworben.

Aber das berühmteste Haus im Broadway zeigt 'unser Bild. Schau' hinüber auf die Wand des Palastes, von dessen Dach das riesige Sternenhanner flattert, dort an der Ecke der Almestreet, außen behängt mit dem riesengroßen Konterfei der berühmigten Meerschlange unter Mißgestalten und Bestien aller Zonen! Eine goldene fünf Ellen hohe Inschrift kündigt dir an, daß du vor Barnum's Museum stehst. Der Yankee=Doodle schallt von den Balkonen, Böller knallen von dem Plateau des Daches, und im Innern des Gebäudes lärmt's, tobt's und brüllt's wie aus einem Pandämo=

nium; bei Nacht aber beleuchtet eine künstliche Sonne den Tempel des Gottes Humbug, dessen Verehrer der Oberpriester täglich zu Tausenden zehnet.

Barnum, der Erbauer und Eigenthümer dieses merkwürdigen Hauses, in dessen Sälen und Korridors aus allen Ecken und Enden der Welt, ohne Wahl und Kritik, hunderttausend leblose und lebendige Dinge, — Kuriositäten, Kunsterzeugnisse und naturhistorische Sammlungen, Riesen und Zwerge, ägyptische Mumien und Schädel berühmter Männer, — aufgestapelt sind, ist in seiner Weise ein Genie, — ein Genie freilich, das ihn in der alten Welt auf die Galeere oder in's Zuchthaus gebracht haben würde, während es in der neuen sein Glück gemacht hat. Barnum, seines Zeichens ein Kürschnergefell, kommandirt jetzt eine Million Dollars, ist der größte Güterbesitzer in Konnektikut und Ohio, Partner oder Direktor mehrerer Banken; sein Name figurirt auf den Kandidatenlisten bei den Wahlen von Governors und Senatoren; der Mann präsidiert in politischen und landwirthschaftlichen Vereinen, er empfängt als Väcen der Wissenschaften und Künste die Huldigungen der Dichter. Er hat es mit Vielem versucht, ehe er den rechten Weg zum Glück ausgemittelt. Er war nach einander Seifensieder, Essigbereiter, Schriftsetzer, Buchdrucker, Wahlagent, Stumpredner, Schiffsmäler und nebenbei ein Lump überall. In einer sonnigen Schicksalsstunde gerieth er auf den Einfall, einem bankerotten Menagerieführer seine verhungerten Bestien abzukaufen — und gefunden war die Leiter des Glücks, auf der er von Staffel zu Staffel emporstieg, bis er im Stande war, sein Museum zu bauen für 120,000 Dollars, fünfzig Federn zu miethen und fünfhundert Zeitungen zu bestechen, um seinen Humbug durch die Union zu posauern, täglich 150,000 Straßenecken, Dambusse, Dampfboote, Wirthsstuben und Ladenwände mit seinen Plakaten und Annoncen zu bekleben, und bald den General Tom Dumb, bald die Jenny Lind an seinen Triumphwagen zu spannen. In der Wahl der Mittel macht sich Barnum niemals Skrupel. Er näht ein Rudel Büffel in Bisonfelle ein, streicht ein halb Duzend junge Bursche, ächte Kinder von New-York, roth an, puzt sie mit Federmütze, Röcher und Bogen als Indianer des Felsengebirgs heraus und ladet dann zum Schauspiel einer Bisonjagd ein; er läßt aus Pferdeknochen und Fischgräten unbekannte, riesige Ungeheuer der Vorwelt zusammensetzen und bringt die gelehrte Welt mit „unzweifelhaften Zeugnissen“ ihrer Aechtheit und mit „glaubwürdigen Berichten“ über Vorkommen und Fundorte in Staunen und Streit; er verwandelt weißhäutige Knaben in schwarze Aethiopier; er räumt die Trödelbude eines Hebräers aus, um die Lumpen und Lappen, die alten Tabaksdosen und ausgebienten Spazierstöcke, die verrosteten Degen und Pistolen zc. als Reliquien von Fürsten des Geistes und von Helden der Schlachten in vergoldeten Schränken hinter Spiegelgläsern zu zeigen. Zur Zeit des mexikanischen Krieges producirte er das Wein von Santa Anna in einer ungeheuern Spiritusflasche, obschon dem mexikanischen Feldherrn in der Schlacht von Buena-Vista nur ein Stück seines höl-

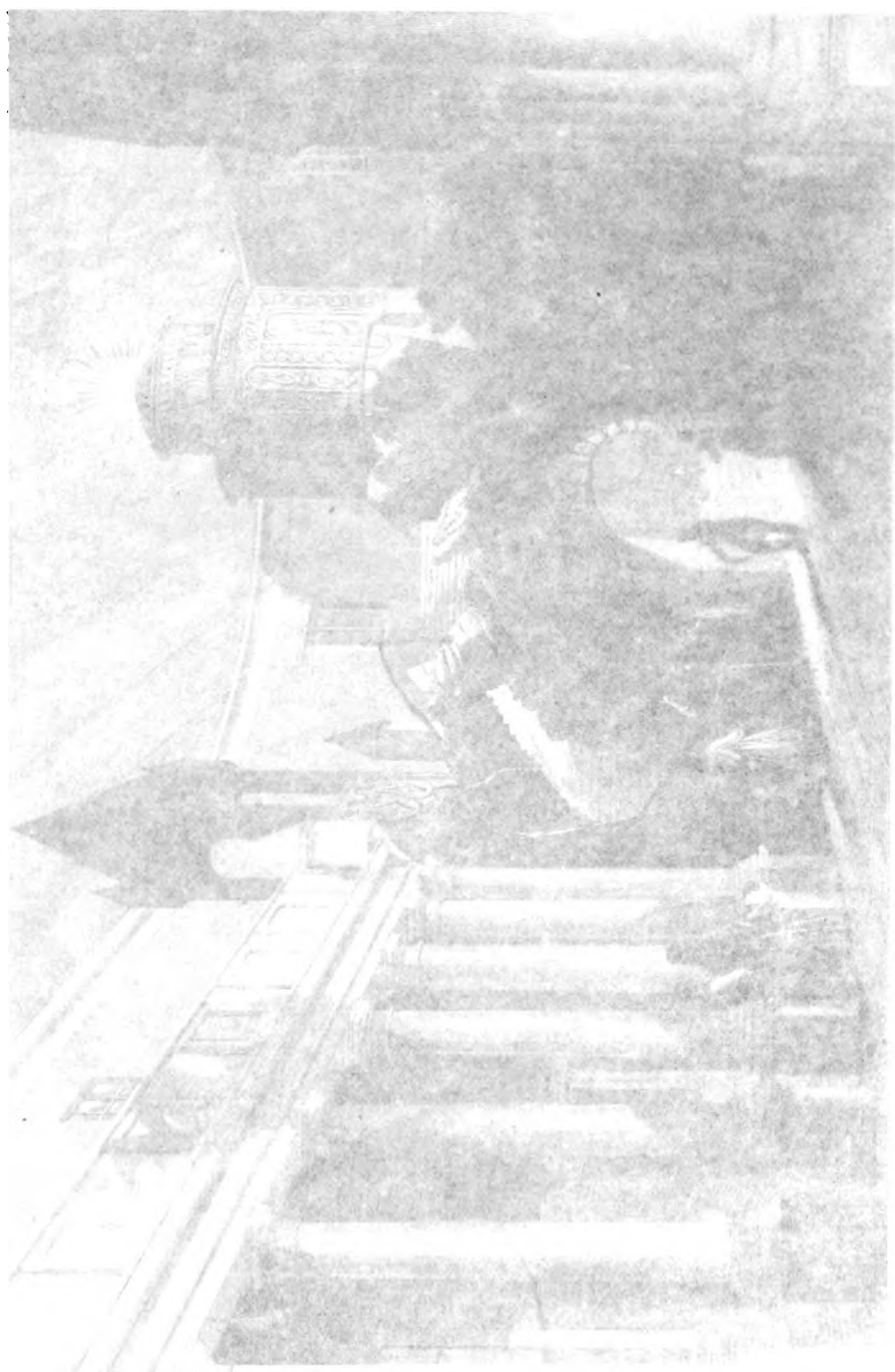
zernen Stumpfes abgeschossen worden war, da er das Bein selbst schon zehn Jahre früher vor Vera-Cruz verloren hatte; und wenn eine Zeitungs-Ente durch die Union schwimmt, ein Bericht von einem fabelhaften Geschöpf der Tiefe, einer Meermaid oder einer Seeschlange, — so kannst du gewiß sein, es nach wenigen Wochen bei Barnum zu sehen. Das Publikum rennt, läuft, zählt, schaut; es lacht, betrogen, seine eigene Leichtgläubigkeit aus, oder es murrst, schimpft, schreit Humbug! — aber Barnum setzt der guten, wie der bösen Laune stolische Gleichgültigkeit entgegen, freut sich seiner goldenen Ernte, lacht sich in's Häuschen und macht den Spektakel durch einen neuen Humbug vergessen. Der Tom=Dumb=Humbug, — er ließ den Zwerg auf einem, aus einer Schildkrötenschale gefertigten, mit Silber verzierten Wägelchen von acht Elephanten durch die Stadt ziehen, — warf ihm 60,000 Dollars ab; der Jenny=Lind=Humbug, für den er mit einem Aufwande von 50,000 Dollars alle Komponisten, Redakteure, Autoren, Buch- und Musikalienhändler, alle Haarfräuser, Putzmacherinnen und alle Künste der Reklame in Bewegung setzte, um das ganze Land für seine schwedische Nachtigall toll zu machen, brachte ihm über 200,000 Dollars ein; und jetzt, wo der Mann eine Million sein nennt, erinnert man sich kaum mehr des Schmutzes und der Unehre, die daran haftet, und Barnum gilt in der neuen Welt als „ein großer Geschäftsmann“, glücklicher als Cagliostro und St. Germain, die mit weit größeren Fähigkeiten in der alten Welt es nie über den Ruf „famoser Betrüger“ bringen konnten.

„Wie ist es aber nur möglich“ — wird man fragen, „daß ein so weltkluges Volk sich mit so kindischer Leichtgläubigkeit vom plumpsten Betrug beständig täuschen lassen kann? Wie verträgt sich solches mit dem Rufe des praktischen Verstandes, der ihm in so hohem Grade bewohnt?“ Ich sehe keinen Widerspruch. Verstand allein schützt nicht vor Leichtgläubigkeit. Der Mangel an Gemüth, Geist, Genie erklärt das Uebrige. Der Verstand bringt Pläne, Entwürfe, Systeme hervor. Er ist die Zeugung des Geistes für's praktische Leben; er vermählt gleichsam den Gedanken mit der nützlichen Anwendung. Wo aber mit Genie ein reiches Gemüth verbunden ist, da sind auch Idee und Offenbarung bei einander. Die Offenbarung aber ist jeder Zeit ein Wunder, ein für den Verstand Unbegreifliches, Etwas, das den Forscher beständig in Erstaunen setzen und verblüffen wird. Sie ist der Eintritt der Wahrheit in die Welt, eine neugeborene Gedankenform, die zum ersten Mal im Universum erscheint, ein Kind der alten, ewigen Weltseele, ein Atom des Unermeßlichen, Unbegrenzten. Das Genie erscheint gleichsam als der Erbe von allem Dagewesenen; es schreibt die Gesetze der Zukunft, es wirkt mit dämonischer Gewalt auf die Vorstellungen der Menschen ein und zaubert ein Neugestalten in den Verhältnissen hervor. Aber das Genie bedarf einer Vermittelung zu seinen Offenbarungen; die wunderbarsten Inspirationen sterben mit dem Begeisterten, wenn ihm die Fähigkeit abgeht, sie den Sinnen darzustellen, dem Lichtstrahle gleich, der unsicht-

bar den Raum durchstreift, wahrnehmbar erst da, wo er auf einen Gegenstand fällt.

Ein Uebermaß von praktischem Verstand, aufgewogen von Mangel an Genie und Gemüth, bildet einen Grundzug im Volkscharakter der Yankee. Auf diesem Boden wird die Saat der europäischen Bildung, gute wie böse, das nährnde Korn, wie das giftige Unkraut, ausgestreut. Es ist kein durch die Arbeit vorausgegangener Jahrhunderte sorgfältig bereiteter Boden, auf dem das Ausgestreute in eigener Entwicklung und Selbstständigkeit überall gedeihen könnte. Das Leben in Amerika bewegt sich beständig auf der Rennbahn; die Hast macht das Uebertreiben zur Nothwendigkeit; Zeit zum gegenseitigen Durchdringen, Zueinanderleben, Assimiliren ist nirgends gelassen. Dadurch erhalten Uebertreibung und Unnatur Berechtigung in den wichtigsten Lebensverhältnissen, und wo das Unnatürliche in die Rechte des Natürlichen eintritt, — da haben auch Wunderglaube und Humbug Spielraum und es können uns die Erscheinungen nicht befremden, die diesem entsprechen. Von Allem, was der Verstand nicht fassen kann, von allem ihm Unbekannten, läßt sich der Amerikaner imponiren und er behält die empfangenen Eindrücke so lange, bis sie andere, neue wieder verwischen. Seine krankhafte Leichtgläubigkeit begeistert ihn für eine Sache unglaublich schnell; sein rechnender Verstand läßt ihn jedoch eben so schnell Das wieder aufgeben, was ihm unpraktisch erscheint. Er schwärmt für politische und religiöse Meinungen; von Dem, was sich dreist als außerordentlich, übernatürlich, an das Wunderbare grenzend ankündigt, wird er unwiderstehlich angezogen, die schreiendsten Gegensätze erregen seine Theilnahme, das Unmögliche bringt ihn in Bewegung. Daher findet der Humbug — jene auf's Höchste potenzierte Charlatanerie, für welche die alte Welt keinen Ausdruck hat, — in Amerika jeder Zeit Gläubige in Menge und in allen Klassen. Der Humbug durchdringt die ganze Gesellschaft, ja, in vielen Verhältnissen wird er zur anerkannten Nothwendigkeit. Jeder, der in Amerika war, wird hundertmal die Bemerkung vernommen haben, Humbug gehöre zum Geschäft — eine starke Dosis Charlatanerie könne auch der ehrenhafteste Charakter, wenn er sich geltend machen wolle, sei es als political man, sei es auf der Börse, oder im Atelier, auf dem Katheder oder im Gerichtshofe, gar nicht entbehren. Wo der Amerikaner hinschaut, begegnet ihm Humbug, er kann ihm nicht ausweichen, und er wird, ehe er sich's versieht, selbst ein Priester an dem Altare des Gottes, dem seine Leichtgläubigkeit opferte. Darum ist der Amerikaner auch so tolerant in seinem Urtheile über Täuschungen, die wir schlechthin Betrug nennen, und er knüpft an Handlungsweisen keine Unehre, mit denen sich dießseits des atlantischen Meeres Keiner beflecken darf, der Anspruch macht auf den Namen eines rechtlichen Mannes.

Dieß wird sich ändern, wenn das amerikanische Volk in ein höheres Lebensalter tritt und die Periode des „Dollar machen's“ zurückgelegt hat. Dann werden neben dem Verstand auch Geist und Gemüth wieder zu ihrem



in Babylon

© 1910 by the

U. S. Government

Rechte kommen und wahre Bildung wird an die Stelle jenes Firnisses eines Halbbarbarenthums treten, das, wie der Parvenue auf sammtlichen Polstern, noch die Manieren und den Geschmack seiner jüngsten Vergangenheit verräth. Die wahre Bildung ist ein Ganzes und verlangt Vollständigkeit und Harmonie in allen ihren Theilen. Eine solche Bildung wird aber weder von einem Volke, noch von einem Individuum ohne Anstrengung oder im Fluge erworben: sie geht nach unwandelbaren Gesetzen in organischer Entwicklung vor sich, und verlangt ihre Zeit.

Die Schule des Plato am mythischen Olymp.

(In Bithynien.)

Plato's Wort: „Die Bildung zur Humanität ist die wahre Bildung für's Leben!“ wird ewig Geltung behalten. Erziehung und Schule haben kein höheres Ziel, als die Entwicklung der schlummernden Kräfte der Menschen so zu leiten, daß sie fähig werden, die Pflichten der Humanität vollkommen zu erfüllen. Das Ziel ist ihr Ideal, und dieß Ideal zu erreichen, darauf muß die Schule unablässig hinarbeiten. Sie wird daher oben anstellen die Anregung für das Gute und Hohe in Gesinnung und Streben und die Kräftigung des Willens für ein edles Thun. — Nicht die einseitige Bildung des Verstandes oder des Gedächtnisses, sondern hauptsächlich die Pflege des Gemüths ist das Fundament der vernunftgemäßen Kultur. Ein reiches Gemüth ist's, was den Menschen lebenswürdig macht und was seine persönliche Würde erhöht. Unterstützt es ein gebildeter Verstand, geht dieser der sittlichen Bildung zur Seite, um das Urtheil zu schärfen: so werden auch die Abwege des überspannten Gefühls vermieden werden und die Gefahren, die das praktische Leben gemüthsreicher Menschen bedrohen, verschwinden.

Und daß dieß sei, ist nicht bloß wünschenswerth für den Einzelnen, sondern auch nothwendig für's Ganze. Denn der Mensch ist nicht bloß Mensch für sich; er ist Glied der Gesellschaft. Seine bürgerliche Bestimmung muß er erfüllen können, und dazu gehört nicht bloß Bildung der geistigen Kräfte, sondern auch eine Masse positiver Kenntnisse, vor Allem aber ein richtiger Begriff vom Bau der Gesellschaft, wie er sein soll nach

den Ideen des Rechts und der Sittlichkeit. Erst wenn er ausgerüstet ist mit diesem Wissen, wird er fähig, werthtätig mitzugründen und aufzurichten das Reich der Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit unter seinen Schwestern und Brüdern, und so die erhabensten Zwecke menschlicher Thätigkeit zu erreichen. Von dieser Wahrheit sollten alle Bildungsanstalten, die Volks- wie die Gelehrten-Schulen, durchdrungen sein, und alle ihre Einrichtungen darauf hinzielen, sie, angemessen den Bedürfnissen der Zeit und des Landes, wirksam und lebendig zu machen.

So war es bei den Griechen. Der Unterricht der Griechen hatte immer als Hauptziel edle Humanitätsbildung. In diesem Geiste waren Sokrates und Plato Lehrer und Bildner ihres Volks, und in diesem Geiste sind sie es geworden den Neuern durch Schrift und Wort, die sie ihnen hinterlassen. Freilich mit geringern Erfolgen, als in der Heimath. Der griechische Staat war der angedeuteten Richtung der öffentlichen Erziehung günstiger, als der unserige. Die alte Gesellschaft hatte andere Begriffe vom bürgerlichen Leben und ihren Pflichten, als wir. In den alten Staaten ging das Privatleben im öffentlichen auf. Der Einzelne lebte mit dem Staate für den Staat. Sein höchstes Glück war das Glück der Nation; seine höchste Ehre, sein höchster Ruhm war der Ruhm und die Ehre des Vaterlandes.

Das ist jetzt anders. Wir gönnen der Familie und dem Einzelnen, dem Staate gegenüber, große Rechte. Das Ideal des freien Staats der Neuzeit achtet alle Menschen als Freie. Es kennt kein Sklaventhum, wie die Griechen und Römer. Auch achten wir die Würde der Frauen, wir räumen ihnen Gleichberechtigung ein mit den Männern in ihren Familien; und wir rechnen die freieste, edelste Entwicklung jedes Einzelnen als das Höchste und Wichtigste in der sittlichen Weltordnung. Dem Staate geben wir die Herrschaft hauptsächlich nur für den Zweck, diese Entwicklung zu fördern.

Darum ist der laute Ruf der Gegenwart nach Reform der Volkserziehung — der Schulen. Das Lösungswort ist: „Schulen für's Leben!“ Keine andern will unsere Zeit, keine andern können ihr dienen: keine andern auch sind vernünftig und können ihren Zweck erreichen.

Das ist so einfach; und doch ist des Haberns darüber kein Ende. Der Eine will Gelehrtenschulen; der Andere will sie nicht. Der Eine sieht im Aufhören jener den Untergang der Humanitätsbildung; der Andere sieht im Schulstudium der todten Sprachen und Klassiker das Haupthinderniß einer nationalen Erziehung, und gibt ihm schuld, daß es unbrauchbar mache für's Leben. Beide irren. Es ist Thorheit, den Werth der klassischen Studien als Mittel der Humanitätsbildung zu verkennen; aber ich unterscheide davon die bisherige mühsame, die ganze Jugendzeit auffressende Erlernung todter Sprachen. Ich will vielmehr, daß sich die Beschäftigung der Schule mit der griechischen und römischen Literatur beschränke auf die

lebendige Anregung zur fruchtbaren Anwendung alles Dessen, was die Werke der Alten Menschlich-Großes, -Edles und -Schönes, brauchbar für das heutige Leben, enthalten. —

Was drüber hinaus liegt, lohnt nicht die Mühe noch die Zeit des Lernens. Was ist damit gedient, daß wir unsere Jugend 8 bis 10 Jahre lang abquälen mit dem Erlernen der toten Sprachen, als dem Schlüssel der Humanitätsbildung, den sie, aus der Schule entlassen, einstecken, um — in neun Fällen unter zehn — den Schrank, wo die köstlichen Schätze liegen, nie damit zu öffnen? denn Quälerei macht ihnen Ekel schon vor der Mahlzeit. Und was sollen Knaben von 10 bis 14 Jahren mit einem Tacitus, Cicero, Virgil, Homer, oder einem Plato und Thucydides anfangen? Gehört nicht ein reiferes Alter und ein gebildeterer Geist dazu, die Werke solcher Autoren zu verstehen, und ist es nicht ungereimt, Kindern die geistige Speise vorzusetzen, welche der vollendeten Jugendbildung gereicht werden sollte? ist es vernünftig, Jungen auf den Kampfplatz des griechisch-trojanischen Kriegs zu führen, oder in die Zimmer der Penelope, ihnen das hölzerne Roß auseinander zu legen, oder die Irrfahrten des Ulysses auf die Karte zeichnen zu lassen, oder mit ihnen über die Staatseinrichtungen des Solon und Lykurg zu reden und sie einzuweihen in die römische Diplomatie? Wenn ihnen dann der Bart gewachsen ist, so wissen sie wohl auf's Genaueste die Funktionen eines römischen oder griechischen Militär- oder Civilbeamten vom Viktor bis zum Konsul hinan zu erklären, aber sie wissen nicht, was ein deutscher Bürger, Magistrat, Landstand oder Richter ist und sein soll nach Amt, Recht und Pflicht; sie können das Korn vom Weizen auf dem Felde nicht unterscheiden, die Ulme nicht von der Esche, und ein Jean Paul, ein Lessing, ein Kant sind ihnen verschlossene Räthsel, während sie lateinische Hexameter zusammenslicken, oder um einen griechischen Accent disputiren. Und die Herren Professoren selber — wenn sie einmal das von ihrem Nimbus der Gelehrsamkeit geblendete Volk in die Säle seiner Vertreter ruft, um aufbauen zu helfen das neue Haus des Staats: — was kommt da heraus? Deutschland hat's erfahren, Gott sei's geklagt!

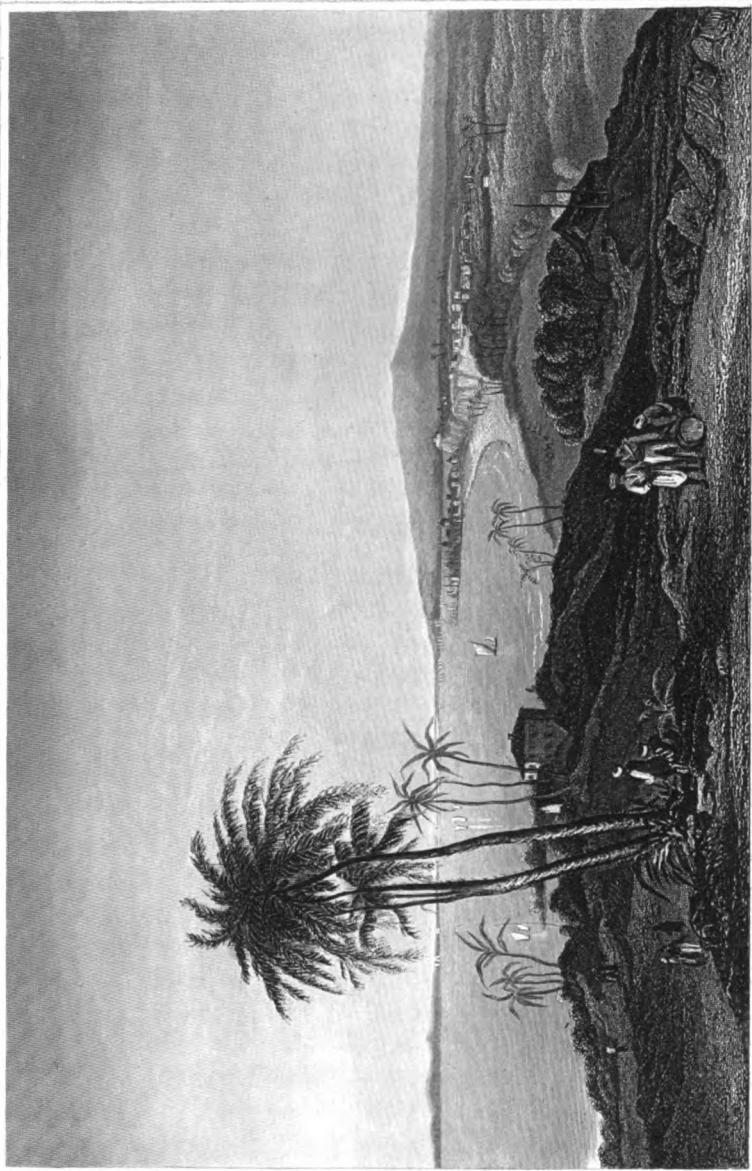
Drum Schulen für's Leben, — lebendigen Unterricht! — Hören wir, was Plato, der große Schulmeister, davon erzählt. — Die Griechen gaben den Kindern, wenn sie lesen gelernt hatten, die trefflichsten Dichter des Landes zu lesen, voll des begeisterten Lobes und der Verherrlichung der großen Männer des Volks, damit der Knabe sie bewundernd nachahme und das Streben, auch ein solcher zu werden, sich tief und unauslöschlich in die jungen Herzen präge. „Die Dichter“ — sagt er — „sind unsere Väter und Führer in der Weisheit“. Obenan in den Schulen stand stets die Lektüre des Homer. Jeder griechische Knabe lernte ihn auswendig. Er war das Hauptbildungsmittel, der Zauberer, der die Griechen zur poesiereichsten, edelsten, kulturglücklichsten Nation der Erde erhob. Im Achilles sah der

junge Griechen das Ideal des Heldenthums. Die beiden Ajax, Hector, Agamemnon, Patroklos — diese Halbgöttergestalten, — sie füllten seine Seele mit erhabenen Vorbildern aus. Bei den öffentlichen Prüfungen spielten Vorträge aus dem Homer immer eine Hauptrolle, und die höchsten Zierden der Menschheit fand der Grieche immer in seinem eigenen Volke; keine einzige fremde Heldengestalt war so herrlich und rein, keine konnte sich in seiner Vorstellung mit jenen messen. Ein großer Vortheil! Aus ihm entsprang jener hehre Stolz, der die Griechen über alle Nationen erhob, sie für jede Großthat begeisterte, sie vor keinem edlen Wagniß beben machte; der die Welttheile mit seinem Ruhm, seinen Siegen, seinen Pflanzstädten bedeckte und hellenische Bildung durch die Jahrtausende und über die halbe Erde trug.

Jenes Verfahren in den griechischen Schulen stand in genauer Uebereinstimmung mit dem Entwicklungsgange des jugendlichen Geistes. Jeder weiß, wie gerade im Kindesalter das Anschauungsvermögen, das Gefühl und die Phantasie am regsten sind, und daher für Märchen, Fabeln und Erzählungen die lebhafteste Theilnahme herrscht. Warum schlagen wir denn nicht den nämlichen Weg ein? Wenn wir unserer Jugend auf dem Jahrhunderte lang ausgetretenen Pfade die Lektüre der klassischen Dichter verleiden, so wird sie am Ende der Poesie selbst gram werden und nichts weiter in ihr finden, als schwärmerische Empfindsamkeit und verschrobenes Künsteln. Wie viele Tausende, die sich „klassischer Bildung“ rühmen, sind eben durch den Irrpfad, den sie geführt wurden, für ihr ganzes Leben unfähig geworden, eine Frucht der Poesie in rechter Weise zu genießen, und ewig unempfänglich für Das, was jeden unverdorbenen Menschen hinreißt und begeistert. Wie Viele haben nichts gelernt durch ihre Bekanntschaft mit den Klassikern, als auf Kosten des guten Geschmacks bei dem Ausdruck ihrer Gedanken über Gegenstände unserer Zeit den Styl des Horaz oder Cicero nachzuäffen! Sie verkennen die neue Zeit über die pedantische Spielerei mit der alten; wenn sie von Gott sprechen wollen, sprechen sie von den unsterblichen Göttern, und Aemter, Würden und Zustände der Gegenwart bezeichnen sie mit Namen aus Hellas und Rom.

Darum noch einmal: Schulen, wie Plato sie beschreibt und empfohlen, Schulen für's Leben! Nicht soll das Studium der klassischen Literatur hinausgeworfen sein, aber gewiesen soll es werden in die rechten Schranken und in die rechte Zeit. Auch keine Spaltung des höhern Unterrichts in sogenannte Real- und Gelehrten-Schulen! Es frommt nicht ein bloß realistischer Unterricht, der nur Sach- und Fachleute macht, Leute, die z. B. im Steigen und Fallen der Kurse und der Renten Ehre und Schande, Heil und Unheil der Staaten sehen; aber man mache das Alte-Sprachen-Studium auch nicht zur Hauptaufgabe, man stelle nicht das Aneignen der todten Wortbeziehungen, Wortfügungen und Wortstellungen hin als oberstes Wissensgut, sondern das Aneignen des in den Werken der Klassiker athmenden lebendigen Geistes, und nicht nur die römi-





BORNEO

Engraving by W. J. M. J.

Engraving by W. J. M. J.

wenn Knaben
von einander
wohl gar schu-
ten Herrn ob-
splintern, A-
nötig ist, i-
Müssen die u-
in die zartest
Schule?

„Die S-
am Fuße des
die Wahrheit
Unterricht u-
Neste amphit-
und Skulptur
Kunst hinwei-
dition behau-
Kirche eines

schen und die griechischen seien dazu berechtigt, die Bildner unserer Jugend zur Humanität zu sein, sondern die besten Klassiker aller Zeiten und aller Völker; die der deutschen Nation aber vor allen andern!

Und indem die Schule Menschen bildet, bilde sie gleichzeitig Bürger! — Mensch und Bürger — in diesen zwei Worten ist der Beruf ausgesprochen, der uns Allen gemeinschaftlich obliegt. — Daher keine Trennung mehr, kein Kastenwesen mehr in den Schulen. Nur eine Nationalschule soll es geben, wie Plato sie andeutet und die Griechen sie hatten, eine Bildungsanstalt, an der Alle Theil haben ohne Unterschied, und in der Alle hinaufsteigen können von Stufe zu Stufe bis zur höchsten, je nachdem Neigung und Verhältnisse es zulassen. Was soll herauskommen, wenn Knaben von 8 Jahren schon sich in Schulen verschiedenen Rangs von einander trennen, wenn der eine stolz auf den andern herabsieht und wohl gar schon, weil er griechisch konjugiren kann, das Atzessür zum studirenden Herrn oder Staatsbeamten in seinem Köpfchen trägt? Ist des Zersplitterns, Auseinandergehens und Sonderlebens nicht ohnehin mehr, als nöthig ist, um das wahre Volksleben gar nicht aufkommen zu lassen? Müssen die unvertilgbaren Keime des Sonder- und Kastenwesens auch noch in die zartesten Jugendherzen gelegt und gepflegt werden schon in der Schule?

„Die Schule (der Tempel) des Plato“ — heißt eine Felsgrotte am Fuße des Olymp (unfern Brussa in Natolien, im alten Bithynien), die wahrscheinlich schon zur Zeit des Homer den Zwecken des öffentlichen Unterrichts und für Volksversammlungen gedient hat. — Noch sieht man Reste amphitheatralisch übereinandergereihteter Sitze im Innern der Grotte und Skulpturschmuck an den Wänden, der auf die Frühzeit der griechischen Kunst hinweist. Daß aber Plato selbst hier gelehrt habe, wie es die Tradition behauptet, ist nicht erwiesen. Gegenwärtig dient die Grotte zur Kirche eines armenischen Klosters.

B o m b a y.

Bombay, die Metropole der Präsidentschaft und des ganzen britisch-indischen Westens, ist neuer, ist europäischer Gründung. Ihre ersten Ansiedler waren Portugiesen aus Goa, welche, angezogen durch die Vortreflichkeit eines geschützten Hafens, sich hier niederließen und ein kleines Fort

und eine Faktorei erbauten. So lange Goa blühte, kam jedoch Bombay nicht auf, und die Ungesundheit des Klima's brachte die Niederlassung in Verruf. Erst dann, als mit dem Verfall der portugiesischen Herrschaft in Indien auch Goa sank, als die Briten sich zu Herren der Küste und auch von Bombay erhoben, blühte der Ort rasch empor, und im Laufe der Jahre zog er den größern Theil der Einwohner der Mutterstadt an sich. Ein kurzes Jahrhundert reichte hin, aus einem bloßen Haufen von Klippen und niedrigen Dünen, welche die See nach Gefallen durchtosete und überfluthete, eine der schönsten Städte zu bilden, die, im britisch-indischen Reiche, nur Kalkutta und Benares an Größe und Bevölkerung nachsteht. Bombay hat über 400,000 Einwohner. Es ist ein Mittelpunkt für den Handel Indiens, der große Markt für alle Länder am rothen Meere, den persischen Golf, die Ostküste Afrika's; für Arabien, Syrien, Mesopotamien; für den indischen Archipel und für China; — es ist der Hauptstützpunkt der Macht Englands im westlichen Asien. Von Bombay reicht der britische Dreizack, theils unmittelbar herrschend, theils gebieterisch schützend, nach Kabul und Herat und weiter bis an die asiatischen Pforten des russischen Weltreichs.

Die Stadt, größer als Berlin, hat über 30,000 Häuser und steht auf einigen kleinen, jetzt verbundenen Inseln, welche zusammen eine Länge von zwei Meilen bei geringer Breite haben. Eine Meerenge, zwei Stunden breit, scheidet sie vom festen Lande. Als die Engländer, 1661, in deren Besitz kamen, fanden sie ein kleines, ruinirtes Fort, einige verfallene Magazine, Dünen, mit haushohem Schilf oder Bambusrohr bedeckt und mit Tiegern und andern reißenden Thieren bevölkert, gegen welche die wenigen Einwohner immerwährend einen Vertheidigungskrieg zu führen genöthigt waren. Sümpfe verpesteten die Luft, und das höllische Klima raffte, sprichwörtlich, jeden Menschen in zwei Monsoons hinweg. Die Briten hieben die Wälder und Rohrdickichte nieder, entwässerten das Land und befreiten es von der Ursache der schädlichen Miasmen. Gegenwärtig gewährt die ganze Insel den Anblick eines wohlbebauten Gartens. Eines nur fehlt, zur großen Plage der Einwohner und zum noch größern Nachtheil der Gesundheit: frisches Quellwasser. Artesische Brunnen, die man versuchte, gaben keine Abhülfe. Man muß sich daher mit Cisternen behelfen, welche der Regen füllt. Für die Schifffahrt ist dieser Mangel eben so fühlbar. Die europäischen Fahrzeuge legen daher in Ceylon an, um sich mit Wasser zu versorgen.

Bombay ist regelmäßig gebaut, wie eine Stadt Nordamerika's. Alle Straßen machen schnur gerade Linien, die einander durchschneiden. Die Häuser sind hoch, viele haben, bei prachtvollen Fronten, fünf und sechs Stockwerke. Sehr viele sind im portugiesischen Styl. Die Squares sind mit palastähnlichen Gebäuden umgeben; am Hauptmarkte (The Green) steht die englisch-bischöfliche Kirche und das Gouvernementpalais. Der





BURGOS CATHEDRAL-KIRCHE IN BURGOS
-SPANIEN-

Central-Depot für
des Orients. Nicht
Bombay gesprochen
nen, Portugiesen
uier, Perser, Mah
mit und nebenne
hen und Tempel i
der Vorschrist ihres

Der rothe M.

Bazar ist einer der reichsten Indiens und zeichnet sich durch geschmackvolle und zweckmäßige Anlage aus.

Bombay ist nach den neuesten Regeln der Kunst befestigt und seine Werke gelten für unüberwindlich. Sie schließen die Arsenale für die britisch-indische Kriegsflotte und Werfte ein, auf welchen seit mehreren Jahren mit großem Vortheil für die englische Staatskasse Schiffe vom ersten Range gebaut werden, die an Dauer die europäischen übertreffen. — Die Stadt besitzt mehre gelehrte Anstalten, eine vortreffliche medicinische Schule und den vollständigsten botanischen Garten des Orients. Aus dem mit ihm verbundenen Institute zur Einführung nützlicher Gewächse im Morgenlande werden die britischen Missionen im indischen Archipel und der afrikanischen Küste versorgt. Auch die britische Bibelgesellschaft hat hier ein Central-Depot für die Verbreitung der heiligen Schrift unter den Völkern des Ostens. Nicht weniger als zwanzig verschiedene Sprachen werden in Bombay gesprochen. Engländer, Anglo-Indier, Parsen, Hindus, Chinesen, Portugiesen und Portu-Indier, Mabaren, Juden, Araber, Armenier, Perser, Mahratten und viele andere indische Muhamedaner leben hier mit und nebeneinander. Ueber dreißig Religionen und Sekten haben Kirchen und Tempel in Bombay und verehren die Gottheit ohne Zwang nach der Vorschrift ihres Glaubens. —

B u r g o s.

Der rohe Mensch ist der Sklave der Natur; der Künstler macht sie sich unterthan. Indem er ihr bloß Objectivität einräumt, behauptet er ihr gegenüber, als Erschöpfung, seine Selbstständigkeit, als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seinen Gott. Die Gespensterlarve nimmt er ihm ab, welche den rohen Menschen angstigt. Die finstere Höhle, welche der Indianer einem Gott-Ungeheuer gräbt, das mit der Stille und dem Schrecken des Raubthiers die Welt verwaltet: in schöne Conturen glebt sie sich zusammen vor der griechischen Phantasie, und vor der christlichen Kunst verkärt sie sich zum Höchsten der Form, zum Symbole des Unendlichen und Unkörperlichen.

Es gibt keine erhabeneren Aeußerungen der Herrschaft des menschlichen Geistes über die Materie, als die Wunder der gothisch-christlichen Baukunst.

Alles an derselben hat eine symbolische, hieroglyphische Beredsamkeit und Bedeutung. Hoch ragen die schlanken Säulenbüschel auf, immer mehrere sich fest aneinander schmiegend, gleich den Säulen der heiligen Haine; und wie der Dom zum Himmel hinstrebt — in's All, in das Unendliche, so soll der Geist des Menschen im Dome zum Allmächtigen sich erheben und durch Gebet und Betrachtung die Weihe zum höhern Leben empfangen. Keine Verzierung, weder eine innere, noch äußere ist zufälliger Schmuck. Bis auf das Monstranzhäuschen, welches, von kostbarem Metall, den Tempel im Kleinen wiederholt, ist Alles religiöse Bildersprache — Alles Heiligthum.

Um dessen bewußt zu werden, komm nach Burgos und betrachte seine Kathedrale! Sie ist der Triumph der christlichen Kunst, und schon der Blick auf das kleine Bild erfüllt dich mit Bewunderung und Ehrfurcht; fordert dich auf, dein Gemüth zu sammeln aus der Zerstreuung des Irdischen, und dich zu bereiten zu Gebet und Andacht. Sie ist wahrhaftig ein Haus des Allerhöchsten. Ganz Spanien, das an schönen Kirchen so überreiche, besitzt keinen herrlicheren Tempel. Schon zur Zeit des Columbus sang ein spanischer Dichter:

Burgos ist der Städte Krone,
Burgos' Eid die Kron' der Ritter,
Burgos' Dom die Kron' der Kirchen.

Armes Burgos! Was damals dich zierte und ehrte, ist auch heute noch dein Schmuck und dein Ruhm! aber du selbst, du alte Hauptstadt Kastiliens! bist nur noch ein Schatten von ehemals, ein Bettler, der im Königs-mantel einhergeht. — Nichts Erhabeneres, als der Anblick von Burgos aus der Ferne, dieses Waldes von prachtvollen gothischen Thürmen, die der Stadt das Ansehen geben, als wäre sie ein großer Palast des lebendigen Gottes. Aber kommt man in die Stadt selbst, wie grell ist der Gegensatz! Die Straßen sind unregelmäßig, größtentheils enge, schmutzig; viele sind ohne Pflaster; die Bevölkerung (von den 80,000 Einwohnern in den Tagen ihres Glanzes sind kaum 14,000 übrig!) fällt mit allen ihren Merkzeichen sogleich in die Augen. Selten begegnet man einem Vorübergehenden, und in den Hauptstraßen wächst Gras! Es gibt eine königliche Kammer für Manufakturen und Handel; aber der größere Verkehr und die Fabriken haben hier längst aufgehört, und jene mit Richtern und Assessoren reichlich versehenen Collegien füttern nichtsahnende Einsekuristen. Für das ewige Heil der Hand voll Bewohner wird durch 24 Kirchen und durch 22 Klöster und Abteien gesorgt! Die Klöster nehmen ganze Straßen ein, und die öftere Wiederkehr ihrer unabsehblich langen Fronten mit vergitterten und verschlossenen Fenstern und Thüren, in welchen, seit Aufhebung der religiösen Orden, keine menschliche Seele mehr haust, vermehrt die Einsamkeit. Vor der Unterdrückung der geistlichen Korporationen zählte Burgos über 900 Mönche. Man konnte sagen: die ganze Stadt sei ein großes Kloster. —

Eine trübsinnige Stimmung beherrscht die Bewohner von Burgos. Du siehst keine lachende Miene auf den Gesichtern der Vorübergehenden; die meisten haben den Ausdruck eines stupiden Ernstes, der die Langeweile und Gedankenlosigkeit als Gott verehrt. Hier ist keine der Vergnügungen zu finden, an die der Fremde in jeder größern Stadt gewöhnt ist. In Burgos gibt es keine Bälle, keine Salons, keine Unterhaltung und keine Intelligenz. Bleich und matt schleichen die Nachkommen des großen Eld durch ein Leben, dessen Thatenlosigkeit den Namen schändet, auf den sie stolz sind. Sie haben die Erinnerung an's Große nicht verloren; aber der Sinn und die Begeisterung dafür scheinen ausgestorben zu sein.

Doch, wenden wir das Auge der Kathedrale zu, die uns wie eine himmlische Erscheinung vorkommt! Dieser wundervolle Bau, durch dessen hohe Pforten die Bevölkerung von Burgos sich wie das Blut durch das Herz bewegt, ist zugleich der Centralpunkt des hiesigen Lebens. Die Zeit der Erbauung der Basilika fällt in das 13., 14. und 15. Jahrhundert. 250 Jahre unermesslichen Fleißes und überschwenglicher Kunst reichten hin, ein Werk harmonisch zu vollenden, dessen tiefe Zweckmäßigkeit und hoher Ernst des Plans; dessen kühne und wohlverstandene Anordnung und unendlicher Ideenreichtum in Schmuck und Verzierung, eben so sehr mit Bewunderung erfüllen, als die Größe der Masse Erstaunen abnöthigt. Der Wunderbau, welcher aussieht, als wäre er von der Hand eines Benvenuto Cellini aus leichter Filigranarbeit zusammengefügt, bildet doch eine Steinmasse so groß, daß sie nur von wenigen christlichen Kirchen übertroffen wird. Des Doms Länge mißt 320 Fuß, die Breite 216, und die Höhe der beiden das Portal überragenden Thürme ist nicht weniger als 170 Ellen. Auf der Mitte des Kreuzes erhebt sich der Hauptthurm mit acht Pyramiden. Ueber den zwei Eingängen des Kreuzarms ist, 120 Fuß über dem Boden, eine Gallerie zwischen zwei, mit hohen durchbrochenen Pyramiden decorirten Pfeilern, so daß das ganze Gebäude eigentlich zwölf Thürme zählt. Sie sind alle ohne Kern und jeder wird von acht schmalen, sich im Knopfe vereinigenden und schließenden Rippen gebildet, welche wieder durch leichte, in Zweigen, Blumen und tief sinnigen Verzierungen ausgebreiteten Horizontalsrippen mit einander verbunden sind. Aus jedem Knopfe tritt eine Blume. Sinniger Gedanke des Meisters, mit den Symbolen der Unschuld sei das Gotteshaus zu krönen!

Das Innere des Doms, obschon der Dünkel der neuern Kunst und des verdorbenen Geschmacks manches verändert und entstellt hat, ist des grandiosen Außern würdig. Keine Hand breit Raum ist ohne Verzierung, und doch ist dieser unendliche Reichthum keineswegs ermüdend, oder läßt den Gedanken an Ueberladung zu. Die Mannichfaltigkeit in den Formen, sowohl des Schnitzwerks von Holz, als der Figuren von Stein, ist so groß als die Zartheit ihrer Ausführung. Auf eine wunderliche, oft rührende Weise mischt sich das Groteske in die Darstellungen der ernstesten

Gegenstände der Religion und des Lebens, eine Eigenthümlichkeit, der man, als Element der mittelalterlichen christlichen Kunst, in den bedeutendern Schöpfungen derselben allwärts begegnet.

Ich schweige von den Schätzen, welche in diesem Gebäude bewahrt liegen; von den Heiligen-Bildsäulen aus Silber, den mit Edelsteinen verzierten goldnen Kirchengefäßen, Messgewändern u. — Der Erzbischof, der, nach dem von Toledo, die erste geistliche Würde im Reiche verwaltet, ist der Hüter des Schazes. Nicht so groß als der Reichthum an Juwelen, Gold und Silber, ist der an Malereien in dieser Basilika. Doch enthält sie einige Hauptwerke der Kunst: eine Magdalena von Raphael und ein wunderschönes Bild von Michel Angelo, — die heilige Jungfrau in Lebensgröße, — in deren Darstellung dieser große Maler des Riesigen, Geisterhaften und Furchtbar-Erhabenen gezeigt hat, daß dem wahren Genie nichts mißlingen kann, auch wenn es Gegensätze wagt. Von spanischen Meistern ersten Ranges ist wenig hier zu finden.

Doch ist's nicht die Kunst, auch nicht der nur an den Gallatagen der Kirche sichtbare Juwelenschatz ist's, welcher die Bevölkerung von Burgos täglich in der Kathedrale versammelt. Eine Hand voll Asche und ein Häuflein Knochen, solche sind's, welche die magnetische Kraft verbergen, die die schwerbewegliche Masse herbeizieht. Keine Kirche in Spanien rühmt sich eines größern Reliquienschatzes, als der Dom von Burgos: und keine Bevölkerung hängt fester an dem Glauben ihrer wunderthätigen Kraft. Deßhalb trifft man in der Kathedrale täglich ganz Burgos an. Man muß zu allen Stunden hineingehen; denn zu allen Tageszeiten bietet sie neue und unerwartete Scenen dar. Die Kirche ist so groß, daß in acht der Kapellen (jeder Heilige hat eine besondere), zugleich Kirchendienst gehalten werden kann, ohne daß einer den andern im mindesten durch vernehmbares Geräusch störe. — Der frühe Morgen gehört dem Pomp der Messe an, der mit einem Luxus gefeiert wird, welcher mit der Pracht des Orts übereinstimmt. Scharf stechen die rothen und weißen Kleider der antirenden Priester gegen die schwarzen, imposanten Kleider der Kanonici ab, und wenn man die lange, von zwölf Chorknaben getragene Schleppe des Erzbischofs sieht, denkt man gewiß eher an einen Fürsten dieser Welt, als an den Jünger des Weisen, welcher nicht so viel sein nannte auf Erden, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Gegen Abend, wenn die Strahlen der sinkenden Sonne den huntbemalten Scheiben der hohen Fenster einen goldnen Reflexion verleihen, der ein verklärtes Licht über den ganzen Raum verbreitet, naht die Lieblingsstunde des einsamen Gebets. Frauen in ihre Mäntel eingehüllt, kommen und entfernen sich leisen Trittes, und vor den entlegensten Altären knien die schlanken, verschleierten Gestalten und vergießen die Thränen geheimen Schmerzes zu den Füßen der wunderthätigen Schreine und Bildsäulen. Sobald die Dämmerung in's Dunkel sich verliert, ändert sich abermals die Scene. Das Kommen und Gehen wird

unruhiger. Dieß ist die Stunde der Intrigue und in das Schluchzen der Rührung mischen sich oft die Seufzer des Verlangens. —

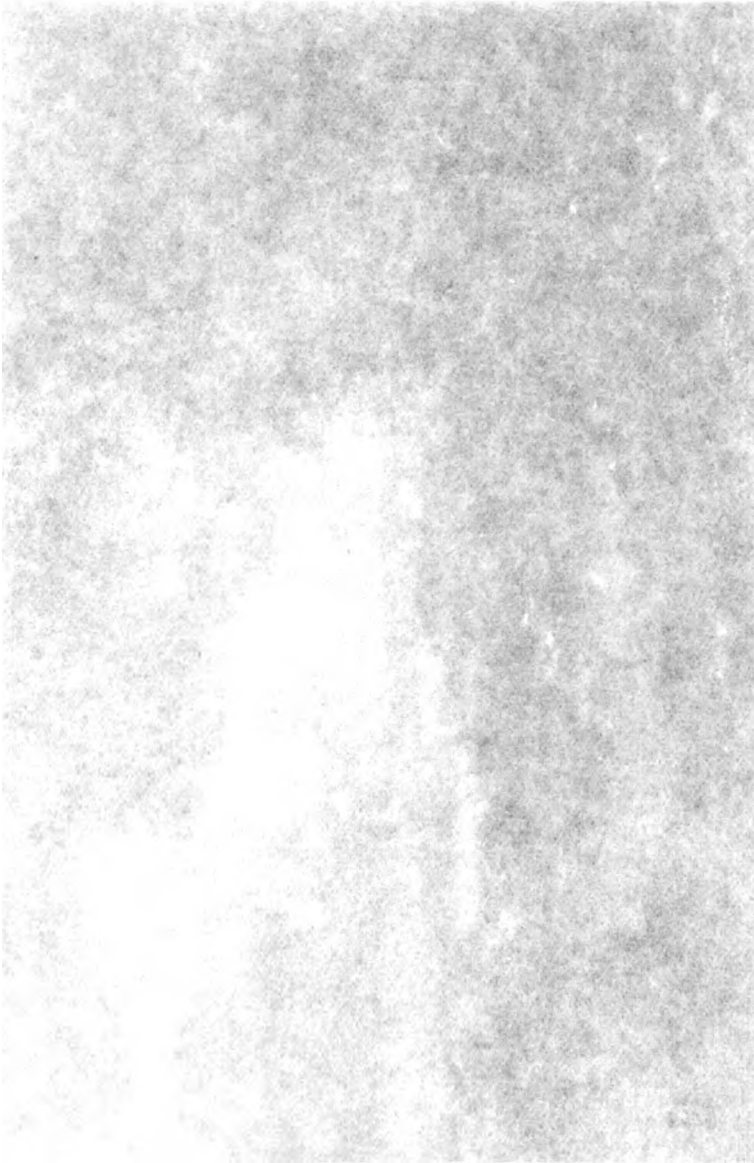
Neben der Kathedrale und so viel andern kostbaren Bauwerken hegt Burgos noch eine Perle gothischer Kunst, leider nur eine Ruine. Es sind die prachtvollen Trümmer des Karmeliterklosters. Nichts ist von diesem Wunderwerke übrig, als ein Thorgewölbe und das niedrige Gemäuer eines Kreuzgangs, der die eingesunkenen Gräber und Grabsteine des Klosterkirchhofs umschließt. Ein Gnadenbild der heiligen Jungfrau machte einst dieß Kloster durch die ganze Christenheit berühmt. Wer in diese Zeit zurück sich denkt, im Geiste vor sich hinwandeln sieht die Tausende der Ablassholenden; wie sie voller Demuth und Hoffnung eintreten durch die hohe Pforte, ihre Sündenlast und ihre Leiden niederzulegen am Altare der Gebenedeiten; wie sie dann heraustreten, heitern Angesichts, Seligkeit im Blicke, rein von Makeln und frei vom Wehe an Seele und Körper; oder wer im Geiste die Leichenzüge an sich vorüber schleichen sieht zum stillen Friedhof, das Kreuz voran und der hostientragende Priester, dann die verhüllten Särge und der Leidtragenden lange schwankende Reihe, begleitet von dumpfen Tönen der Glocken: — und er dann plötzlich aus dem Traume der Vergangenheit erwacht und die Gegenwart vergleicht, der wird eines Schauders sich nicht erwehren können, findet er alles so still, öde und todt um sich her, steht er wildes Gesträuch aus den Mauern sprossen, Eulen horsten unter den Tabernakeln der Apostel, und junge Schwalben im Schooße der Mutter Gottes. Doch nur eines Gedankens braucht es, um ihn zu versöhnen, und den scheinbaren Widerspruch zwischen Aufbauen und Zerstören, Leben und Tod beruhigend und tröstend aufzulösen.

Die Bauzeit des Karmeliterklosters zu Burgos gehört jener Periode an, in welcher sich der gothische Styl schon entfaltet hatte, ohne noch alle Spuren des ältern byzantinischen zu verwischen. Nichts kann reicher sein, als die Dekorationen dieser Pforte; nichts grandioser, als ihre statuarische Ausschmückung mit den Bildsäulen der Kirchenfürsten; nichts grazioser und inniger, als das Bild der heiligen Jungfrau. Letzteres steht in einer tiefen, kunstreich verzierten Nische auf einer Säule unter einem Tabernakel, der zugleich schützt und verhüllt. Anmuthig faßt sie mit der einen Hand ihr Gewand, und, die andere auf den Busen gelegt, neigt sie sich vorwärts, als sei sie im Begriffe, ihre Verehrer zu segnen. Himmlische Schönheit ruht auf ihrem verklärten Anlitze. Die Vortrefflichkeit dieser Skulpturen gab vor einigen Jahren Engländern Anlaß, den Schutt aufzugraben, um nach mehr Bildwerken zu suchen. Im Begriff, eben eine reiche Beute wegzuführen, nöthigte sie die geistliche Oberbehörde, Alles wieder an Ort und Stelle zu bringen, und nachdem es Priester von Neuem geweiht hatten, begrub es das Volk unter feierlichem Gesange wieder in den Schutt.

Um die Stadt und das umliegende Land zu übersehen, besteigen wir die Gallerie des großen, mittlern Glockenthurms der Kathedrale. Burgos

hat nicht den kahlen, öden Anblick der Städte in Aragonien und Neukastilien, die man von dem Genius der Wüste erbaut glauben sollte. Malerisch liegt es am Fuße eines in pittoresker Masse sich erhebenden Felsenhügels, den die uralte Königsburg der Beherrscher Kastiliens krönt. Der klare Arlanzon trennt die eigentliche, von Mauern und Gräben umgebene Stadt von den Vorstädten. So weit das Auge reicht, ist eine lachende Gegend, Reichthum an Grün, kraftvolle Vegetation und — ein seltener Anblick in Spanien — majestätischer Baumwuchs. Sorgfältige Kultur darf man freilich nicht erwarten; aber auch nicht deren widrige Wirkung. Denn blickt die Hand des Menschen, welche die Natur der Regel unterwirft, zu sehr hervor, dann ist's um einen Theil des Malerischen einer Landschaft schon geschehen. Die phantastische Freiheit in Spanien steht ihr immer besser an, als ihr geschmigeltes Wesen in Holland. — Die Dörfer liegen weit auseinander; dichter zusammen aber rücken Klöster und Villas, meistens ansehnliche Gebäude, in reizender, eine freie Aussicht beherrschender Lage. Ihre weißen Giebel und die hohen, schön geformten Glockenthürme durchbrechen und überragen die dunkelgrünen Blättermassen, mit denen sie, wie von heiligen Hainen umgeben sind; hie und da breiten sich einige einzelnstehende, riesengroße Kiefern fächerartig aus, wie Palmen des Südens. Die Aussicht reicht gegen Abend hin, durch das breite Flußthal, bis zum 20 Stunden fernen Valenzia; nordöstlich aber ist sie beschränkt und geschlossen durch die nahe Sierra, die Wasserscheide zwischen Ebro und Duero, von welchen Strömen jener sein Wasser dem mittelländischen, dieser dem atlantischen Ocean zusendet.

Wendet man den Blick von der Gegend auf die Stadt zurück, so verirrt sich das Auge in einem Labyrinth enger Straßen und Häusergiebel und Thürme, deren Zahl unglaublich ist. Selten ruhen die Glocken: — und wenn an Sonn- oder Festtagen das gellende Geläute aller zugleich die Gläubigen zur Messe ruft und die Klöster der Nachbarschaft in den Chorus mit einfallen, dann wird's eine Musik, die kein menschliches Ohr ertragen kann. Schweigen sie aber, — dann ist's Todtenstille in diesen Höhen, kein dumpfes Geseumse, Leben und fröhlich schaffende Thätigkeit verrathend, dringt aus dem Chaos herauf und die Ruhe der Seligen scheint über Stadt und Gegend gebreitet. —



Itasca Lake; die Quellen des Mississippi.

Es geht mit dem Großen in der Natur, wie mit dem Großen im Menschen. Das Edelste verbirgt seinen Ursprung, die höchsten Berge sind unerstiegen, die Quellen der größten Ströme blieben am längsten ein Räthsel. Noch hat kein Forscherauge die Wiege des Nils gesehen, noch ist der Streit über die Quellen des Marañhon unerledigt; und während der Vater der Ströme schon tausend Schiffe auf seinem Busen trug und hundert Städte in seinen Spiegel schauten, war sein Ursprung noch den Menschen ein Geheimniß. Erst vor wenigen Jahren hat sich der Schleier gelüftet, und haben die Quellen des Mississippi ihren Entdecker gefunden.

Westlich vom obern See, im Norden der Staaten Iowa und Wisconsin, liegt das Territorium Minnesota, unter den Sternen der Union der jüngste. Von Thalstufe zu Thalstufe steigt das Land zu einer Hochebene auf. Es ist in seiner Mitte angefüllt mit unzähligen Seen und überwachsen mit Urwald, der noch keinen Artschlag hörte. Diese Landschaft, halb so groß als Frankreich, ist eine der merkwürdigsten Stromscheiden Amerika's. Ihre nördlichen Gewässer sendet sie in das Polarmeer und die Hudsonbai; der ökere See und der Golf von Mexiko empfangen die übrigen. Bis auf die neueste Zeit war diese Gegend gänzlich unerforscht und unbekannt. Nur der kühne Pelzhändler drang zuweilen in das Dickicht der Wälder, um mit den Indianerstämmen Felle zu tauschen. Der wissenschaftlichen Betrachtung war sie ein verschlossenes Buch.

Erst in den zwanziger Jahren, als die Kolonisation in Iowa und Wisconsin sich in den Thälern des obern Mississippi und seiner Nebenströme rasch mehrte und bis zu den Katarakten oberhalb St. Paul tief in das Gebiet der Chippewayer und Siour vordrang, wurde das höhere Quellenland das Ziel beharrlicher Untersuchung. Die Unionsregierung in Washington schickte ihre Boten an die Häupter der wilden Stämme, um Grenzangelegenheiten zu reguliren, Streitigkeiten mit den Nachbarstämmen zu schlichten und über Gebietsabtretungen für die herandrängende Einwanderung zu verhandeln. Sie wählte zu diesen Aufträgen wissenschaftlich gebildete Männer von hervorragender Stellung. General Cass leitete Jahre lang persönlich den Verkehr mit den Indianern in Minnesota und widmete der eifrigen Durchforschung dieses fruchtbaren und gefunden Landstrichs Mühen und Gefahren. Die Auffindung der Mississippiquelle machte er zum besonderen Ziel seines Ehrgeizes. Er verfolgte den jungen Strom auf seinen labyrinthischen Windungen von See zu See; — was er inzwischen für die Mississippiquelle selbst hielt und die

Welt dafür hinnahm, wies sich später nur als der Ursprung eines Nebenflusses aus. Erst im Jahre 1831 konnte Schoolcraft die für die Geographie so interessante Frage lösen, den Ursprung des Stroms sicher bezeichnen und den Ehrenkranz des Entdeckers um seinen Scheitel legen.

Die Quellwasser des Mississippi bilden einen kleinen See in Hufeisenform, der auf den Karten den Namen Itasca Lake trägt. Der neugeborne Strom ist so kräftiger Natur, daß er als ansehnlicher, 16 Fuß breiter Bach seine Wiege verläßt. Man schätzt die Höhe des Wasserspiegels von Itasca Lake über der Meeresfläche nur auf 1575 Fuß. Ihre Geringfügigkeit im Verhältniß zu der Länge des Stromlaufs (3000 Meilen) setzt in Verwunderung. Weil das Gefälle auf diesem Tafellande so klein ist, so schleicht der Bach in unzähligen Krümmungen langsam fort, bald zwischen majestätischem Urwald hin, bald durch mit Schilf und Niedgras bedeckte Gründe, von See zu See, bis er, mit andern Bächen vereint, zum Fluß erwachsen, die erste Thalstufe erreicht. Hier stürzt er in Katarakten nieder und begegnet dann, schnellern Laufs, den ersten Ansiedelungen der weißen Menschen. — Die Landschaft um den Itasca Lake ist mehr ernst als heiter, trotz der Jungfräulichkeit der Erde, trotz der strogenden Ueppigkeit des Bodens. Kein nackter Fels, kein entblößter Fleck ist sichtbar; die Vegetation hat Alles bekleidet. Die erratischen Blöcke, welche an den Ufern des Sees herumliegen, sind mit wilden Reben und Brombeerstauden überwachsen, und junges, frisches Getriebe, Kräuter und Blumen, Scharoher- und Schlinggewächse keimen, sprossen und klettern überall an und auf den uralten Stämmen der Tannen und Eichen. Ihr helles, frisches Grün bringt Abwechslung in das Dunkel der Koniferen. Man könnte beim Anblick dieser stillen und doch so großen Natur an das Bild des Paradieses denken, wie es die nordische Mythe schildert. Die Natur ist hier ein von der Hand des Menschen noch unberührtes Heiligthum. „Ohne Schen vor dem Herrn der Schöpfung“, — schreibt mir der Zeichner dieses Bildes, — „sahen wir die Hirsche in Rudeln an dem Gestade des Itasca grasen, und als ich mich niederbückte, um einen Labetrunk zu schöpfen, bemerkte ich ein junges Reh dicht neben mir schlummernd im Grase liegen“. —

Aber das Gefühl der Einsamkeit schmälert den Genuß dieser großen Natur. Die Geister, welche, nach der Indianersage, an diesen stillen Gewässern umgehen, sind nicht die Geister der Tradition und Romantik, welche das Gemüth berühren und den Gedanken spannen. In den Urwäldern von Minnesota, an den Gestaden des Itasca, lauschten niemals die Hirten der Leyer eines Orpheus, auf seinen Wellen schifften nicht die Helden der Argo, kein Jason und keine Helena geben dem Dichter oder der Sage Stoff; nicht Völker, reich, mächtig, geistig hochgebildet und an Leib wie die Götter schön, wohnten jemals am großen Strome, und die Geschichte erzählt nicht von der Kultur und dem Reichthum vergangener Reiche. Was sie uns bewahrt, ist ein nüchterner Bericht von Büffel- und

Bären jagenden Rothhäuten, ihren kannibalischen Festen und Kriegen und ihrer Ausrottung durch das Feuerwasser und die Waffen der Weißen. Doch wie bald wird sich die Scene ändern! wie bald wird der Europäer mit seiner Gesittung auch in die stille Waldöde dringen; wie bald werden die Urwälder niederstürzen unter den Hieben seiner Art; wie bald werden sich Städte in den klaren Quellseen spiegeln mit ihrem Handel und ihren Schätzen, mit ihrer Bildung und ihrem Wissen, — und wie lange wird es dauern, daß die weißen Erben jener rothen Bärenhäuter der alten Welt neue Geseze schreiben! —

Die Entwicklung des Kulturlebens am Mississippi ist so riesenhaft wie seine Natur. Um jene zu fassen, muß man vor Allem diese betrachten. Wir hören wohl auch in unserer alten Welt erzählen, daß da und dort eine Bucht oder ein Hafen, in welche ein Fluß mündete, versandete; wir hören von Seestädten aus alten Zeiten, die heute ein oder zwei Meilen landeinwärts liegen; wir lesen von den Alluvien der Thäler des Po, des Rheins und der Donau und von den Veränderungen, welche durch Anschwemmung und Niederschlag im Laufe der Jahrtausende vorgingen; aber was will das sagen gegen die Eroberungen, welche der Mississippi gemacht hat und noch macht? Was bedeuten diese schmalen Landstreifen gegen die weiten Gebiete, welche der Vater der Ströme dem Ocean abgewonnen? Die Wogen des Golfs, welcher heute den Namen des mexikanischen trägt, bespülten einst jene tief im Lande gelegenen Höhen, deren Ränder noch mit den Resten von Meerwasserschalthieren bedeckt sind. Heute tobt die Brandung desselben Meeres in ohnmächtigem Zorn über seine Verluste fast tausend englische Meilen fern von seinen alten Küsten. Fast die Hälfte jenes einst so großen Beckens, größer als Deutschland, die Schweiz, Holland und Dänemark zusammen, hat der Mississippi schon dem Meere abgenommen, und immer und immer weiter baut er festes Land von dem Boden des Meeres auf und vergrößert damit sein Territorium. „Der Mississippi ist in Wahrheit alle Zeit ein Mehrer seines Reichs!“ Die Zuckersfelder in den Niederungen Louisiana's, das reiche Bottomland in den Staaten Mississippi, Tenessee, Illinois und Missouri, sie danken ihm allein ihren Ursprung. Ohne die vom Mississippi und den Nebenströmen beständig gemachten Eroberungen würde Nordamerika heute keinen Zucker und keine Baumwolle ernten und die reichen Marschen entbehren, auf welchen der Tabak Jahrhunderte lang ohne Dünger gedeiht und der Mais dem Bauer mit zweihundertfältiger Ernte lohnt. Es würden ihm die Güter entgehen, wodurch er sich die Welt zinsbar macht, und die Gebiete unerschöpflicher Fruchtbarkeit mangeln, in denen er Europa und der seines Sammers müden Menschheit ein Asyl bietet, lockender als alle Paradiese der Tropenländer. Dem Geognosten zeigen jene tief in dem Lande sich erhebenden alten Felsgestade deutlich die vormalige Ausdehnung des Meeres, und dadurch ist er im Stande, die Eroberungen des Mississippi zu messen.

Ihr Flächenraum ist 400,000 englische Quadratmeilen, eine ungeheure Zahl! Und dieß große Reich ist des Mississippi eigenstes Werk. Er hat es geschaffen im Laufe der Jahrtausende, er hat es aufgemauert von dem Grunde des Oceans zum Tageslicht; 1000 englische Meilen fließt er durch selbst gemachtes Land. Was wir in dieser Art auf der übrigen Erde sehen, vergleicht sich dagegen wie Ameisenwerk zu den Thaten der Giganten. Dabei ist der Baumeister mit einer Regelmäßigkeit zu Werke gegangen, die Erstaunen erregt. Sein Bett grub er mit genau $3\frac{1}{4}$ Zoll Fall auf die englische Meile ein. Es ist dieß ein großer Vortheil für die Schifffahrt! denn bei der geringen, kaum merklichen Neigung ist auf- wie abwärts der Bedarf an Triebkraft für die Bewegung der Fahrzeuge fast gleich; man schifft auf dem Mississippi wie auf der Ebene des Oceans.

Der gewöhnlich in großartiger Ruhe dahin wogende Vater der Ströme kann aber auch zürnen. Wenn die Gewitter von den Prairien aufsteigen und sich unter Tage langem Donnern und Blitzen mit Wolkenbrüchen und Platzregen an den Gebirgen entladen, — wenn die tausend und aber tausend Schluchten und Rinsale, bis an den Rand gefüllt, ihre trüben Fluthen dem Mississippi zuschicken, beladen mit den ausgerissenen Bäumen des Urwalds und den zertrümmerten Uferwänden: dann verliert der majestätische Strom den Charakter der Ruhe und der spendende, wohlthätige Gott wird ein Gott der Verwüstung. Man sieht dann die ungeheure Wasserfläche mit Bäumen, Sträuchern und Stücken bewachsenen Landes, wie schwimmende Gilande, bedeckt und dazwischen treiben die fortgerissenen Häuser und Mühlen, die Balken, Breter, Umzäunungen, Ställe, Blockhäuser, Steine und Felsstücke und die Leichen der wilden und zahmen Thiere. Flöße, Boote und Fahrzeuge suchen dann irgend einen Schlupfwinkel an dem Ufer zu gewinnen, wo sie der Gefahr der Zertrümmerung weniger ausgesetzt sind; — viele aber gehen dennoch zu Grunde und ihre Trümmer und Ladungen vermehren das Chaos. Am schreckhaftesten ist der Anblick des Stroms unterhalb der Mündung des Missouri, der, wilder noch als sein Herr, das ganze Thal mit einer dicken, rothgelben Fluth gefüllt hat, in der er dem Gebirge das Material für die Bauten des Mississippi im Golf von Mexiko entführt. Wird dann das Bett des Mississippi streckenweise zu enge, um die ungeheure Fluth zu fassen, so wogt sie über das Land hin, hunderte von Quadratmeilen überströmend. Wie zwergige Büsche schauen dann die Spitzen der kolossalen Bäume aus der zum Meer gewordenen Ebene, und wenn sie der Sturm peitscht und das Wasser zerwühlt und in den Wipfeln des ersoffenen Urwalds heult, so wird das Bibelbild der Sündfluth lebendig.

Nur ein Wesen in der Schöpfung wagt's, diesen wilden, losgelassenen Zerstörungskräften kaltblütig zu trotzen: der Mensch, der Mensch in seinem leichten vielstockigen Breterkasten, in welchem der Zauberer Dampf, des Menschen Knecht, die Wogen schlägt. Es ist einmal Dankgebrauch,

vor keiner Gefahr zu flüchten, und mag der Zustand des Mississippi sein, welcher er wolle, die Fahrt fortzusetzen. Ob Menschenleben zu Hunderten bei dieser Marime der äußersten Gefahr preisgegeben werden, — das kümmert den Dampfer-Kapitän nicht; er schwimmt seinem Ziel entgegen, thut, was er kann, durch eine geschickte Leitung die Gefahr zu mindern und vertraut im Uebrigen seinem Glück. Am mißlichsten ist dann die Fahrt stromaufwärts. Wenn, so weit das Auge reichen kann, die gewaltigen Baumstämme, bald untertauchend, bald hoch die zottigen Häupter über den Wasserspiegel hebend, wie wilde Ungeheuer dem Boote entgegentanzen, da schwindet das Gefühl der Sicherheit bei den Reisenden, die ihr Leben dem Breterhause anvertrauten, und, hülflos, guckt Jeder dem Tod mit Grausen in den Rachen. Nur der Kapitän und seine Mannschaft, die an Gefahr gewöhnt, zeigen durch ihre Kaltblütigkeit, daß sie den nicht fürchten, den sie mit Geschick und Muth schon so vielmal glücklich bekämpft haben und, vergleichsweise, sind der Unfälle bei solchen Veranlassungen doch nur wenige. Viel häufiger sind die, welche durch Ueberheizung der Kessel bei dem tollen Rennen rivalisirender Boote auf dem Mississippi entstehen und jedes Jahr einigen Tausend Menschen das Leben kosten.

Um sich von der Größe der Gestein- und Erdmassen, welche auf dem Mississippi aus dem Gebirge nach dem mexikanischen Golf auswandern, einen Begriff zu machen, muß man wissen, wie sich, im Mittel vielfacher und fortdauernder Untersuchungen, ergab, daß durchschnittlich nicht weniger als $\frac{1}{3000}$ der ganzen Wassermasse des Mississippi aus festen Bestandtheilen besteht. Die Menge des Wassers selbst aber, welche er in jeder Minute in den Mexikanischen Golf ausgießt, ist über 7000 Millionen Kubikfuß. In jeder Minute führt also der Strom eine Erd- und Steinmasse von mehr als 2 Millionen Kubikfuß in's Meer, welche, wegen ihrer größeren Schwere, in einem Halbkreise von etwa 30 englischen Meilen von seiner Mündung (so weit kann man den Einfluß des trüben Stromwassers aus der Färbung des Meeres unterscheiden), und vereint mit der Unmasse von Vegetabilien (Baumstämmen, Sträuchern und verfilztem Gras), als Sediment den Meergrund beständig erhöhen, bis ihn als Land das Sonnenlicht bescheint und belebt. — Das größte Gebäude der Erde, die Pyramide des Cheops, hält 25 Millionen Kubikfuß und war, berechnet auf 1000 Arbeiter, das Werk von mindestens 20 Jahren. Der Mississippi aber, der stündlich über 120 Millionen Kubikfuß Erde und Gestein in's Meer führt, mauert jeden Tag so viel als 120 jener Pyramiden von dem Meergrund auf.

In dieser rastlosen Thätigkeit des Waters der Ströme ist der Schlüssel zu der eigenthümlichen Bildung seines Thales gefunden. — Ungeheure Sümpfe (Swamps) mit grünem Fadenmoose überwachsen, oder mit haushohem Schilf bestanden, in welchem Milliarden von Sumpfs-

vögelu und Reptilien nisten, bedecken auf mehr als hundert Meilen von seiner Mündung halb Louisiana, und sie werden erst nach Jahrtausenden, wenn der Mississippi die Landfeste seines Reichs hundert Meilen weiter in's Meer vorgeschoben hat, verschwinden; wie sie weiter aufwärts, von der Arkansas-Mündung an, verschwunden sind. Dann werden diese pesthäuchenden Niederungen, welche alljährlich mehrmals das Hochwasser auf Tage und Wochen in Seen verwandelt, und die jetzt die Geburtsstätte des gelben Fiebers und anderer Krankheiten sind, welche das Leben der Menschen verkürzen, fruchtbare Marschen werden, und erst dann wird New-Orleans, das mitten in jenen Morästen liegt und jedes Jahr seine Bevölkerung durch die Wechselfieber und Seuchen decimirt sieht, die Rolle einer Weltstadt spielen, welche ihre Einwohner nach Millionen zählt.

Doch Vieles kann und wird sich in der Zwischenzeit anders gestalten als wir denken. Ist doch selbst die Existenz von New-Orleans durch die Möglichkeit in Frage gestellt, daß über kurz oder lang der alternde Strom die Kraft verlieren werde, seine ungeheueren Aufgabe, den Mexikanischen Golf auszufüllen, ohne Störung und Stockung fortzusetzen. Eine zu große Anhäufung der todten Massen an seinen Mündungen wird, so fürchtet man, seine Gewässer zurückstauen und Louisiana mit allem Lebendigen in den Fluthen begraben, bis der verstärkte Druck der Gewässer denselben neue Kanäle zum Meere öffnet. In der That nimmt die Verschlammung der Mündungen im Mississippi-Delta täglich zu. Mehre haben sich bereits im Laufe des letzten Jahrhunderts geschlossen und die Kultur hat sich mit Hacke und Spaten vieler Stellen bemächtigt, auf welchen noch bei unserer Väter Gedenken die Pirogue des Indianers sich schaukelte. Drohend rückt die Zeit heran, wo dieß auch mit andern Ausflüssen der Fall sein wird. Selbst der Hauptstrom hat, des Widerstands seines Feindes, der Meerfluth, nicht mehr mächtig, seine Wassermasse schon in mehre Betten zertheilen müssen, um den Golf zu erreichen; er wählt sich mühsam zwischen seinen eigenen Dämmen hinaus. Sollte sich auch einer dieser Kanäle verstopfen, so würden die Wasser zurücktreten müssen, — und sie zunächst New-Orleans verschlingen und alles Land, welches, dem Anbau gewonnen, jetzt hundertfältige Ernten trägt. Dann beginnt der Kampf von Neuem zwischen den beiden Giganten, den azurnen Wogen des Golfs und den gelben Gewässern des Mississippi. Ueber die Entscheidung kann kein Zweifel sein, und der Sieger in so vielen Jahrtausenden wird dann eine neue Ära beständiger Eroberung beginnen. Allein wer kann der Zerstörung Umfang berechnen, die vorausgeht? Wer kann den Zeitraum berechnen, in welchem diese Fehde ausgekämpft sein wird zwischen den beiden Mächten? Wie lange werden sie brauchen, die lustigen leichten Bundesgenossen des Stroms, um durch den Regen die Gebirgsmassen von der Erde zu waschen, welche zur völligen Ausfüllung des Golfs nöthig sind? Wann werden die Felsengebirge des Westens und der Alle-

ghany des Ostens verschwinden vor den Fluthen des Himmels und auf dem Ohio, dem Missouri, dem Arkansas, dem Redriver und wie sie alle heißen die Zubringer des Mississippi, — ihre Emigration vollenden? Der Menschenverstand beugt sich vor der unfasslichen Größe; er hört auf zu rechnen. — Unergründliche, ewige Schöpfungskraft, wir sinken vor dir in den Staub und unser Kalkül endigt, wie die einfache Naturbetrachtung des Kindes dieser Regionen — des rothen Menschen, — in stille Bewunderung und Anbetung!

Und so führt der warme Forschungseifer des gebildeten Menschen überall, wo er in das Geheimniß der Schöpfung zu bringen versucht mit den Waffen der Wissenschaft und des Verstandes, allezeit an eine Grenze, wo er nicht weiter kann und er so rathlos da steht, als der Wilde, den Pfeil und Speer und die Kraft und das Geschick seines Arms zum Herrn der Natur macht, die ihn umgibt. Wir können in der Geschichte der Schöpfung nicht weiter lesen, als uns ihre Blätter offen liegen; ihre meisten sind verklebt und bleiben uns ein Geheimniß. Können wir jedoch auch die Gesetze ihres Waltens nicht allwärts ergründen, und sind wir auch schlechte Rechenmeister vor so vielen Exempeln, deren Lösung sie uns aufgibt, — so spendet sie doch ihren Forschern und Freunden unendlichen Genuß und lohnt Alle mütterlich, die ihr mit Liebe und offenem Blick entgegen kommen und nicht bloß phantastisch in die Leere schweifen. Viele ihrer Gesetze, die ihre Erscheinungen regeln, sind uns klar, und jedes Lustrum läßt entweder neue entdecken, oder durch neue Wahrheiten die alten bestätigen. Wie einfach sind diese Gesetze, und wie wenig zahlreich sind die leitenden und wirkenden Kräfte für die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen in Gottes Schöpfung! Alles Harmonie und Schönheit; alles Folgerichtigkeit und Unwandelbarkeit, und doch gleichzeitig Ringen nach Licht und Freiheit. So ist's im Kleinsten, wie im Größten, im Weltkörper, wie im winzigen Wassertropfen, im Flechtenmoose, das den verwitterten Stein kleidet, wie in der Kokospalme des Sonnenlandes. Wenn doch alle Menschen in die immer offenen Pforten der Natur eintreten möchten, dann würde keiner vergeblich nach dem Gott der Liebe suchen, den er in den kalten Tempeln mit den steinernen Altären nicht findet. Dort fände auch der Mensch sich selbst wieder, den Menschen, der verloren ging in dem Labyrinth und in den Gindöden der Gesellschaft.

Ja — in ihren Gindöden! — „Es verfolgt, — so schließe ich mit den Worten Alexanders von Humboldt diesen Aufsatz, — den Wanderer über den weiten Erdfreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einschränkende, trostlose Bild des zweiten Geschlechts. Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Streit der Völker nach Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen

und in der heiligen Naturkraft inneres Biegen; oder, hingegen dem ausgestammten Triebe, der seit Jahrtausenden die Menschenbrust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungehörtem Einklange die alte Bahn vollenden."

Tepliz in Böhmen.

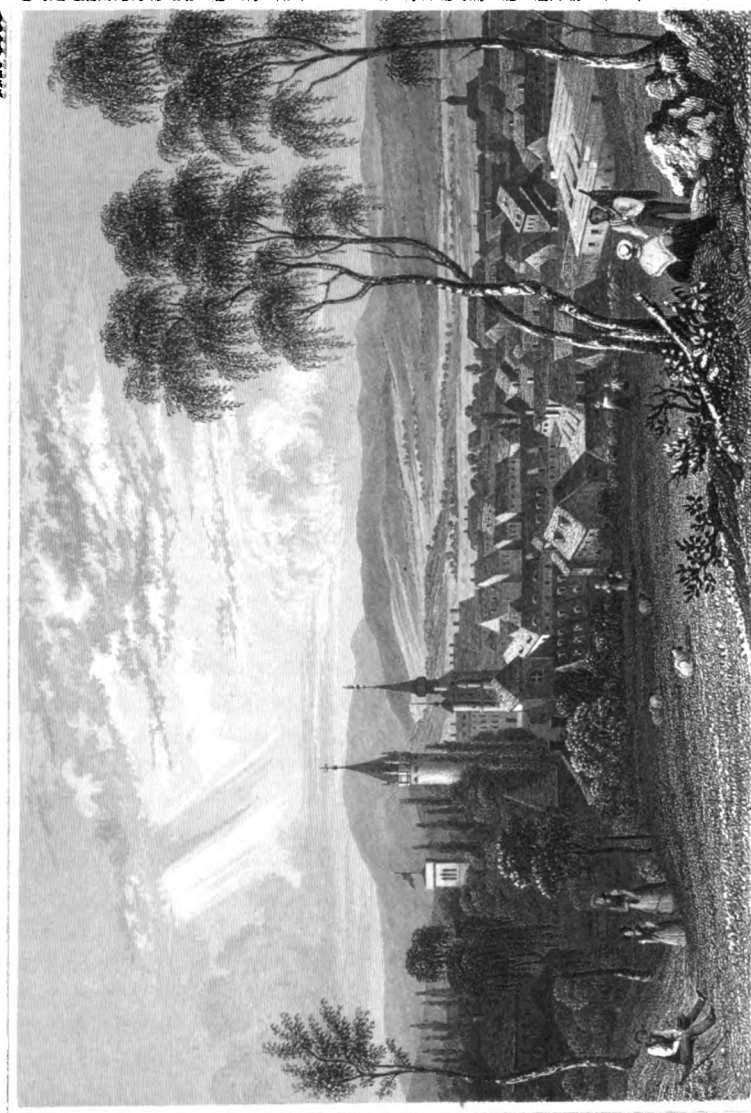
An der Spitze der merkwürdigsten und unwiderlegbarsten Zeugnisse für den feuerflüssigen Zustand des Erdinnern stehen neben den Vulkanen die warmen und heißen Quellen, und als Gesundbrunnen und Bäder sind sie zugleich der Menschheit ein wohlthätiges Geschenk des Schöpfers. Schon in den frühesten Zeiten wurden ihre Heilkräfte erkannt, und es richtete die Dankbarkeit der Gottheit an solchen Orten Altäre und Tempel auf. Bald auch baute die priesterliche Schlaueit ihre Zolstädten daran, bis der Flügelschlag der Zeit die Opferstöcke, Wallfahrtskapellen und Leidensstationen nach und nach meistens zertrümmerte. Wo nun die Priester nicht mehr sind, da halten Andere an ihrer Stelle Ernte, und im Pachtgeld der grünen Tische streicht wohl Mancher mehr Sündengeld ein, als Tezel für Roms Ablass, oder die Güter der wunderthätigen Marien. Da paßt das Horazische:

Mutato nomine, de te fabula narratur.

Auch den Aerzten sind diese Quellen so häufig Nothhelfer als den Leidenden selbst. Wenn nämlich die Hartnäckigkeit einer Krankheit aller Kunst widersteht, ihnen bange macht oder Langeweile, und ihre Wissenschaft keinen Rath mehr weiß: dann schickt der Askulap den Patienten in's Bad, und überläßt ihn dort der Heilkraft der Natur, oder — dem Tode. Solche verzweifelte Kranke aber sind es zumeist, welche, werden sie geheilt im Bade, den Gesundbrunnen jenen Ruf der Wunderkraft erwarben, welcher Leidende aus den fernsten Weltgegenden herbeizieht.

Kein Land in Europa ist gesegneter mit dieser Gottesgabe, als Böhmen, und die Gold- und Silbergruben des Kaiserstaats kommen in nationalwirthschaftlicher Beziehung diesen Bädern nicht gleich; denn mit den Leidenden fremder Länder ziehen allsommerlich auch die fremden Millionen herein, und diese bleiben zurück, wenn jene wieder in die Heimath gehen. Tepliz theilt sich mit Karlsbad in den ersten Rang der böhmischen Kurorte. Unmuthig, in einem von der Tepel durchschlängelten Thale, umgeben von den Vorbergen des Erzgebirgs, liegt das freundliche, reinliche Städtchen, das in 450 Häusern etwa 4000 Einwohner hat.





TOPLITZ

Explanum & Verlag

Von d. Kunstwart d. Böhmer-See in Klitz

Es gehört den Fürsten Elary, dessen Schloß und Park Stadt und Gegend schmücken. Außer der Saison ist's hier still und einsam; aber sowie die Nachtigallen im Lepelthale gehört werden, beginnt der Zug der Kurgäste über die Berge, und ein reges, glänzendes Leben blüht, und verblüht nicht eher wieder, als bis der Herbst die ersten kalten Blätter auf die Wege streut.

Uralt ist der hiesigen Heilquellen Ruf und er reicht bis in das Dunkel der Sage hinein; seine glänzendsten Tage aber hatte das Bad in den zwanziger und dreißiger Jahren, als der verstorbene König von Preußen sein „liebes Teplitz“ jeden Sommer regelmäßig besuchte. Damals bildete sich um den Monarchen zuweilen ein weiter fürstlicher Cirkel, und dann wurde wohl auch hier, oder im nahen Karlsbad, der Zeit der Puls gefühlt und ihr kongressmäßig receptirt, gleichsam als hätte sie der Herr krank nach Böhmen geschickt. Was es ihr geholfen, das weiß Gott! Aber Deutschland hat die Badesuren theuer bezahlen müssen.

Die Teplitzer Quellen sind warm (zwischen 24 und 40 Grad Reaumur), und der Heizherd ist ohne Zweifel der nämliche, der auch das Karlsbader Wasser kocht. Die Sage, daß ein unterirdischer Brand mächtiger Braunkohlensflöße das Wasser erwärme, ist ohne Grund und schon durch die Thatfache widerlegt worden, daß am Tage des Rißaboner Erdbebens (1. November. 1755) alle Quellen plötzlich eine Viertelstunde lang anblieben, dann aber mit unerhörter Gewalt und kochend hervorbrachen, und rundum Alles überschwemmten. Tief im Innern der Erde muß also die Ursache liegen, die zwei so weit entfernte Ereignisse zusammenknüpfen kann, und an eine engbegrenzte, örtliche, wie sie der Brand der nahen Braunkohlensflöße wäre, ist gar nicht zu denken.

Das Teplitzer Wasser wird meistens als Bad, selten als Trank gebraucht. Seine Wirkung auf den Organismus ist im Allgemeinen Abschwächung befördernd, eröffnend, auflösend: daher sein großer, begründeter Ruf in chronischen Uebeln des Unterleibs, in chronischen Rheumatismen, und bei Contrakturen, Steifigkeiten und Lähmungen, als Folgen schwerer Verwundungen und chirurgischer Operationen. Sind die Uebel schon sehr veraltet, dann läßt man gewöhnlich die Kur im Karlsbad vorangehen. Die heißesten Bäder sind in der Regel weit wirksamer, als die minder warmen, welche ihrerseits schwächlichen und sehr reizbaren Konstitutionen besser bekommen, als jene.

Bei Teplitz ist ein Wallfahrtsort für alle deutsche Herzen. Du kennst ihn doch? Es ist der Kirchhof — und der da ruhende Heilige ist Einer, der die Erde durchpilgerte, ohne je eine Scholle davon sein nennen zu können; Einer ohne Titel, ohne Orden, ohne Adel; Einer, groß als Dichter, größer als Mann, als Mensch am größten: — Seume.

S O N S I N I N.

Von Böhmens segensreichen Quellen eilen wir auf dem Schiffe der Erdumsegler zu den Friedensinseln des stillen Oceans. Vor uns erhebt sich am Fuße ausgebrannter Vulkane die Hauptstadt des Hawajischen Königreichs, Honolulu auf der Insel Oahu. Und wie die Hütten und Gruppen der Eingeborenen (Kanaken) im Vordergrund unserer Stahlplatte und diese Sandwichsinsulaner noch dem Urzustande der Menschheit scheinbar ziemlich nahe stehend zeigen, so deutet die Mastenreihe, die vor der Stadt im Hintergrunde sich aus dem Meere erhebt, bereits an, daß der Strom des Weltverkehrs auch an diese Küsten schlage und die paradiesische Zwanglosigkeit unter den Palmen, die schon jetzt bei der großen Mehrzahl der Stadtbewohner verschwunden ist, in kurzer Zeit hier auch auf dem Lande nicht mehr zu finden sein werde.

Das Hawajische Königreich umfaßt die Größe von Württemberg mit Hohenzollern, hat aber nicht viel über 100,000 Einwohner; die 360 Geviertmeilen Landes bestehen aus acht bewohnten und vier kleineren unbewohnten Inseln. Alle diese Inseln sind vulkanisch, am meisten Oahu, das zwei noch immer thätige Feuerberge hat. Das Klima ist namentlich für Europäer sehr gesund und das Land außerordentlich fruchtbar. Schon jetzt erzeugen die Inseln fünf Millionen Pfund Zucker von ausgezeichneter Güte, Kaffee, der dem von Mokka, Tabak, der dem westindischen gleichkommt, ferner Reis, Mais, Tarro und vielerlei köstliche Früchte. Dazu sind viele tüchtige industrielle Kräfte aus Europa hier eingewandert, und diese waren es, welche es möglich machten, daß das Hawajische Königreich sogar auf der Pariser Weltindustriestaustellung durch gute Arbeitsendungen vertreten sein konnte.

Es erfreut dieß um so mehr, wenn man bedenkt, daß dieser Staat noch nicht viel über dreißig Jahre alt ist. Vor dieser Zeit lag noch dicke Finsterniß über dem Lande, das blindeste Heidenthum beherrschte alle Sinne, Kräfte und Hülfquellen des Volks, Menschenopfer wurden vor den Götzen dargebracht, und Priester und Tyrannen wütheten in der schutzlosen Masse. Das ist vorbei. Sämmtliche Bewohner der Sandwichsinseln sind Christen. Die Mehrzahl ist protestantisch. Von 1820 bis 1840 sollen im ganzen Lande 44,895 Kinder Schulunterricht genossen haben und gegenwärtig nur noch wenige Insulaner hier leben, die nicht wenigstens lesen könnten. Die in das Hawajische übersetzten Religionsbücher findet man in jedem Hause, ja, in jeder Hütte, und die Regierung,

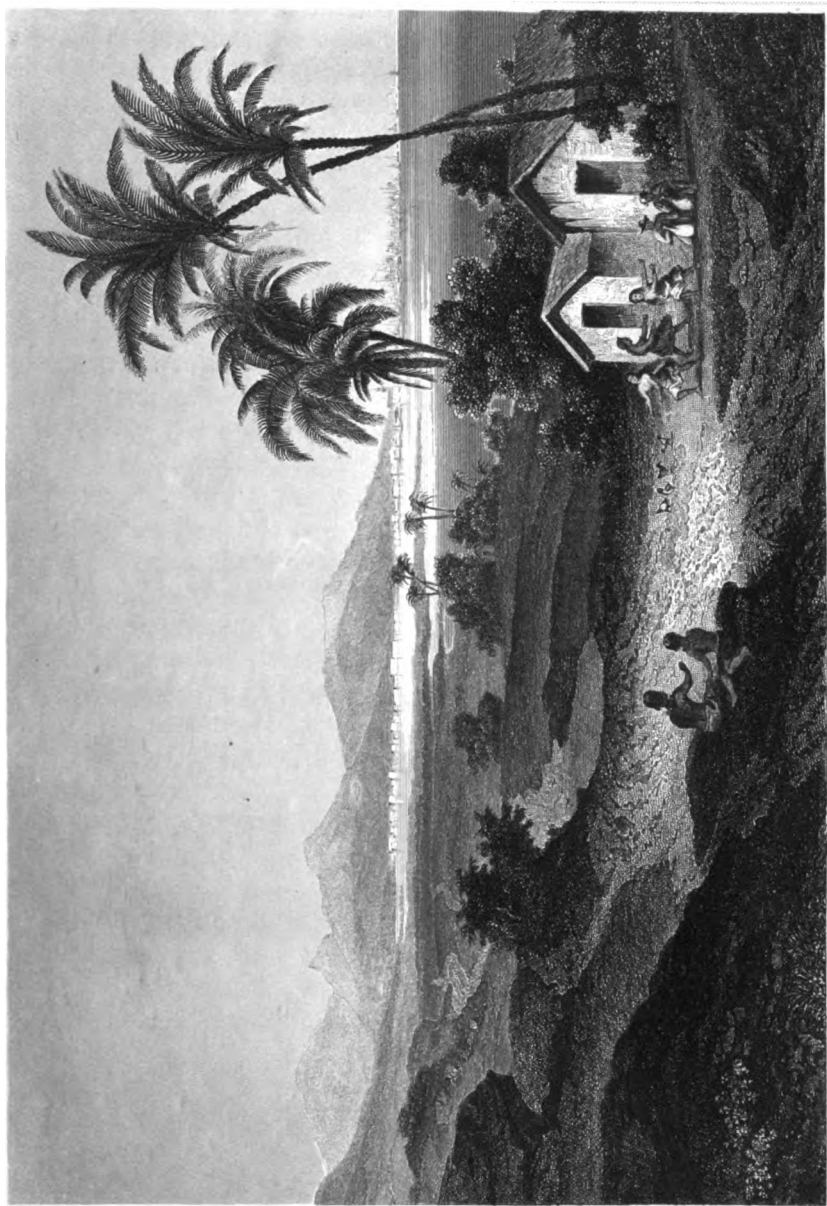


Содержание

Введение 1
Глава I. Общие сведения о языке 1
Глава II. Фонетика 1
Глава III. Морфология 1
Глава IV. Синтаксис 1
Глава V. Лексика 1
Глава VI. Грамматика 1
Глава VII. Фразеология 1
Глава VIII. Стилистика 1
Глава IX. Орфография 1
Глава X. Пунктуация 1

Введение 1
Глава I. Общие сведения о языке 1
Глава II. Фонетика 1
Глава III. Морфология 1
Глава IV. Синтаксис 1
Глава V. Лексика 1
Глава VI. Грамматика 1
Глава VII. Фразеология 1
Глава VIII. Стилистика 1
Глава IX. Орфография 1
Глава X. Пунктуация 1

Введение 1
Глава I. Общие сведения о языке 1
Глава II. Фонетика 1
Глава III. Морфология 1
Глава IV. Синтаксис 1
Глава V. Лексика 1
Глава VI. Грамматика 1
Глава VII. Фразеология 1
Глава VIII. Стилистика 1
Глава IX. Орфография 1
Глава X. Пунктуация 1



EL DORADO

Engraved by J. G. Thompson

Published by J. G. Thompson, New York

von einheimischen Königen geordnet und geleitet, achtet und schützt jedes Einzelnen Freiheit und Rechte.

Der anscheinlich so kurze Weg aus religiösen, sittlichen und gesellschaftlichen Zuständen der untersten Stufe bis zu den Anfängen der Civilisation, bei denen die Eingeborenen glücklich angekommen sind, ist für Könige und Volk ein sehr schwerer und vielfach gestörter gewesen bis zur neuesten Zeit. Daß Cook hier 1779 seinen Tod gefunden hatte, blieb als ein arger Flecken hier am Strande haften. Europäische und amerikanische Schiffe mieden fortan die Inseln oder kamen in feindlicher Absicht. — Da bemächtigte sich der junge Kamehameha I. nach und nach der Herrschaft über alle Inseln, umgab sich dann mit Weißen und ward der Peter der Große dieses mitten in die Wogen des großen Oceans verwiesenen Völkchens. Mit ihm beginnt die jetzige Dynastie und eine geordnete Grundlage geordneter Zustände.

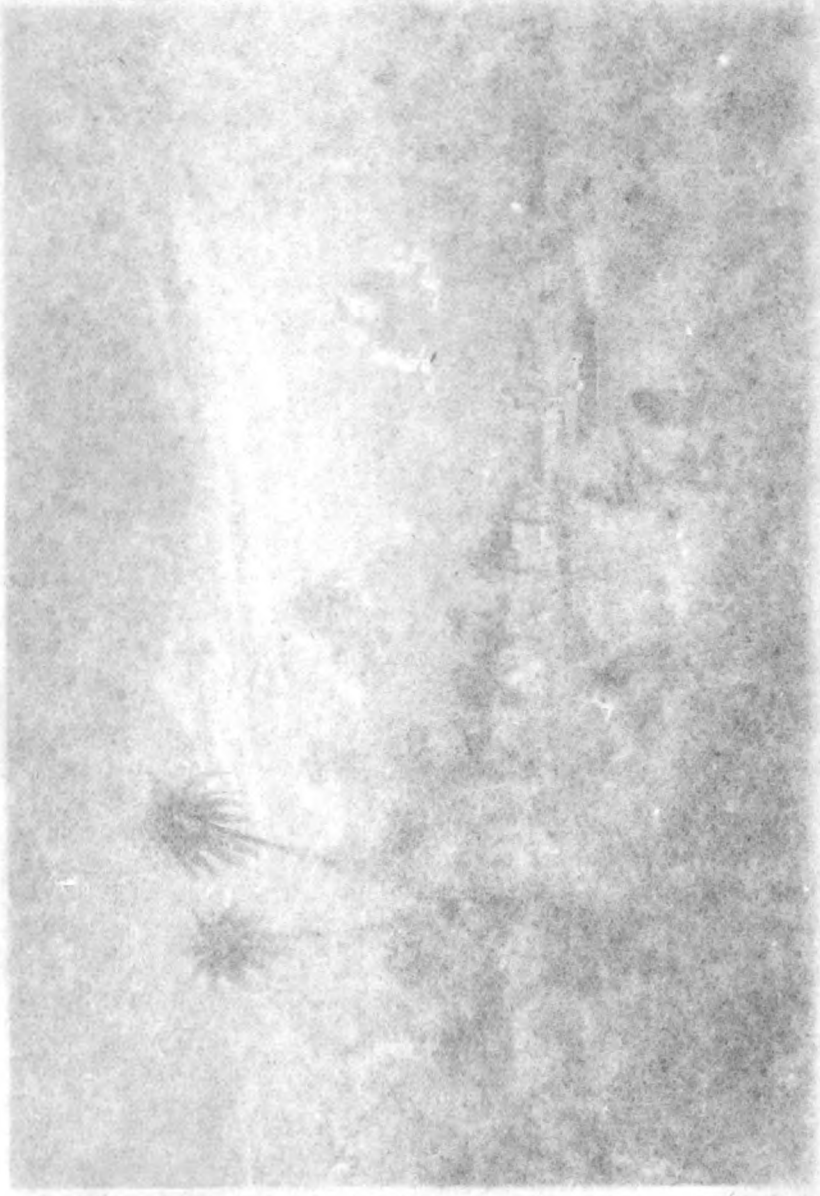
Die ersten Weißen, Young und Davis, behielt der König von amerikanischen Schiffen mit Gewalt zurück und erhob sie zu seinen Freunden und Rathgebern. Zu ihnen kam 1792 der Engländer Vancouver, der die ersten Pferde und Rinder auf die Inseln brachte. Sein Einfluß auf König und Volk war von großer Bedeutung, letzteres lernte durch ihn die Vorzüge der Weißen, ihrer Kenntnisse und Einrichtungen endlich verstehen und achten, denn die außerordentliche Vermehrung von Pferden, Rind- und Federvieh sprang sammt dem Nutzen daraus zu deutlich in die Augen, um jetzt, wo das Eigenthum des Einzelnen gesichert war, nicht endlich auch Lust am Erwerb zu erwecken. Der edle Kamehameha starb 1819 und sein Volk betrauerte ihn seiner würdig. Sein Nachfolger war Liholiho. Unter ihm riß das Volk, vom Oberpriester bis zum letzten Kanaken, sich von der heidnischen Abgötterei los, und schon 1820 kamen die ersten Missionäre aus Nordamerika, gründeten Schulen, so daß schon 1827 über 2000 Kanaken lesen konnten, und lehrten das Christenthum. Liholiho starb auf einer Reise in England. Mit dem Regierungsantritt Kamehameha's II. beginnt die Zeit der Trübsal der Inseln, weil — die großen europäischen See- und Kulturstaaten mit ihrem Christenthum zugleich ihren Branntwein und ihre Herrschaft dem in aufsteigendem Wohlstand lebenden Völkchen aufdrängen wollten. Katholische Missionäre wurden von französischen Kriegsschiffen mit Gewalt an's Land geschafft; nun versuchte sich Gewalt gegen Gewalt, und der Stärkere behielt Recht. Die Stärkeren saßen aber stets auf den großen europäischen Fregatten, und weder Engländer noch Franzosen entblödeten sich, ihre Kanonen auf die schutzlose Stadt zu richten, die ihnen nicht mit gleichen Waffen zu dienen vermochte. Der arme König hatte kein Kronstadt vor dem Hafen und Eingang zu seiner Residenz Honolulu. Dieses gemeine Treiben wiederholte sich von beiden seemächtlichen Seiten bis 1849, wo endlich die Unabhängigkeit des Hawajischen Staats von den Vereinigten Staaten, England und Frankreich, wie immer

ir ewige Zeiten“, anerkannt wurde. Kamehameha III. starb 1854; der ige Regent, Kamehameha IV., trat nach dem Vorgange verschiedener opaischer Monarchen, in den 1842 dort gestifteten Freimaurerorden.

Honolulu zählt nach älteren Angaben 10—12,000, nach W. Heine 5—6000 Einwohner; auch Gerstäcker nennt es „ein kleines freund= es Städtchen“. Thatsache ist es, daß die Bevölkerung der Sandwich= eln seit der Entdeckung derselben und dem Eindringen der Europäer und en Kleider, Genüsse und Sitten sich bedeutend vermindert hat; aber n so offenbar ist die durchgängige Unsicherheit solcher Zahlenangaben. hnson gibt z. B. für das Hawajische Königreich eine Volkszahl von 3,600, Andersson von 80—100,000 an, aber beides sind Schätzun= , die auf keiner Zählung beruhen. — Die Natur hat Honolulu einen flichen Hafenschutz gebaut durch einen Kranz von Korallenbäumen, die in einiger Entfernung vom Strande aus dem Krystallspiegel der Fluth eben und nur an einer Stelle eine Lücke zur Einfahrt frei lassen. igs um die Korallenmauer tobt die schönste Brandung. Von der Stadt ft ist noch kein bestimmter Charakter zu erwarten. Hier laufen noch Kulturgrade durch= und nebeneinander. Zwischen den Hütten aus oh oder Schilfgras, in denen sich der Eingeborene allein heimisch findet, en die aus China und Nordamerika eingeführten hölzernen Häuser, die herum von den Steingebäuden der Regierung und einzelner Privaten ragt werden. Von besonderer Festigkeit sind die aus Korallenblöcken geführten Bauten. Drei Kirchen, der königliche Palast und das Fort Hafen, das Regierungsgebäude, das Repräsentantenhaus und das e geräumige Markthaus dicht am Werft sind die hervorragendsten iverke.

Wie die Wohnungen zeigen die Trachten und Sitten alle Abstufun= von der adamitischen Einfachheit, durch den chinesischen fast weibischen as bis zur europäischen Allerweltstracht mit den glatten Formen und rechen der feinen Gesellschaft. Die Eingeborenen lieben bunten Schmuck die Frauen besonders grellen Blumenschmuck im Haar, das nie ge= ten wird, sondern in langen schönen Locken niederwallt. Aus allen chtszügen der gelbbraunen, schwarzhaarigen Bevölkerung tritt der Aus= der Gutmüthigkeit hervor. Wir sehen in ihnen, besonders abseits der Hauptstadt, in den reizenden Thälern, an denen die Inseln so reich noch gute Kinder der Natur, glücklich im engen Kreis ihrer Bedürf= , die Männer der Arbeit, freilich mäßig, die Weiber dem Vergnügen utschließlich lebend.

Nachdem aber der Civilisation das Thor zu diesen Inseln einmal er= fen ist, wird es die für das stille Glück unglückliche, für großartigen verkehr höchst glückliche Lage derselben zwischen drei Welttheilen, von t zwei (Amerika und Australien) ihre Zukunft erst aufbauen und der (Asien) an ein Wiedererwachen seiner Macht glaubt, wohl über ein



Juan del Sur *),
 Stillen Ocean, an d
 cordia bekannt ist.
 Endpunkte der Ro
 rican Atlantic an
 Oceanen durch Nic
 nach New-York und
 sich, die zukünftige
 durch einen Handstr
 alten Namen San
 seine Stelle Greyt
 Begriff und die Re

*) Mar del Norte
 Mar del Sur —
 del Norte und
 tischen und S

Kleines herbeiführen, daß in jenen reizenden Thälern schweißtriefende Arbeiter vom „Glück der guten alten Zeit“ erzählen, während die Dampfflotten der Erde den zweideutigen Segen des Mammon in Honolulu's Korallenhafen tragen.

San Juan de Nicaragua in Mittelamerika.

Wenn man sich vom caraischen Meere her der Küste von Nicaragua nähert, so erblickt man den langgestreckten Saum eines Waldes, der sich vom Rande des Oceans in das Land verliert und stellenweise von grasbedeckten Flächen unterbrochen ist. Im Hintergrunde, mehr oder minder tief im Innern, erheben sich Hügelreihen, von Bergketten überragt, und einzelne Gipfel, deren Kegelform an die vulkanische Natur des Landes erinnert, strecken ihre Häupter gen Himmel.

Diesen Küstensaum durchbricht der Abfluß des Sees von Nicaragua, der San Juan River (vgl. Univ., II. Bd., S. 77). Seine Mündungsarme bilden mehre kleine Buchten, und an der nördlichsten derselben liegt die aufblühende Stadt San Juan de Nicaragua, jetzt der wichtigste Hafen auf der ganzen Ostseite von Mittelamerika. Im Lande selbst heißt der Ort San Juan del Norte, zum Unterschiede von San Juan del Sur *), einem im letzten Jahre entstandenen Hafenplatze am Stillen Ocean, an der kleinen Bai, die auch unter dem Namen La Concordia bekannt ist. Beide San Juan bilden die entgegengesetzten Endpunkte der Kommunikationslinie, welche kürzlich von der American Atlantic and Pacific Ship-Canal-Company zwischen beiden Oceanen durch Nicaragua eröffnet wurde und sich durch die Dampfschiffe nach New-York und San Francisco fortsetzt. Die Engländer, welche sich, die zukünftige Wichtigkeit dieses Landes erkennend, im Januar 1848 durch einen Handstreich in Besitz des östlichen Endpunktes setzten, haben den alten Namen San Juan de Nicaragua oder del Norte zu beseitigen und an seine Stelle Greytown in Gebrauch zu bringen gesucht, an welchen sie den Begriff und die Rechte „einer englischen Ansiedelung“ geknüpft ha-

*) Mar del Norte — Nordmeer — ist eine spanische Bezeichnung des Atlantischen, wie Mar del Sur — Südmeer — eine Bezeichnung des Stillen Oceans ist. San Juan del Norte und San Juan del Sur ist also so viel als San Juan am Atlantischen und San Juan am Stillen Ocean.

ben wollen. Aber obschon dieser Name der im englischen Kolonial-Amte allein gebräuchliche ist, so hat es doch nicht gelingen wollen, ihm im Lande selbst Anerkennung zu verschaffen, und er hat so wenig Aussicht auf Bestand, als die englische Okkupation selber, die ohne Zweifel bald genug vor dem gewaltigern nordamerikanischen Einflusse wird weichen müssen.

So sehr die Natur das Innere von Nicaragua begünstigt hat, so würden doch diese Vorzüge allein dem Küstenpunkte San Juan nicht die Bedeutung geben können, die er seit Kurzem gewonnen hat und die mit jedem Jahre schwerer in die Wagschale der Verhältnisse fällt, welche dem Verkehr der Welt und ihrer Völker neue Bahnen bereiten. Mit der Entdeckung der Schätze Kaliforniens und der Aufnahme dieses Landes in die Union der Vereinigten Staaten ist der Strom der Kultur und Ansiedelung in andere Richtungen getreten, und durch das nicht minder wichtige und folgereiche Auffinden der Goldfelder Australiens ist für den Verkehr der Atlantis mit den Ländern des Großen Ozeans das Bedürfnis neuer Straßen entstanden. Diese Alles dominirenden neuen Verhältnisse geben Mittelamerika eine Bedeutung, welche von weiterblickenden Geographen und Politikern schon seit Jahrhunderten voraus erkannt worden ist, aber erst jetzt in die Wirklichkeit tritt, und die das höchste Interesse Aller in Anspruch nimmt, welche nicht mit indolenter Gleichgültigkeit auf das Ringen, Zerstören und Neugestalten einer Zeit schauen, die ohne Vergleich größer, gewaltiger und folgenreicher in ihrem Schaffen ist, als alle Vergangenheit. Schon ehe in den letzten Jahren die Zauberer Gold und Dankeethum das elende merikanische Dorf San Francisco in eine prächtige Großstadt und einen Handelsplatz vom ersten Range umgewandelt hatten, waren Schifffahrt und Geschäfte der Europäer und Nordamerikaner im Stillen Meere in raschem Wachsen. Noch in den zwanziger Jahren tauchte der alte verschollene Plan der ersten Eroberer, den schmalen Landstreifen, welcher, einer Brücke gleich, die weiten Kontinente von Nord- und Südamerika verbindet, zu durchgraben und der Schifffahrt eine Straße aus einem Weltmeere in das andere zu eröffnen, aus der Vergessenheit auf. Er wurde eifrig besprochen und geprüft. Ein sehr warmes Interesse dafür zeigten die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit gutem Grunde. Die Vortheile der Ausführung des großen Gedankens mußten vorzugsweise der Union zufallen. Sie mußte weit mehr als alle andern seefahrenden Völker zusammengekommen dabei gewinnen; eine Kanalisierung des Isthmus mußte ihr Uebergewicht in der Schifffahrt und im Welthandel entscheiden. So wäre es selbst ohne die Einverleibung Kaliforniens gewesen. Aber mit diesem, in seiner Tragweite gar nicht zu ermessenden Ereignisse hat jede wesentliche Abkürzung des Wegs zwischen der Ost- und Westseite der Union einen unberechenbaren Einfluß auf die Entwicklung der großen, schon zur Weltmacht von erstem Range emporgestiegenen Republik und ihres diktatorischen Einflusses auf die Gesamtheit der Welt-

verhältnisse. Die Frage der Verbindung beider Océane ist aus einer Frage des Welthandels zugleich eine unmittelbare Frage der Weltpolitik geworden, — eine Frage nicht der Rivalität zwischen Europa und Amerika, denn diese ist schon keine Frage mehr — sondern des Uebergewichts des einen oder des andern, und zwischen ihren beiderseitigen politischen Systemen. Um die Veränderung, welche die Eröffnung eines Schiffkanals durch den Isthmus, über den Nicaragua- und Managua-See in den Verhältnissen des Welthandels hervorbringen würde, zu würdigen, darf man nur allbekannte Thatfachen ins Auge fassen. England hat für seine Schiffe um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Kanton 15,600, nach Kalcutta 13,500, nach Singapore 14,300 englische Meilen; New-York, auf demselben Wege 17,100, 15,000 und 15,800 Meilen. Durch den projectirten Kanal dagegen würde England für dieselben Punkte 15,800, 17,400 und 16,600, New-York 12,600, 14,000 und 13,200 Meilen haben. Ist bisher England im Vortheil, so würde durch den Kanal New-York in weit größeren Vortheil kommen. England würde mit Benutzung des Kanals gegen den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach den drei genannten Punkten 200, 3900 und 2300 Meilen mehr haben, New-York aber 4500, 1000 und 2600 Meilen weniger. Auf gleiche Weise fällt die Rechnung für den Verkehr mit Valparaiso, Callao, den jetzt so wichtigen Sandwich-Inseln und Australien gänzlich zum Vortheil der Vereinigten Staaten aus. Aber noch viel auffallender muß er uns erscheinen, wenn wir erwägen, daß der einstige Schwerpunkt für die schon fast allmächtig gewordene Republik nicht in den Großstädten der atlantischen Küste, nicht in New-York, und würde es größer und reicher als London, sondern in San Francisco zu suchen sein wird, dem jungen Riesen, an dessen Wiege schon jetzt alle Völker der Erde friedlich und brüderlich sich die Hände reichen, und wo man zu Gott betet in allen Sprachen und allen Kulturen. Doch ganz abgesehen von diesen künftigen Dingen, in deren Gefolge die Umwandlung aller jetzt bestehenden Verhältnisse geht, ist schon die Eröffnung eines bequemern und wohlfeilern Transports nach Kalifornien, dem Eldorado, durch Mittelamerika eine gar folgenreiche Angelegenheit. Es ist diese Eröffnung bereits auf zwei Linien, der Linie von Panama und der Linie Nicaragua, in's Werk gesetzt, und die letztere, nämlich von San Juan del Norte nach San Juan del Sur, bietet so viele natürliche Vortheile dar, daß schon dadurch dem Lande seine Bedeutung gesichert wäre, selbst wenn man die Ausführung des Schiffkanals in dieser Richtung, oder überhaupt, nicht für wahrscheinlich hielte. Sogar jetzt, nach Vollendung der Panama-Eisenbahn, und selbst wenn später auch der Isthmus von Tehuantepec von einer zweiten Eisenbahn durchschnitten und ein dritter, 1500 Meilen langer Schienenweg in der Richtung des großen Salzsees durch die ganze Breite von Nordamerika geführt sein wird, könnte die Nicaragua-Wasserstraße sicher sein, ihre welthistorische Wichtigkeit unangefochten zu behaupten.

— Ein der großen Schifffahrt dienender Kanal, der beide Oceane verbindet, hat niemals einen Rivalen durch Eisenbahnen zu fürchten, und an einen zweiten Kanal in anderer Richtung ist gar nicht zu denken. Die Vorzüge der Bai von Fonseca sind unbestritten. Sie ist von der Natur selbst dazu bestimmt, der Ausgangspunkt für den Kanal zu werden, und in der Schifffahrt des Stillen Meeres wird sie einst eine Hauptrolle spielen.

In diese Bai wird denn auch, dem Bauplane nach, der Nicaragua-Kanal geführt werden. In keiner andern Richtung würde er den großen Anforderungen genügen können, die an ein so außerordentliches Werk gestellt werden müssen. San Juan de Nicaragua ist sein natürlicher Ausgang auf der atlantischen Seite, in's caraische Meer. Diese Feststellung des Kanaltrakts erforderte eine mehrjährige und schwierige Prüfung. Nicht weniger als fünf Punkte waren, seit die Spanier sich von dem Zusammenhange von Nord- und Südamerika überzeugt haben, für die Verbindung beider Weltmeere vorgeschlagen worden; nämlich — der Isthmus von Tehuantepec im südlichen Mexiko, der Isthmus von Nicaragua, der Isthmus von Panama, der Isthmus von Darien oder Cupica, und der Isthmus des Rio Atrato. Diese letzte Linie liegt schon in Südamerika. Sie kann, obschon in neuester Zeit sehr warm empfohlen, mit der von Nicaragua niemals rivalisiren. Noch weniger ist dies bei dem Isthmus von Darien der Fall. Den Isthmus von Panama zu durchbrechen, fällt jetzt keinem mit der topographischen Natur dieses Punktes bekannten Menschen mehr ein, und der Unternehmungsgeist wird schon hinlänglich versucht durch die Schwierigkeiten, welche der Bau der Eisenbahn bei der Uebersteigung der Wasserscheide auf der Strecke von Gorgona nach Panama gefunden hat. Eben so wenig kann von einem Schiffskanal über den Isthmus von Tehuantepec die Rede sein, seitdem dessen Terrain genauer bekannt ist. So bleibt der Isthmus von Nicaragua der einzige Punkt, wo die Ausführbarkeit eines solchen Werkes außer Zweifel steht.

Von der Ostseite kann man zu diesem Isthmus auf keinem andern Weg als auf dem Rio de San Juan, dem Abflusse des Sees von Nicaragua, gelangen, an dessen Mündung das auf unserem Bilde dargestellte Städtchen liegt. Der Fluß selbst, obschon jetzt mit Dampfschiffen befahren, wird für große Seeschiffe niemals fahrbar werden. Darum soll der Kanal dem Flusse entlang geführt werden, ein Unternehmen von großen Schwierigkeiten, aber doch ausführbar. Der Nicaraguasee selbst ist hinlänglich tief für die größten Seeschiffe. Ihn mit dem Stillen Meer zu verbinden, ist sodann ein zweiter Kanal erforderlich, und dieser ist die Hauptarbeit bei dem großen Werke.

Man hat für die Verbindung des Nicaraguasees mit dem Ocean sechs verschiedene Linien nivelirt. Die südlichste sollte aus dem Rio Sapoa, der in den See fließt, nach dem Golf von Volanos oder Salines hinüberführen. Weiter nördlich ist die Linie von der Mündung des Rio de las Pajas, der

ebenfalls dem Gebiete des Sees angehört, hinüber nach San Juan del Sur, oder nach einem Küstenpunkte, Namens Brito, vorgeschlagen worden. In diesen Richtungen hat das Nivellement die Ausführbarkeit widerlegt. Nun kann aber der Nicaraguasee ohne große Schwierigkeit durch einen Kanal mit dem Managuasee verbunden und aus letzterem ein kurzer Kanal nach dem Stillen Meere geleitet werden. Drei Linien sind dafür geprüft worden, von denen die erste aus dem westlichsten Theile des Sees, der die Bai von Moabita genannt wird, südwestlich hinüber nach dem Golf von Tamarinda, die zweite aus derselben Gegend des Sees westlich nach dem Hafen von Realejo, die dritte endlich aus der nordwestlichsten Spitze des Sees in nordwestlicher Richtung nach der schon erwähnten geräumigen Bai von Fonseca oder Ronchagua führen soll. Diese letzte Linie ist die, welche sich als die beste auswies, obschon sie, von San Juan del Norte bis in die Fonsecabai gerechnet, die längste von allen ist. Es ist aber in dieser Richtung nicht der kleinste Hügel zu durchstechen, und auch die allgemeine Erhebung des Bodens auf der Wasserscheide zwischen dem See und der Bai ist mit Schleußen bequem zu übersteigen. Ein schiffbarer Arm der Bai, unter dem Namen Estero Real bekannt, schneidet tief in das Land und kommt dem Managuasee halben Weges entgegen. Das Plateau, welches in dieser Richtung durchschnitten werden muß, liegt hinter der majestätischen Reihe der Vulkane von Leon, rings von ebenem Lande umgeben.

Der Kanal selbst zerfällt in folgende natürliche Sektionen. Die Strecke am Rio de San Juan 70 engl. Meilen; See von Nicaragua 110 Meilen; Verbindungskanal zwischen beiden Seen 4 Meilen; See von Managua 50 Meilen; von da zum Meerarm des Estero Real 20 Meilen; zusammen 254 engl. Meilen, wovon jedoch nur 94 wirklich zu kanalisieren sind. Der Spiegel des Nicaragua liegt 128 engl. Fuß über dem des Stillen Meeres, der Spiegel des Managuasees aber noch 28 Fuß höher. Die Wasserscheide zwischen dem Managua und Estero Real ist kaum 10 Fuß. 166 Fuß ist also die Gesamthöhe, welche, vom Stillen Meere herauf, auf ungefähr 20 engl. Meilen Länge zu überwinden wäre. Ein Riesenwerk freilich, da es sich hier nicht um einen Donau=Main-Kanal für kleine flache Boote, sondern um einen Wasserweg für Seeschiffe von 50 — 60,000 Centnern Trächtigkeit handelt. Doch der amerikanische Unternehmungsgeist hat schon Größeres gewagt und er wird auch dieses ausführen.

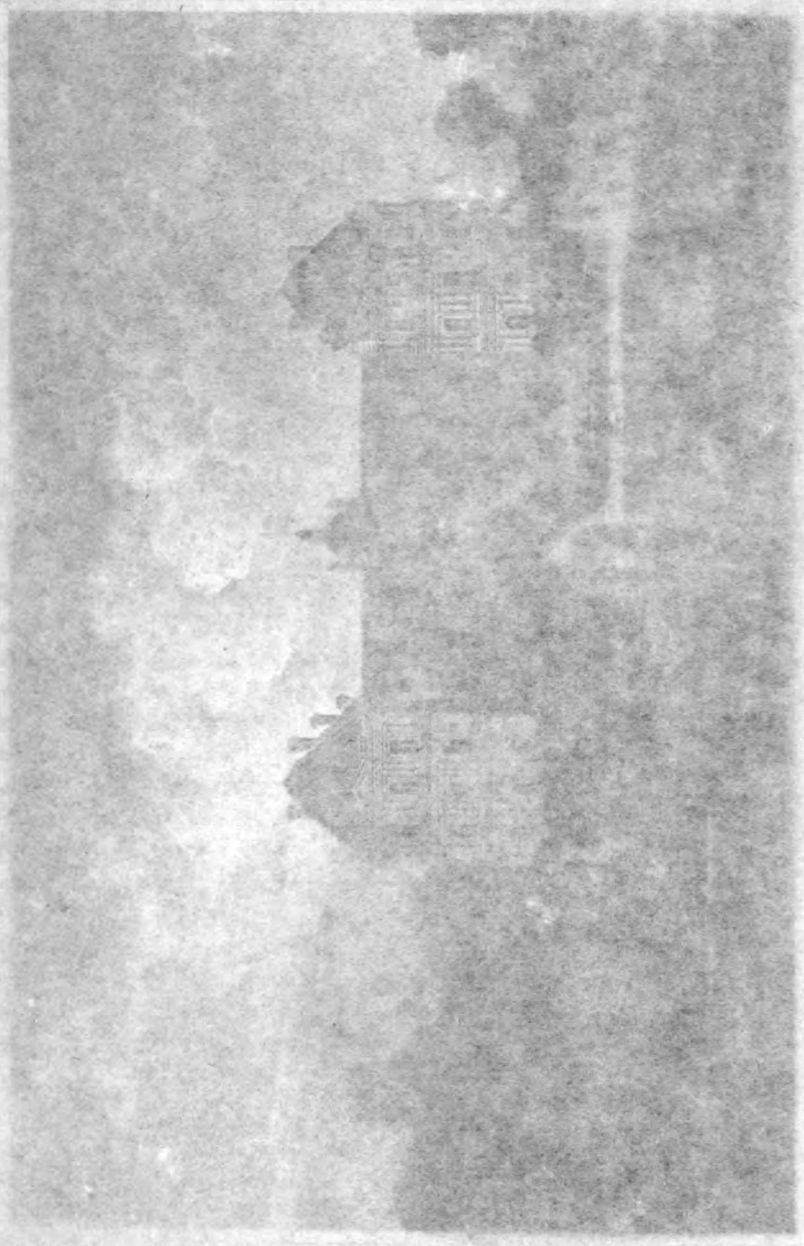
Wir kehren nach dieser langen Abschweifung zu unserem Ausgangspunkte, San Juan de Nicaragua zurück.

Zur Zeit als Julius Fröbel unsere Ansicht aufnahm (1849), bestand der Ort aus etwa 50 Häusern, oder vielmehr Hütten. So ärmlich diese Gebäude auch waren, entsprachen sie doch den damaligen Bedürfnissen ihrer Bewohner zur Genüge. Die mit Palmenblättern oder Schilf gedeckten Dächer, welche mit den über sie emporragenden Kokospalmen so malerisch harmoniren, gaben wirksamen Schutz gegen den Regen und zugleich gegen die

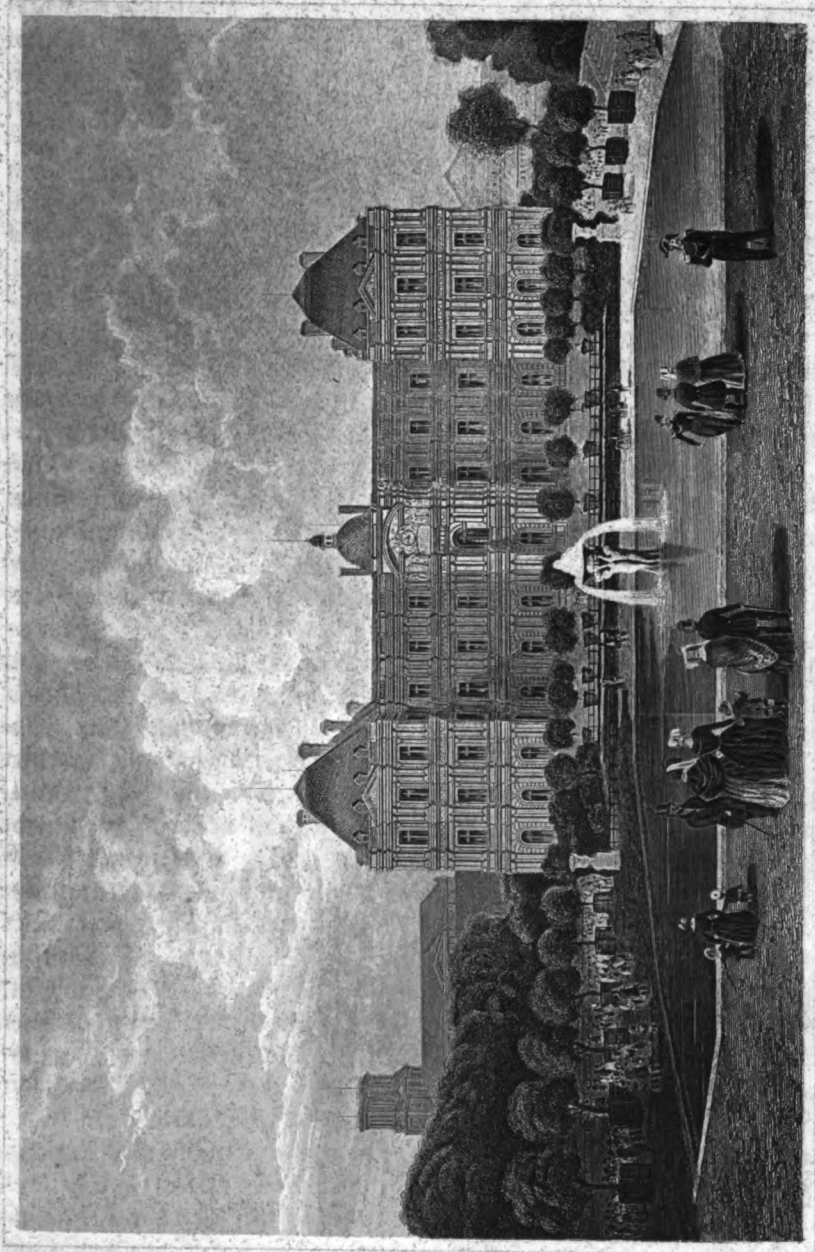
Sonnenhitze. Als Fröbel auf seiner Rückreise, ein Jahr später, San Juan wieder besuchte, hatte sich die Zahl der Häuser schon über das Doppelte vermehrt und die Amerikaner und Engländer hatten einige größere Gebäude in europäischem Styl aufgeführt. Darüber war jedoch das Romantische der Scenerie zu Grunde gegangen, ein Theil der prachtvollen Bäume war niedergehauen, und die Menge um den Ort zerstreut liegender Breterhäuser drückte das auf den nächsten Augenblick berechnete Obdachbedürfniß ansiedelnder Yankee's aus. Im Jahre 1851 zerstörte ein Brand den größern Theil der Stadt; sie ist seitdem viel schöner und größer wieder aufgebaut worden. In wenigen Jahren wird von unserer Abbildung an Ort und Stelle nichts mehr wieder zu erkennen sein, als die Bai und ihr waldiger Küstensaum.

Nichts desto weniger darf der Freund tropischen Naturcharakters nicht fürchten, sein Interesse hier nicht mehr befriedigen zu können. San Juan liegt auf einem schmalen Landstreifen, hinter welchem sich eine Bai, oder vielmehr eine Lagune in die Schatten des Urwaldes verzweigt. Aus dem Hotel, wo der Reisende gegenwärtig allen Comfort genießen kann, den er in der jungen Stadt jenes heißen Tropenlandes irgend erwarten darf, führt ein Spaziergang von wenigen hundert Schritten an den Rand dieses stillen Gewässers, über dessen Bogen hungrige Fischadler kreisen und aus dessen glatter, dunkel gefärbten Fläche hier und da der Kopf und Rücken eines Alligators hervorragt. Jenseits des Wassers fällt der Blick auf eine Waldvegetation von unbeschreiblicher, massenhafter Ueppigkeit. Die schweren, mit saftreichem Laub belasteten Aeste neigen sich auf die Wasserfläche und bilden dunkle Wölbungen, in deren Nacht sich der Blick verliert. Boote, jedes mit zwei fast nackten Ruderern bemannt, liegen immer bereit, das Gelüste des Reisenden nach einer Wasserpartie zu befriedigen, und für einen halben Piafter kannst Du im Kanot auf der schmalen Lagune in das Innere des Urwaldes dringen, in welches sich kein Sonnenstrahl verliert. Hier und da erweitern sich die Gewässer seenartig, und die Scenerie des Waldes entfaltet sich. Ueber dem dichten Dom der Laubhölzer erheben sich die Kronen majestätischer Palmen, um das Boot spielen glänzende Fische und segeln Schaaren von schillernden Kammermuscheln friedlich über die stille Fläche. An dem grünen Saume der Ufer aber sprossen die saftigen, hochstämmigen, mit Blumen beladenen Kräuter der tropischen Flora und blühende Schlingpflanzen klettern an jedem Zweig heran, ranken um jeden Blattstengel, und sogar der abgestorbene Baumstamm frohnt noch vom parasitischen Leben der Orchideen und Bromeliaceen, die ihn schmücken, wie die Liebe ihre Todten.

San Juan ist leider als ein ungesunder, dem europäischen Ansiedler oft verderblicher Ort sehr verrufen, und gewiß wird sein Klima der Sümpfe wegen immer zu fürchten sein. Trotz diesem wird es aber rasch genug zur Großstadt aufblühen; denn die menschliche Habsucht scheut den Tod nicht, welcher die Schätze hütet, die Fleiß und Spekulation hier schnell und leicht erwerben.



[illegible]



PALAIS du LUXEMBOURG
(Paris)

Des. J. B. B. 1840. J. B. B. 1840. J. B. B. 1840.

Édition de l'Éclair.

Die Bevölkerung
sann, eine sehr gemischte
früher ausschließlich b
nische durch die ein
zurück, und in Folge
des hiesigen Lebens in

Der V

Für die neue
sal als Souffleur f
die Pariser dazu.

jeder Laternensfah
jedem Plasterstein

Dieß gilt bes
schen Quartier ist
hängt, oder verbr
Forschung in Ne
Schreierhaufen ge
am befristeten; d
Opfer; dort bilde
Staatsmänner a
ihre Saaten unt
Chateaubriand u

Der Palast
bis zur Revolu
laß Pitti in Fl
theils verwüsten
gemacht, und d
Die Restaurati
ein. In der
für die Arbeit
In einen
der Tapferkeit
derselben Krie
hätte. Die
in's Buch der

Die Bevölkerung von St. Juan de Nicaragua ist, wie man sich denken kann, eine sehr gemischte. Das romanische (spanische) Volkselement, das früher ausschließlich dort zu finden war, tritt allmählig gegen das germanische durch die einwandernden Nordamerikaner, Engländer und Deutsche zurück, und in Folge dessen sind die äußern und gesellschaftlichen Formen des hiesigen Lebens in rascher Umwandlung begriffen.

Der Luxemburg-Palast in Paris.

Für die neuere Geschichte ist Paris die Bühne, auf der das Schicksal als Souffleur fungirt. Es ließt das Stück ruhig ab; das Uebrige thun die Pariser dazu. Jede Gasse, jeder Markt, jeder Graben, jede Mauer, jeder Laternenpfahl hat einen gewissen Antheil an dem großen Drama, und jedem Pflastersteine ist etwas begegnet, das des Aufzeichnens werth ist.

Dies gilt besonders von den älteren Stadttheilen. Im lateinischen Quartier ist fast keine Straße, wo nicht einst Menschen geköpft, -gehängt, oder verbrannt wurden; dort wurden die ersten Früchte der freien Forschung in Religion, Staat und Wissenschaft von Henkershand auf die Scheiterhaufen geworfen; dort wogten die bürgerlichen Kriege und Aufstände am heftigsten; dort schlachtete der Fanatismus des Glaubens die meisten Opfer; dort bildeten sich die großen Geister, die Dichter, Forscher und Staatsmänner aus, die Frankreichs Ruhm sind; dort warfen die Gelehrten ihre Saaten unter die Jugend; — und noch in unsern Tagen waren dort Chateaubriand und Chenier, Beranger und Lamartine zu Hause.

Der Palast Luxemburg ist die architektonische Perle des Quartiers. Bis zur Revolution war er ein Tempel der Kunst, wie sein Urbild, der Palast Pitti in Florenz; aber in jener Zeit wurden die Bilder theils zerstreut, theils verwüthet, — der Palast selbst bald zur Kaserne, bald zum Gefängniß gemacht, und der herrliche Garten dem Volke zum Vergnügen überlassen. Die Restauration räumte den Palast der Pairskammer zum Sitzungslokal ein. In der Revolution von 1848 ward er einer Regierungskommission für die Arbeiter unter Louis Blanc's Vorsitz eingeräumt.

In einem Winkel des Gartens ist die Stelle, wo der Marschall Ney, „der Tapferste der Tapfern“, den Tod als Hochverräther durch die Kugeln desselben Krieger starb, die er in so vielen Schlachten zum Siege geführt hatte. Die Pairskammer hatte ihn verurtheilt. War ihr darum zu thun, in's Buch der Geschichte ihre Schande mit Blut zu schreiben, so hat sie ihren

Zweck erreicht. Ludwig XVIII. hatte Ney's Tod verlangt und der Pariser Gerichtshof gehorchte slavisch dem prinzlichen Winke.

„Was ist das für ein Thurm, der nahe am Gartenthor emporragt?“ Das ist die Sternwarte, dort wohnte Arago; der große Arago, der nächtlich forschte im Sternenreich und am Tage in der Loge des Volkstribuns sprach, oder als Minister das Steuer Frankreichs führte. Arago war der größte Gelehrte, der schärfste Forscher, der weiseste Bürger Frankreichs; er hatte das beste Herz, er war der ehrlichste Mann. In ihm — der sich nach der Erhebung Ludwig Napoleons auf den Stuhl des Präsidenten, bald auf den Thron des Kaisers, in's Asyl der Wissenschaft zurückzog und nur noch einmal hervortrat, um dem Tyrannen gegenüber seine Stimme für die unglücklichen Deportirten zu erheben — lebte das Idol des Volkes und des Volkes Hoffnung auf bessere Tage. Aber schauen sollte er sie nicht. Arago starb (1853), und noch immer schmachtet Frankreich unter dem eisernen Druck des Despoten.

Der Eßlinger Dom.

Die ersten Versuche der Kunst sind so alt wie das Menschengeschlecht selber. Es sind entweder Bildwerke zur Erinnerung an geliebte oder verehrte Töbte, oder sie emaniren aus dem religiösen Gefühl und der Gottidee. Bauen ist schon der äußeren Noth des Lebens halber eine der frühesten Thätigkeiten des Menschen, die Architektur ist daher auch unter den bildenden Künsten die älteste Kunstart. Und in diesem Sinne hat Hegel treffend gesagt, daß ganze Nationen ihre Religion und ihre tiefsten geistigen Bedürfnisse gar nicht anders als bauend oder doch vornehmlich architektonisch auszusprechen gewußt haben. Am wunderbarsten aber ist, daß diese unzweifelhaft ursprüngliche Kunstthätigkeit nicht bloß überall aus gleicher Zweckbestimmung hervorgegangen ist, sondern daß sich in ihr auch durchweg ein und derselbe, allen ursprünglichen Völkern gemeinsame Formensinn kund thut. Am deutlichsten zeigt dieß das Grabmal. Die ältesten Gräber sind entweder Felsengräber, oder, was noch häufiger der Fall ist, künstlich aufgeworfene Erdhügel (Tumuli). In der Bibel und in der Ilias werden diese Grabhügel in gleicher Weise erwähnt. Sie sind in der troischen Ebene wie in allen Gauen Griechenlands, in Theßalien wie in Thracien zu finden, sie waren auch bei den Scythen in Gebrauch, fehren im innern Rußland wieder, wandern mit den Slaven bis nach Böhmen, stoßen uns bei den alt-italischen Völkern, besonders häufig aber und auch durch





JEŠULOVSKÝ KOSTEL V KOLÁROVĚ

Architektura a výhledy Kolárova

Eigentum a Verleger.

Größe und Ausdehnung ausgezeichnet bei den Celten in Gallien und Britannien, seltener bei den Cimbern und Teutonen in Germanien auf und begleiten uns über den atlantischen Ocean bis in das Mississippigebiet, wo sie zu Tausenden vorkommen und den Urbewohnern, einem sonst spurlos aus der Geschichte verschwundenen Stamme, den Namen „Mountbuilder“ — Hügelbauer — gegeben haben. Man kann sicher sagen, je älter diese Grabhügel, desto kolossaler sind sie. Dabei hat man, namentlich an celtischen Grabmalen, die Bemerkung gemacht, daß die größten Gräber immer die ärmsten an Geräth sind. Ausgrabungen auf griechischem Boden geben dieselbe Erscheinung.

Eine ähnliche und in vieler Hinsicht noch überraschendere Uebereinstimmung zeigen die ältesten Formen der Heilighümer. Der Altar, die platte Tischform mit Oeffnungen und Vertiefungen, um das Opferblut abfließen zu machen, ist die ursprünglichste Grundform. Sie ist allen Völkern gemeinsam. Man legte einen natürlichen Felsblock quer über andere aufgerichtete Felsblöcke, wie wir z. B. an einer Anzahl celtischer Altäre in der Bretagne noch gut erhaltene Beispiele haben. Oft bearbeitete man auch die Bergkuppen selbst zu Altären. Die abgeplattete Tischform sehr vieler Berge, namentlich in Griechenland, zeigt dieß unzweideutig; von der berühmten Altarform des Apesas sagt Pausanias ausdrücklich, daß schon Perseus dem Zeus dort geopfert habe. Auf den Bergen glaubte man den hochthronenden Göttern näher zu sein. Es ist dieß dasselbe Gefühl, das die alten Mexikaner antrieb, ihre Opferaltäre auf thurm hohen Plattformen zu errichten.

An die Stelle des einfachen Altars tritt später der Tempel. Man baute entweder geräumige Höhlen zu Tempeln aus, oder freischaffend, freistehende Tempel. Höhlen- und Grottentempel finden sich überall. Düstere Ernst ist ihr Charakter. Sie reichen bis in die ältesten Zeiten. Aber auch die Grundformen der freistehenden ältesten Tempel sind überall dieselben. Der unreife Anfang dieser Tempelbauten ist durchaus naturwüchsig. Rohe Felsblöcke werden einfach über- und aneinander geschichtet; aber der Gegensatz von tragenden und lastenden Baustücken offenbart sich bereits und bildet als Gegensatz von Decke und Wand geschlossene Räume, die sich hie und da sogar in besondere Abtheilungen gliedern und in innere Gänge fortsetzen. Hauptsächlich hat sich uns diese Bauweise in celtischen Bauwerken erhalten, die in Britannien Rist-ven, in Deutschland Steinkisten und in Frankreich Feenhöhlen genannt werden. Ebenso finden sich Spuren derselben in Ländern, die, so viel bekannt ist, niemals von Celten bewohnt waren: am Kaukasus, in der Krimm und in Persien. — Die nächste höhere Stufe in der Form ist der Pyramidalbau. Auch dieser ist überall. Er reicht aus dem Alterthum bis heran an die Gegenwart und hat sich an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten mannichfach ausgebildet. Aber die Grundform blieb und diese durchgängige Uebereinstimmung wird durch die Technik erklärt. Die schrägen, nach oben spitz zulaufenden Seiten-

ichen des Pyramidalbaues werden sich gegenseitig zur Stütze; freistehende und freischwebende Flächen liegen außer dem Bereich seiner Natur. Pyramidal war der sagenhafte Thurm zu Babel, pyramidal waren die hängenden Gärten der Semiramis; pyramidal sind die großen Begräbnißmale des Aegyptens, auf den Inseln des großen Oceans, pyramidal sind die hochaufgethürmten Opferstätten der altmerikanischen Völkerschaften, die Torcalli. In der altmerikanischen Baukunst ist sogar der Privatbau pyramidalisch, die einzelnen Stockwerke treten nach Innen zurück und verzüngen sich. Und ebenso sind auch die Pagoden, die freistehenden Tempel der Indier, wesentlich von dieser pyramidalen Grundform, wenn auch indisch verziert und vielfach verschönert. Die ägyptischen Pyramiden sind also keineswegs die einzigen Denkmale dieses Baustyls; doch sind sie die geistigsten, die massenhaftesten, und in dieser Massenhaftigkeit zugleich die reichgebildetsten. Der mexikanische Pyramidalbau stimmt zwar mit dem ägyptischen darin überein, daß die quadratische Grundfläche genau nach den vier Weltgegenden sich wendet; jedoch nur der ägyptische Bau gliedert und belebt die todte Masse und bringt, die Mauerflächen mit Rundstäben und den Kranzgesims mit Hohlkehlen einfassend, in die äußere Kernform eine oratorische Charakteristik. Auch das ist als eine allen Völkern gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit dieses Pyramidalbaues zu betrachten, daß überall die inneren und äußeren Wände geschmückt sind, bald mit hieroglyphischem Bildwerk, bald mit gemalten oder skulpirten Ornamenten. Und zwar sind diese Ornamente in ihren Grundzügen ebenfalls überall gleich, immer freie Schwingungen der Linie in sich, verschiedenartiges Facettenwerk, Zickzackzüge, Mäanderwindungen, selten mechanische Nachahmungen tierischer Thier- und Pflanzenformen.

Mit diesen architektonischen Anfängen gehen die Anfänge der Plastik Hand in Hand. Oder vielmehr: Architektur und Plastik sind ursprünglich durchaus eins. Wenn die Bibel erzählt, daß Jakob an dem Orte, wo er seinen Traum die Himmelsleiter gesehen, einen Stein errichtet habe, oder wenn die Völker eine Schicht Steine zusammenhäufen, um damit die Stätte zu markieren, auf der sie eine blutige Schlacht schlugen, so weiß man in der That nicht, soll man in diesen kindlichen Erinnerungsmalen einen architektonischen oder einen plastischen Trieb erkennen. Dieses Ringen zwischen plastischer Idee und der architektonischen Durchführung dauert lange Zeit und findet sich bei allen Völkern; es hat zum Theil Werke von wahrhaft künstlerischer Schönheit hervorgebracht. Der einfache Denkstein ist Ausgangspunkt gewesen; der Denkstein hat sich dann durch mannichfache Stufen hindurch zur Denksäule entwickelt; die Sprache ist sinnig und drückt auch im Worte die Doppelseitigkeit aus, die diesen Begriffen inneohnt. Auch hier ist wieder überall dieselbe Grundform. Bei allen Völkern findet sich die Form des Obelisks. Obelisk, theils einzeln, theils in Gruppen, sind die sogenannten Baudasteine des skandinavischen Nordens;

Obeliskten, die Men=hir oder Paul=ven, in der Bretagne; ja, der Obelisk zu Lokmariakar, 61 Fuß hoch, erhebt sich zur Höhe der ägyptischen Obeliskten. Auch der Obelisk ist eine statische Nothwendigkeit; er ist die Pyramide der Plastik. Und auch hier ist es wieder die ägyptische Kunst, die dieß Kunstprincip, das die anderen Völker mehr nur ahnten als wirklich begriffen, zu seiner vollen künstlerischen Schönheit und Bedeutung brachte.

Nicht aber hatte der Mensch an diesen Denksteinen und Steinpfeilern ein Genüge. Sie sind zwar mächtig durch ihre Massenhaftigkeit, aber sie sind inhaltsarm; sie bedeuten nichts an und für sich, der Mensch muß erst von Außen die Bedeutung in sie hineintragen. Wie daher der Tempelbau bald nach reicheren Bauformen sucht, die fähig sind, den Zweck und die Stimmung, aus der das Heiligthum entsprungen ist, an sich selbst zur Anschauung zu bringen, so ist auch die Plastik zu einer nicht erst auszudeutenden, sondern in sich selbst bedeutungsvollen Gestalt allmählig fortgeschritten, und wie sie als Hieroglyphe der pyramidalen Architektur früher Zier und Bedeutung gegeben, so gibt sie den Baumonumenten späterer Zeiten durch die Werke und Ornamente voll tiefsinniger Symbolik Auslegung und Verstandniß.

Am reichsten und glänzendsten hat sich die Verbindung des Monumentalen mit dem Plastischen in der germanischen Baukunst entfaltet und hier die reinste Harmonie und die Spitze ihrer denkbaren Vollendung erreicht, so weit nur der Gedanke des Menschen in der Architektur ausprechbar ist. Das starre Denkmal, welches bei den Asiaten, Aegyptern und selbst noch bei den Griechen eine gewaltige isolirte Idee versinnlicht, eine imposante herrschende Wahrheit bekundet und nur durch die Massenhaftigkeit seiner äußeren Erscheinung auf den Beschauer wirkt, ist im gothischen Bauwerk zum Wohnsiß der Idee selbst geworden. Glaubensschwärmerei, religiöse Poesie und Mystik namentlich bekleiden unsere Dome in tausenderlei Gestaltung und buntem Spiel, ranken sich in endloser Bewegung durch alle Räume der todten Mauermaße, füllen jede Wandfläche, jede Bogenöffnung, jede Nische und jeden Winkel mit ihren Symbolen, an allen Spigen und Kanten klettern sie empor, wachsen aus allen Fugen und Rippen, blühen in den wundersamsten Formen aus allem Steinwerk, ja selbst die offenen Fensterräume weben sie zu mit ihren farbigen Gebilden, wie aus Luft und Licht geschaffen. Der Mauerkörper ist bloß der Stamm, in dem die lebende Plastik emporsteigt, um sich in Blättern und Blüthen fesselfrei zu entfalten, und ihn mit ihren Gliederungen zu umschlingen und zu formen, und so ist das gothische Bauwerk nicht mehr ein bloßes Denkmal, nicht mehr die nackte Hieroglyphe einer Idee, sondern das Haus, welches die in der Plastik ausgeprägte Idee selbst bewohnt und belebt und dessen Aeußeres nur als unmittelbarer Ausdruck seines Inneren erscheint.

Diesen Bund der Plastik mit der Architektur, der so Herrliches geschaffen, hat die neue Zeit wieder geschieden. Seitdem ein tödtlicher Streit zwischen weltlicher und geistlicher Macht die Kraft des Mittelalters gebro-

chen, seine Ideen und Vorstellungen zerstört hat, seitdem vor der Sonne des Wissens das mystische Licht des Glaubens erbleicht und an die Stelle einer schwärmerischen Sehnsucht, welche die körperlichen Formen so weit als möglich zu vergeistigen strebte, der mächterne Realismus getreten ist, der das körperliche Leben in seiner Selbstständigkeit durchzubilden sich bemüht, ist auch das gemeinsame Band gelöst, welches die Architektur mit der Plastik zu einem so vollendeten Kunstwerke vermählt hatte. Die Wechselwirkung der beiden mächtigsten Kunstelemente ist zerrissen worden, die Idee der Kunst ist in künstlerische Interessen zerfallen und von Rechtswegen darf nicht mehr von der Kunst unserer Zeit, sondern nur noch von Künsten gesprochen werden, in die sie sich aufgelöst. Die Idee ist herausgestorben und die lose Hülle fällt in Fetzen vom todtten Körper.

Das westliche Deutschland, die Gauen des Rheins und seiner Zuflüsse, waren vorzugsweise der Boden, auf dem die Kreuzesblume der Gothik zu ihrer vollkommensten Blüthe und Pracht gedieh, da, wo der germanische Geist am frühesten und mächtigsten sich entwickelt hatte. In Köln, Trier, Speier, Freiburg, Straßburg predigen noch alle Tage die großen Werke der christlichen Kunst, in unverfälschter Pracht, von der großen Zeit des Glaubens — während drinnen kleine Menschen im Priestergewand unchristlich eifern, daß es klingt wie Lasterwort zum Gebet der Steine. Taub ist die Menge drinnen wie draußen, und unglaublich und hohnlachend gehen die Meisten vorbei. —

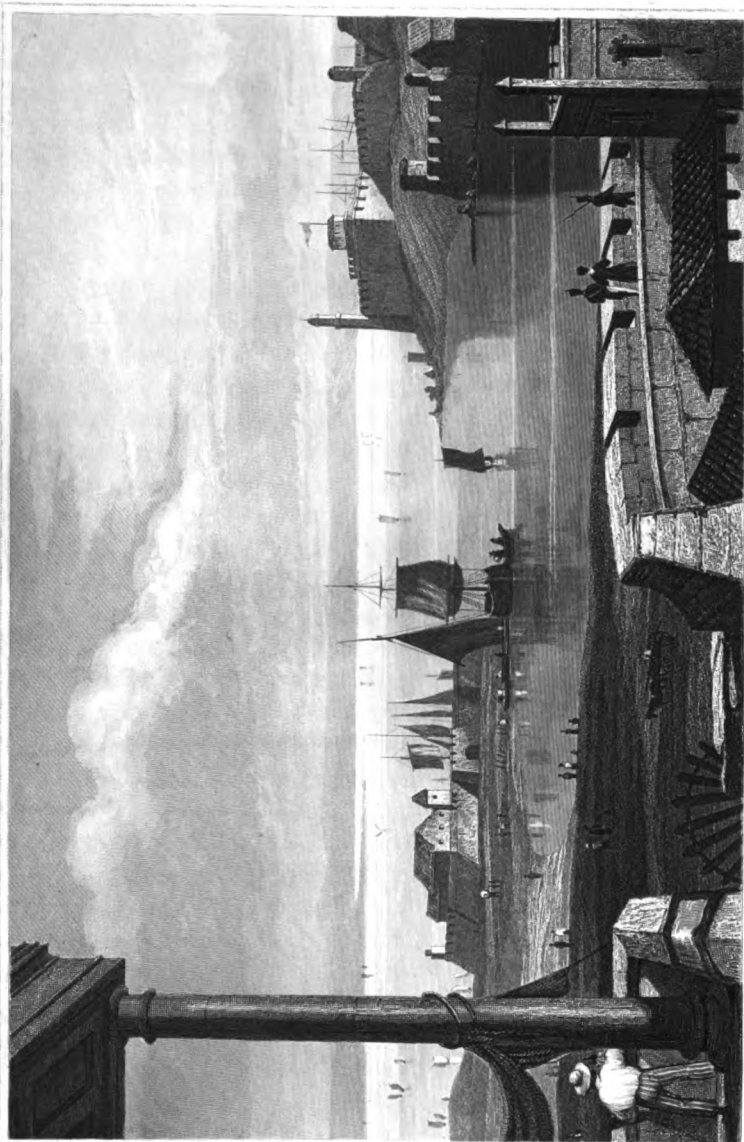
Esslingen, die uralte, von Reichsacht und Belagerungen vielgeprüfte und von allen Fehden und Kriegen im Lande schwer heimgesuchte freie Reichsstadt am Neckar, rühmt sich zweier der schönsten kirchlichen Bauwerke gothischer Kunst, der St. Dionysius-Kirche, mit zwei Thürmen, um's Jahr 804 erbaut, und der Liebfrauen-Kirche mit einer bis zu 230 Fuß aufsteigenden Spitze, die an Kühnheit und Anmuth der Proportionen, Meisterschaft der Ausführung und Reichthum des Schmuckes nur mit dem Münster von Straßburg verglichen werden kann.

Die Savanna.

Der Europäer, der, aus der nordischen Heimath kommend, in den westindischen Gewässern zum erstenmale Amerika erblickt, wird tief ergriffen. Aufgethan sind vor ihm die Pforten einer neuen Welt, und wie Einer, der, eingetreten in Propylden eines Tempels für fremden Glauben, mit wortlosem Erstaunen neue Symbole der Gottheit sieht, sieht er sich



wortlosem Erstaunen neue Symbole der Gottheit sieht, sieht er sich



ELANIN A EL

Figurine des Votages

Ans d'Kantuar d'Ellog' l'anté a Hillvergh

umgeben mit den Zeichen einer andern Schöpfung. Ehe noch die Inselgestade mit ihren Vorgebirgen und Landspitzen, ihren blauen Höhen und rauchenden Wäldern am Horizonte schimmern, weht ihn der Hauch eines fremden, jugendlichen Lebens an. Er denkt an Columbus und fühlt nach die Seligkeit des Entdeckers. So dunkelblau und glänzend, so wolkenlos und heiter wölbt der Himmel sich nur an den höchsten Festtagen der Natur über eine europäische Landschaft, und eine so milde, belebende, mit Wohlgerüchen angefüllte Luft wie der Athem des westindischen Landes, haucht niemals das Ufer der Heimath. Dazu das tropische Meer, durchsichtig bis zum Grunde und lichtblau wie Sapphir, spiegelglatt, oder mit pulsartiger, sanfter Wellenbewegung, von tausend Geschöpfen belebt, die das Auge des Beobachters fortwährend beschäftigen und unterhalten. Welcher Kontrast dieses Meeres mit dem öden, ernsten nordischen Ocean, der unter dem Schatten grauen Gewölks seine Wogen dahinwälzt! Schneidender noch wird der Gegensatz, vergleicht man das Land beider Zonen. Die ärmsten westindischen Küsten sind blühende Gärten, verglichen mit dem sandigem Strande oder den unwirthlichen Felsufeln des europäischen Norden.

Der Weg, den die Schiffe aus Europa nach der Havannah nehmen, geht durch das Inselmeer der Lucayen. So lang die Fahrt auch ist, so wird sie doch nie langweilig; denn es tritt mit jeder Stunde ein anderes Eiland, mit jeder Minute eine andere Scene vor's Auge. Bald erscheint ein Cap, bald öffnet sich eine weite Bucht, bald winken Dörfer und Plantagen von den lachenden Küsten und steigern das Verlangen des an Bord gefangenen Reisenden nach Land und Freiheit zur unbezwinglichen Sehnsucht. Auf die Lucayen folgt die tausendinselige Bahamagruppe. Ist sie durchsegelt, so thut noch einmal der Ocean sich auf. Nur zuweilen, am fernsten südlichen Horizonte, erscheint ein hohes Vorgebirge wie ein schimmerndes Wölkchen, das hervorkommt, eine Zeitlang sichtbar bleibt und wieder verschwindet. Es ist die Küste von Cuba. Auf lange Zeit bleibt sie ferne; erst im Meridian von der Havannah — der Reise Ziel — ändert das Schiff seinen Lauf und steuert gerade auf das Land zu. Die Formen desselben fangen nun an, sich zu enthüllen. Was anfänglich als schwache, unbestimmte Contur am Horizonte zu erkennen war, tritt von Stunde zu Stunde bestimmter vor's Auge; allmählich erhält auch das Bild Tiefe, Hintergrund und Rahmen. Blaue Bergketten im Innern der Insel erheben sich, schlängeln sich malerisch in der äußersten Ferne hin, und die Terrassenstufen der Landschaft werden kenntlich. Ein Leuchthurm tritt hervor; das Thor des schönsten Hafens der neuen Welt wird sichtbar, und hinter einem Mastwald glitzern die goldenen Kreuze der Thürme von Havannah. Die Einfahrt in die prachtvolle Bai ist zwar enge, aber ganz gefahrlos. Zuerst fesseln die ungeheuern Forts, die von beiden Seiten den Hafen beschützen, Morro und Cabana; bunte Fahnen wehen von

ihren Bastionen, in welchen die Geschütze vom schwersten Kaliber in drei Reihen über einander stehen. Das ganze Ufer ist geharnischt; das Meer ist gleichsam umgürtet mit Batterien, die zusammen 800 Feuerschlünde zählen. Sechszig Millionen harte Plaster hat Spanien auf diese Werke verwendet; und doch wurden sie 1763 von den Britten genommen. Im Hafen liegen immer eine große Menge Schiffe, gemeinlich 800 bis 1000, vor Anker; man trifft die Flaggen aller Nationen an, am zahlreichsten die amerikanische und spanische. Mitten unter dieser Friedens-Flotte voller Leben und Gewühl rasten die ernstesten und hohen Thürme des spanischen Kriegsgeschwaders, drohende Blicke aus hundert ehernen Augen umherwerfend, und tausende von bedeckten Barken und Booten liegen theils an den stundenlangen Rayen, theils durchkreuzen sie die Fluthen in allen Richtungen oder drängen sich zwischen den größern Fahrzeugen umher. — Man landet. Man eilt in die Stadt, mit den Erwartungen, die man von einer amerikanischen Haupt- und Handelsstadt von 172,000 Einwohnern (so viel zählt jetzt Havannah) mitgebracht und — findet sich getäuscht. Alles ist herrlich in diesem tropischen Lande, nur die Städte nicht, wo sich die Menschen zusammengebaut. Auch das stolze Havannah macht keine Ausnahme. Die Straßen der eigentlichen Stadt sind gar enge, unregelmäßig, schmutzig, größtentheils mit Holz gepflastert, erfüllt von Menschen vieler Farben und Schattirungen. Doch sind alle geschäftig, alle scheinen zufrieden und behaglich. An Sonntagen zumal, wo sich Alles schmückt und herausputzt, die Farbigen so gut, wie die Weißen, macht die Bevölkerung ein äußerst heiteres Gemälde; denn da hier nicht, wie in den sklavenhaltenden Staaten des Festlandes, eine Kleiderordnung besteht, die die Ragen und Tinten scharf von einander scheidet, so stolzirt die pugsüchtige Creolin so gut im Schleier und seidenen Kleid umher, als die Tochter des europäischen Kaufmanns. Die Soldateska, die sehr zahlreich ist, brillirt durch ihre reichen Uniformen und ihr gutes Aussehen. Statt der unansehnlichen Rothhäute in den knappen Uniformen, wie man sie in Mexiko und Südamerika findet, sieht man hier Soldaten, die als Eliten der spanischen Armee gelten dürfen.

Durch seine Lage, welche es zur Beherrscherin der beiden Einfahrten in den merikanischen Meerbusen macht, durch seine Festungswerke und seine natürliche Stärke, durch die Vortrefflichkeit des Hafens, der alle Flotten der Welt aufnehmen könnte, durch seinen Reichtum und seinen unermesslichen Handel, wird Havannah zum wichtigsten Punkte nicht nur Westindiens, sondern selbst, in gewisser Beziehung, für den ganzen Erdtheil. Aus einer vollkommenen Handelsfreiheit und einer schon seit einem Menschenalter bestehenden, klugen Verwaltung, hat sich hier ein unglaubliches Gedeihen und Fortschreiten entwickelt, und seine Segnungen über alle Theile der Insel ausgestrahlt. So ist es gekommen, daß, in seiner jetzigen Blüthe, Cuba allein dem Mutterlande reichlich ersetzt, was es durch den

Verlust seiner unermesslichen Besitzungen am festen Lande Amerika's einbüßte. In der That hat die Havannah jetzt eine größere Ein- und Ausfuhr, als die sämtlichen spanischen Kolonien vor 40 Jahren. Man schätzt den Verkehr auf mehr als 40 Millionen Piaster. Die Zuckerausfuhr Cuba's, welche vor 80 Jahren 13,000 Kisten betrug, ist jetzt 400,000 Kisten oder 160 Millionen Pfund; die des Kaffees stieg auf 70 Millionen, und zwei Drittel dieses enormen Geschäfts ruht in Havannah's Händen allein, das über ein Drittel des gesammten Zuckers und Kaffees, den Europa verbraucht, verschifft. Die Zahl der jährlich hier landenden, größern Fahrzeuge übersteigt oft 2500.

Erläuterlich ist darum auch die außerordentlich große Menge von Fremden aus Europa, den Vereinigten Staaten und Mexiko, die man zu jeder Jahreszeit hier antrifft. Neben solchen, welche Handelszwecke hierher führen, ist die Havannah das Stelldichein aller Abenteurer der neuen Welt, die ihre Chevaliers d'Industrie so gut hat, wie die alte, nur mit dem Unterschiede, daß sie in der That Häute von allen Farben an sich tragen. Der größte Theil dieser wandernden Bevölkerung, der wohl an die 10,000 steigt, äfft hier um die Wette, so weit es das Klima erlaubt, die Sitten und Gebräuche der großen Städte Europa's nach. Die Sitten sind lax und Sardis war in der alten Welt nicht verrufener, als es in der neuen Welt die Havannah ist; doch, wenn auch die Regel gelten mag, so hat sie doch der Ausnahmen auch viele. In der That treten hier alle Abstufungen der Sitten, von der äußersten Rohheit bis zur höchsten Politur und Geschliffenheit, grell hervor, und wenn man auf jedem Schritte Dreistigkeit, Bosheit und sittlicher Verdorbenheit begegnet, so wird der Beobachter auch eine Masse von Biederkeit und ehrenfestem Wesen nicht vermissen. Der Intrigue, Verstellung und Falschheit gegenüber zeigt sich auch Trenherzigkeit und Uneigennützigkeit. Im Ganzen ist die Havannah besser, als ihr Ruf. Die weibliche Welt, namentlich in den höhern Kreisen, vereinigt mit großen körperlichen Reizen (nirgend's trifft man zierlichere Formen an) eine Seele voll Anmuth, Zartheit und tiefes Gemüth. Die Damen sind leidenschaftliche Verehrerinnen der Musik, und Konzerte sind ihre Erholung. Gastfreundliche Aufnahme in Familienkreisen ist jedem gebildeten und gut empfohlenen Fremden hier gewiß.

Das Klima in der Havannah ist nur in der heißen Jahreszeit ungesund; dann aber auch unerträglich und für den Neuanfömmeling zumal gefährlich. Die Gerüche und Miasmen sind dann so, als wäre die ganze Stadt eine Kloake. Die gefürchtetsten Feinde der Europäer sind die schwarze Brechsucht und das gelbe Fieber. Letzteres zeigt sich jeden Sommer, und wer es vermag, flieht dann hinaus auf's Land oder sucht die reichen Kaffeepflanzer in ihren irdischen Paradiesen auf. Dort, wo eine balsamische, frische Gebirgsluft von den blauen Höhen herabweht, unter dem Schatten der Palmen und der Lauben von würzigen Mango's ist das Le-

ben der Menschen vor den Klauen des Todes wenigstens eben so sicher, als in einer Villa der Schweiz oder des Comersees.

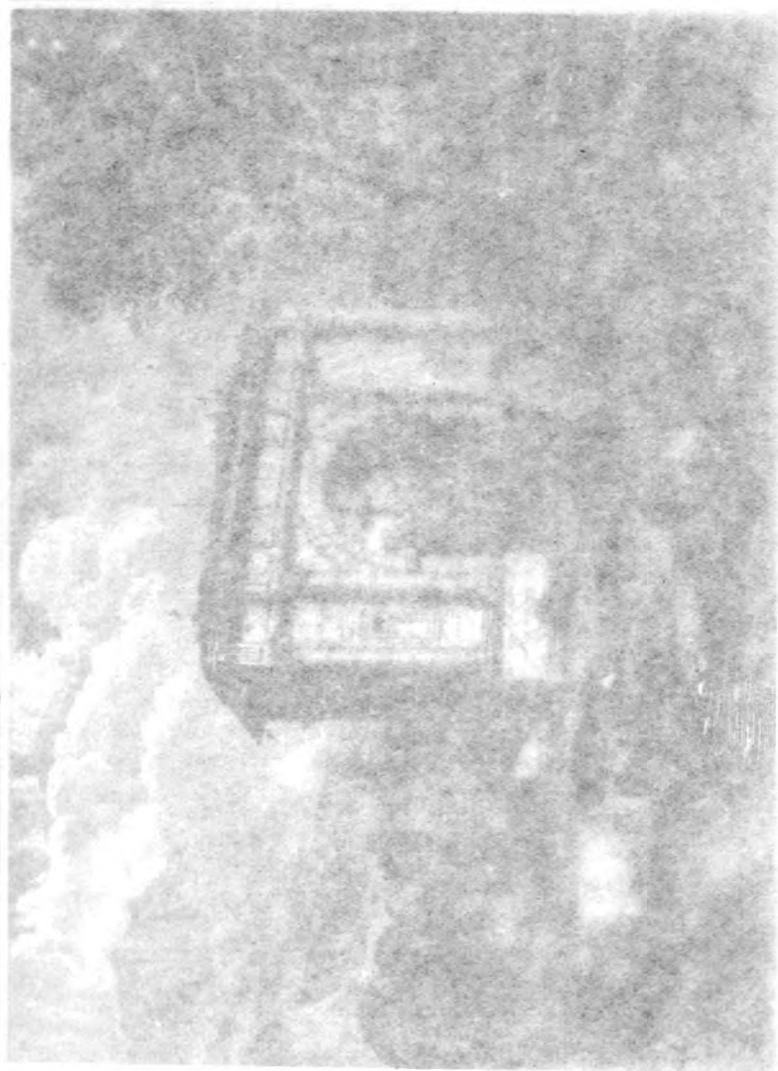
Diese so gepriesenen Landsitze, die *Cafetala's*, nehmen sonnige Gelände in Thälern und Gründen ein, welche die Bäche durchrauschen, die von den nahen Gebirgen in Menge herabströmen, um nach kurzem Laufe das Meer zu suchen. Ein solches Gut hat rundum eine Einfriedigung, gewöhnlich aus einer mit Blüthen oder nugharen Früchten beladenen Hecke bestehend, durch welche ein geschmackvoll gearbeitetes gußeisernes Gitterthor auf eine der vier, die Pflanzung kreuzenden Hauptalleen führt. Frucht-bäume, ausgezeichnet durch Glanz des Laubes und breite, schattige Kronen fassen diese Gänge ein: Mangos, beladen mit saftigen Früchten; Avogados mit dunkelgrünen, breiten Blättern; Malvaceen mit großen, rosenrothen Blüthen, und viele andere Bäume, die durch Schönheit ihrer Form, oder durch Frucht, oder durch Blüthe die Aufmerksamkeit des Neulings fesseln. Die Luft ist mit Wohlgerüchen erfüllt, Goldkäfer und Tagfalter in den glänzendsten Farben, des Schutzes gegen die tropische Sonne sich freuend, gaukeln zwischen den Bäumen umher, oder sitzen saugend an den zuckerreichen Mangos; harmlose Eidechsen spielen auf dem Wege, oder klettern behende an den Baumstämmen hinan, bald smaragdgrün glitzernd, bald in den Farben des Regenbogens schillernd. Zu beiden Seiten der Hauptalleen blickt man durch die unabsehblichen, schnurgeraden Reihen der zierlichen Kaffeebäume, die zur Zeit der Reise im Rothe ihrer Beeren glänzen. Sie werden sorgfältig im Schnitt gehalten und man läßt sie nicht über acht Fuß hoch treiben. Es tragen die aus der Baumschule gepflanzten jungen Bäume gemeinlich schon im nächsten Jahre, im zehnten geben sie die reichste Ernte, im zwanzigsten werden sie abgehauen und durch neue ersetzt. Eine große *Cafetala* hat 2 — 300,000 Bäume auf einem Raum von höchstens 800 Morgen, und in guten Jahren gibt die Ernte einen Erlös von 80 — 120,000 Gulden. Am Ende der perspektivischen Hauptallee breitet sich der *Patio* aus, ein Viereck von einigen hundert Schritten im Durchmesser, eingefast mit Beeten voll duftender Ziergewächse, oft auch mit Hecken der immer blühenden Rose, welche hier vortrefflich gedeiht. In der Mitte des *Patio* erhebt sich ein Gebäude von zwei Stockwerken, nach Maßgabe des Reichthums des Besitzers zierlich oder großartig im Aeußern, immer zweckmäßig und bequem, oft sehr geschmackvoll im Innern eingerichtet, einladend durch das Ansehen von Ruhe, Reinlichkeit und Kühle. Das Haus ruht auf dicken Pfeilern, zwischen welchen die Luft frei zirkulirt. Der Oberbau besteht ganz aus Holz. Schon seit längeren Jahren werden diese Häuser fabrikmäßig und von den gefälligsten Formen in den Vereinigten Staaten gefertigt, und, zerlegt, zollfrei eingeführt. Wegen des enorm hohen Werthes der Menschenarbeit auf Cuba hat man dabei noch großen Gewinn. Reiche Pflanzeer wechseln ihre Häuser alle fünf bis zehn Jahre mit neuen Wohnungen.

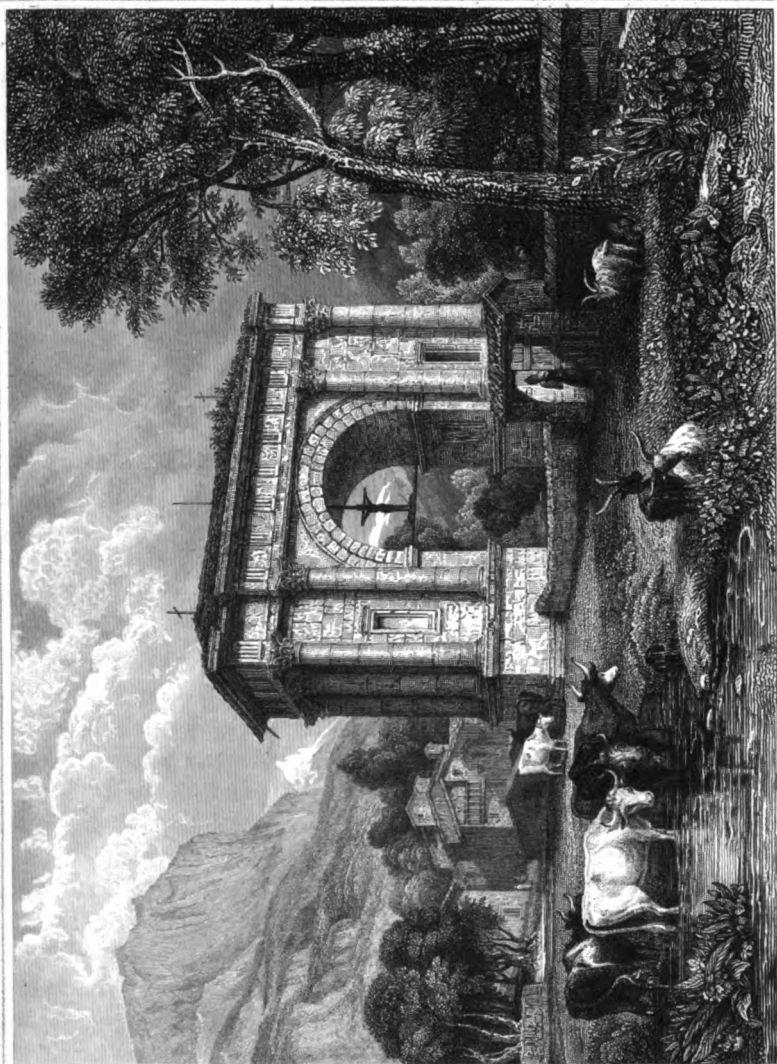
Breite und schattige Veranda's, auf denen tropische Prachtpflanzen in Porzellanvasen duften, umgeben jedes Stockwerk, und die Wände der Sommerseite sind gemeinlich übersponnen mit persischem, immerblühenden Jasmin, dessen Wohlgeruch, zumal des Nachts, so gewaltig ist, daß er betäubt. Glänzende Lackfarben decken die Wände der Zimmer, alle Fußböden sind parkettirt und gebohnt. Ameublement, Schmuck und Geräthe sind größtentheils englisch; mit sybaritischer Weichlichkeit ist für jegliche Bequemlichkeit gesorgt. Sämmtliche Zimmer sind hoch und lustig, und mit eben der Sorgfalt, mit der man in deutschen Wohnungen die Zugluft abzuhalten strebt, sucht man sie hier zu begünstigen. Die zahlreichen Jalousien und durchbrochenen Flügelthüren führen solche in reichlichem Maße herbei, und was im unfreundlichen Norden ein sicheres Mittel wäre, seine Gesundheit zu verlieren, dient hier, sie zu erhalten. In den Ecken jedes Zimmers stehen auf hohen Gestellen große, elegant geformte Gefäße von einem porösen Sandstein, der das hineingegossene Wasser tropfenweise durchsickern läßt, und eisig-kühl nehmen es andere Gefäße auf. Man könnte in der That den Herrn eines solchen Hauses, welcher inmitten einer so schönen Natur, unter dem blauen Tropenhimmel, im Genuße seine Tage verlebt, glücklich preisen, wenn man darauf verzichtete, die Rückseite des Bildes zu schauen. Aber umgeht man das Haus, — so ist die Illusion verschwunden, und das Gespenst der Neger-sklaverei tritt in die Scene wie ein arger, finsterner Geist. Da stehen die niedrigen, elenden und schmutzigen Hütten der Afrikaner, mehr Viehställen als menschlichen Wohnungen gleich, in langen Reihen; vorn das Haus des Aufsehers, mit dem gefürchteten Plaze, wo die Sklaven ihre Züchtigungen für Vergehen oder Versehen erhalten, oder solche, welche ihnen die Marterlust und Laune ihrer despotischen Herren diktiren.

Die Zuckerpflanzungen auf Cuba haben viel weniger Einladendes, und der idyllische Reiz der Cafetala's geht ihnen gänzlich ab. Die unübersichtlichen Felder des 6—9 Fuß hohen Rohrs erscheinen beim ersten Blick wie ausgedehnte Rohr-Sümpfe; sie beschränken die Aussicht und ermüden durch ihre Einförmigkeit. Nach der Ernte zumal, wenn die zurückgelassenen und vertrockneten Blätter zur Düngung des leicht erschöpften Bodens angezündet werden, und die weiten Enden mit halbverbrannten Strunken und Aschenhaufen bedeckt sind, haben sie das traurige Ansehen der Dede und Verwüstung. Zwar ist die Menge der Gebäude schon darum größer, weil die Fabrikation viele Räume erfordert, und Luxus herrscht in den Wohnungen der Pflanzer hier wie dort; allein der landschaftliche Reiz geht ihnen ganz ab, und auch die Sklaverei tritt uns hier, wegen der sehr harten und in den Zuckermühlen Tag und Nacht fortgehenden Arbeit, in der empörendsten Gestalt entgegen: denn die Anstrengung wird vom armen Neger nur durch gemehrte Strenge abgezwungen, und die Peitsche schwingt sich fort und fort über die schwarzhäutigen Brüder. Weiter in's Land hinein hören die Zuckerpflanzungen auf, und in den fernen Hügel- und Gebirgsstrichen

tritt der Tabaksbau an ihre Stelle. Der Tabak gedeiht auf frischgerodetem Waldboden am besten. Sein Anbau ist größtentheils in den Händen jener nomadenartigen Neu-Ansiedler, die von einem Striche zum andern weiter ziehen, unbekümmert, wer auf sie folgen möge. Im Innern von Cuba sieht man Haufen von solchen vagabundirenden Kolonisten, wie sie, mit der Brandfackel bewaffnet, die herrlichsten Waldungen angreifen und weite Strecken niedersengen, um eine Pflanzung zu gewinnen, die sie öfters nach einer kurzen Reihe von Ernten wieder verlassen. Dieses verwüstende Verfahren einer räuberischen Agrikultur hat, obschon durch die Gesetze beschränkt, noch immer nicht aufgehört und weite Ländereien zu dürren Halden umgeschaffen; denn der Urwald wächst nicht wieder empor. An die Stelle der kräftigen Waldbäume treten, sobald sich der Kolonist entfernt hat, Gestrüpp und Buschwerk und dürres Gras. Die schönen Wälder Cuba's sind in der Nähe der Ansiedelungen ganz verschwunden, und über Holzmangel und Holztheuerung hört man laute Klage.

Eine merkwürdige Physiognomie hat eine andere Gegend des Landes. Es ist ein sechzig Stunden langer Landstrich, nordwärts von der Hauptstadt; theils Privaten, theils der Krone angehörend. Es ist das Land der Hirten und ihrer Heerden. Die Privatbesitzungen sind da sehr ausgedehnt, und manche Hacienda faßt mehr Quadratmeilen, obschon die eigentliche Niederlassung, der Meierhof (Potrero), kaum den hundertsten Theil einnimmt. Diese Höfe, die weit auseinander liegen, sind das ächte Bild stiller, ländlicher Zurückgezogenheit. Durch ihre Baumgruppen, ihre Durchsichten und ihr frisches Grün erinnern sie an die Parks unsers Welttheils, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Mensch Alles thun muß, was dort die Natur allein hervorbringt. Umsonst aber würden die Versuche der Kunst sein, mit europäischen Bäumen eine Dekoration hervorzubringen, wie sie dort die Königspalme gibt, die in größeren und kleineren Gruppen alle Potrero's umgeben. Ausgewachsen steigt sie über hundert Fuß senkrecht empor, eine Krone von glänzend grünen Blättern tragend, und darunter blinken in dicken Büscheln die korallenfarbenen Früchte. Diese Palme baut mit ihrem Holze dem Gutsbesitzer die Häuser und deckt sie mit ihren Blättern; ihre Früchte und ihr Mark nähren das Vieh, und ihr Bast gibt ihm, was er an Stricken bedarf. Neben solchen Baumriesen erscheint das zehn Fuß hohe Gras kaum größer, als das unserer Wiesen unter Erlen. Ueber jeden Bach aber wölben sich Dalbergien, schön belaubte Bäume, mit den Blüthentrauben der rothen Akazie unserer Gärten. Eine Hütte mit niedrigem Palmendach, ohne Fenster, genügt in diesem Paradiese dem Reichsten, und wenn nicht europäisches Nachwerk, Kleider, Stoffe und Geräthe, an die alte Welt und seine Civilisation erinnerten, so könnte ein solcher Caballero im Kreise seiner Knechte, umgeben von den zahlreichen Heerden, an den Zustand der Patriarchen des alten Bundes erinnern.





DIE TRUUMPHEGEL DES AUGUSTUS

bey Aosta.

Aus d. Kunstzeit d. Röm. Zeit in Hildesheim

Eigenthum des Verlegers

Der Augustusbogen bei Aosta in Piemont.

Civitas Augusta! Dein Thor steht noch, aber was ist aus dir, du Gepriesene, geworden? ein dunkles, winkliges Landstädtchen voller Schmutz und voller Armuth. Das heutige Aosta hat in der That kein Interesse weiter, als das, welches ihm die Vergangenheit verleiht. In einer niedrigen Häuserreihe sind die Umrisse eines Cirkus gezeichnet, eine andere steht auf dem Fundamente eines Palastes, und in der Einfassungsmauer eines Klosters wollen Manche die Ueberreste eines Theaters sehen. Inschriften in dem schönen Dom, welche man als Grabsteine christlicher Märtyrer ausgibt, rühren von heidnischen Römergräbern her, oder sind Votivtafeln, welche man aus den Tempeln der verjagten Gottheiten nahm. Freuen kann sich in diesem Falle der Alterthumsforscher der gläubigen Einfalt, oder des frommen Betrugs, da er jene Inschriften vor der Zerstörung schützte; wenn er aber bei der Betrachtung befitteter Heiligenbilder die verstümmelten Formen einer antiken Helden- oder Götterstatue gewahrt, einen Herkules unter der Metamorphose eines Sanct Antonius erkennt, oder eine Niobe als Sancta Clara; dann eilt er mit Ingrimm hinaus, dahin, wo die Natur mit zarter, mütterlicher Hand jede Ruine sinnig ausschmückt und das schon Gestorbene mit dem jungen, grünen Leben umschlingt. —

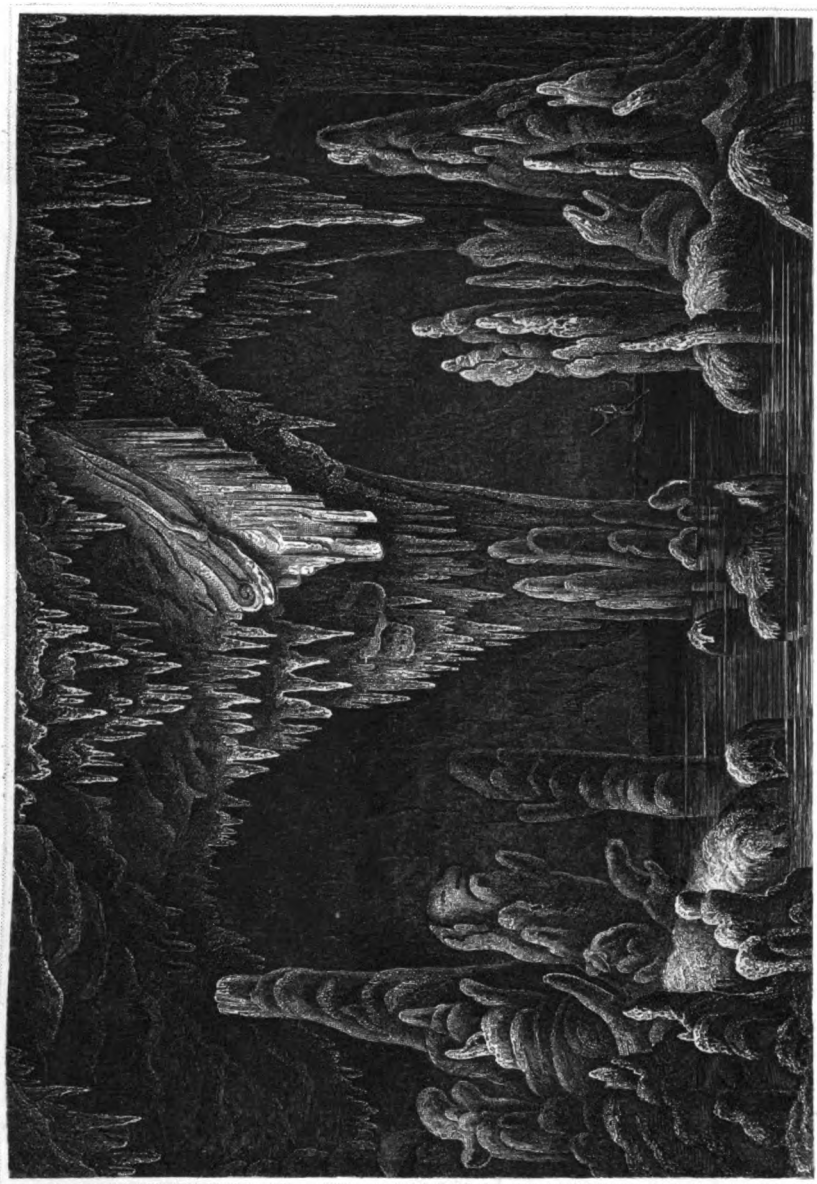
Weit über die Thore von Aosta hinaus strecken sich die Trümmer der alten Augusta. Weinreben klettern an und auf den versunkenen Säulenhallen der öffentlichen Plätze, und die Kastanie schattet über den verschütteten Gewölben, welche einst die kostbarsten Waaren füllten: die Seidenstoffe Persiens, die Spezereien Arabiens, die kunstreichen Gold- und Silberarbeiten von Byzanz und Damaskus. Blökende Heerden weiden auf den Schwellen von Thermien, in der geweihten Cella eines Tempels, jetzt ein Stall, möckert die Ziege der Armuth; dürres, schlankes Riedgras läpelt auf dem Altare, wo der Priester einst die Opfer schlachtete, und auf der Via militaris, wo zur Welteroerbung die Regionen zogen, pflegt der Marmottejunge sich Muth zum ersten Weltgang. —

Der Bogen des Augustus — die Porta triumphalis der Römerstadt — ist der schönste antike Bau in ganz Piemont. Reiner, edler, einfacher Styl, Größe und Solidität der Bauart, machen ihn würdig, der Repräsentant des Augustäischen Zeitalters zu sein. Er ist von Marmor und geschmückt mit zehn korinthischen Säulen. Seine einzige Verunstaltung ist gerade das, was ihn erhielt: ich meine das Bild des Gekreuzigten, das in der Mitte des Bogens befestigt ist, und ohne dessen Heiligenschein gewiß das Denkmal längst verschwunden wäre.

Die Adelsberger Höhle.

Wergend hat die baukünstlerische Hand der Natur so unerschöpflich an Idee, so erfinderisch in Formen und so verschwenderisch in der Ausstattung gewaltet, als in den Krainer und Illyrier Höhlen. Die dortige Kalksteinformation, die in der Oberfläche eine dürre, steinige und wüste Gegend bildet, hat sich unterirdisch eine zauberische Welt geschaffen, ein Labyrinth von wunderbaren Stalactiten-Bildungen, die viele Quadratmeilen weit sich erstrecken und durch mehr denn tausend Eingänge den Zutritt gestatten. Der bekannteste, besuchteste und an Reichthum und Großartigkeit ihrer Bildungen interessanteste Theil aber, das Westende der wunderbaren Grottenstadt, ist die Höhle im adelsberger Kreis. Ein Fläschchen, das ich durch das Mundloch in das Innere der Höhle ergießt, zeigt den Weg. Nachdem man hundert Schritte längs eines engen Kanals zurückgelegt, öffnet sich die unterirdische Landschaft in ein tiefes Thal, in das der Fluß über einen jähren Abhang brausend hinabstürzt, und gewährt durch die magisch erleuchteten hohen Felspaltten und Seitengänge den Eindruck einer Fernsicht in den Alpenregionen bei sternheller Nacht. Ein Pfad führt hinab über eine Brücke nach der andern Seite der Schlucht zu den hohen Hallen und Gängen, die da ausmünden. Schimmernd weiße Säulen überragen sich über dem Eintretenden, der das bröhnende Echo seiner Schritte hört, wie in den langen Kreuzgängen eines gothischen Klosters. Weiter und höher werden die Gänge, die Tropfsteinbilder immer imposanter, bis der Raum sich zum Schiff eines hohen Domes erweitert, der wie aus weißem Marmor gemeißelt scheint. Kleinere Kuppeln und Hallen stoßen daran, von schlanken maurischen Säulen getragen, mit Schnitzwerk und Arabesken an den Kapitälern, so reich und schmuck, wie die Gemächer der Alhambra. Von einem Säulengange wandert man nun in den andern, von einem Dom zum andern, von einer Palaststraße in die andere; unendlich ist die Mannichfaltigkeit der Formen, der Baustyle, der Facaden und Dekorationen, und die umherschweifende Phantasie entdeckt mit jedem Schritt neue Gestalten, neue Erscheinungen, neue Ebenbilder von thierischen und menschlichen Schöpfungen; im Volksmunde haben sich hier die meisten mythischen Namen gebildet, so der versteinerte Wasserfall, eine große und eine Kängel, eine Orgel, eine betende Jungfrau, ein Löwe, ein Palmbaum und noch allerlei Gethier und Gewächs, welche die Führer dem Besucher so bestimmt benennen, als wären sie Lausungen gewesen. In einem

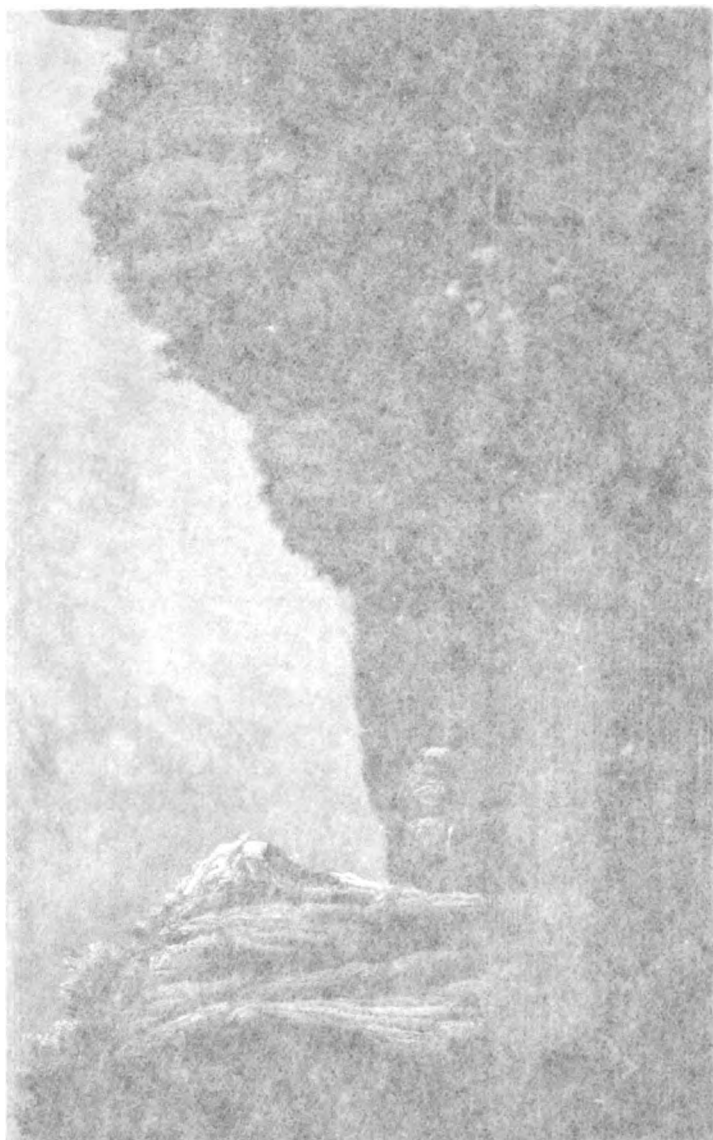


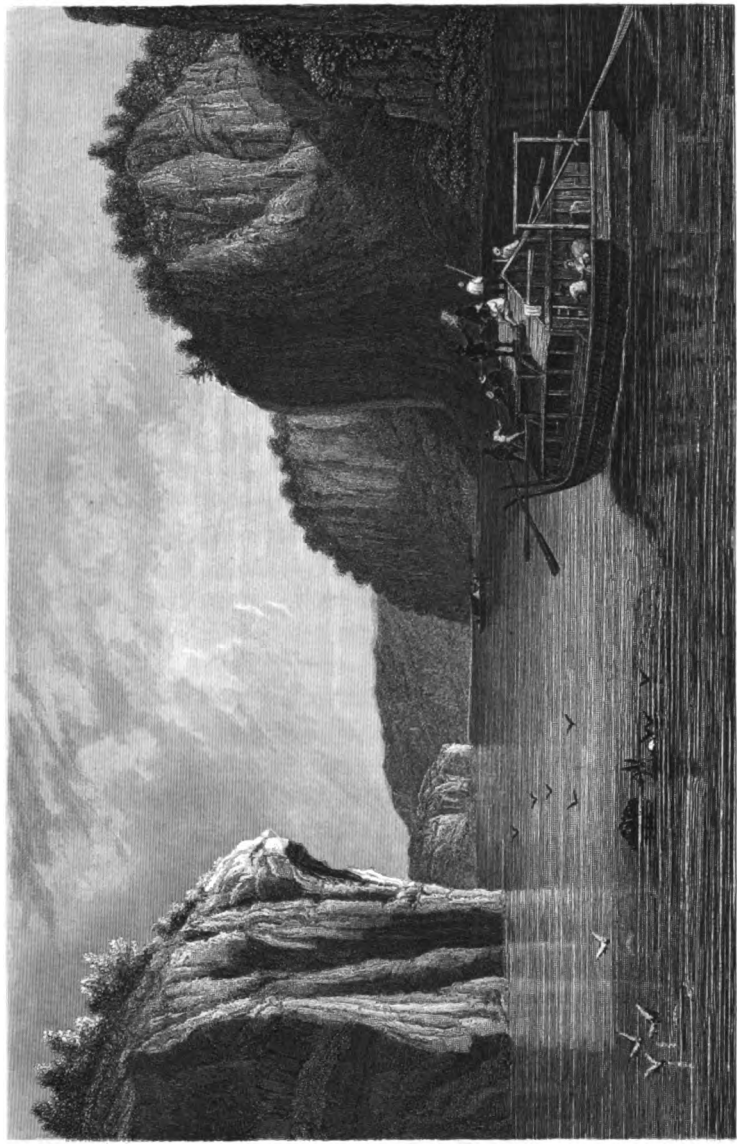


DIE GROSSE ADELBERGER GROTTE

Fig. 1. a. d. Grotte

Fig. 2. b. d. Grotte





DIE DONAU NEY KLEINER
im Bayern

Engelmann & Verleger

Als 3. Band des 1. Theils des 1. Theils

Turniersaal hält das Landvolk der Umgegend jährlich Ball, und selbst ein Kalvarienberg mit den Figuren der Gekreuzigten versammelt zeitweilig Andächtige sogar im unterweltlichen Reiche des Leibhaftigen.

Das einzige animalische Leben in dieser ewigen unterirdischen Nacht ist ein seltsames, aber wunderbar schön gebildetes Thierchen, spannungsgroß, halb Fisch, halb Eidechse, das die Gewässer der Höhle bewohnt.

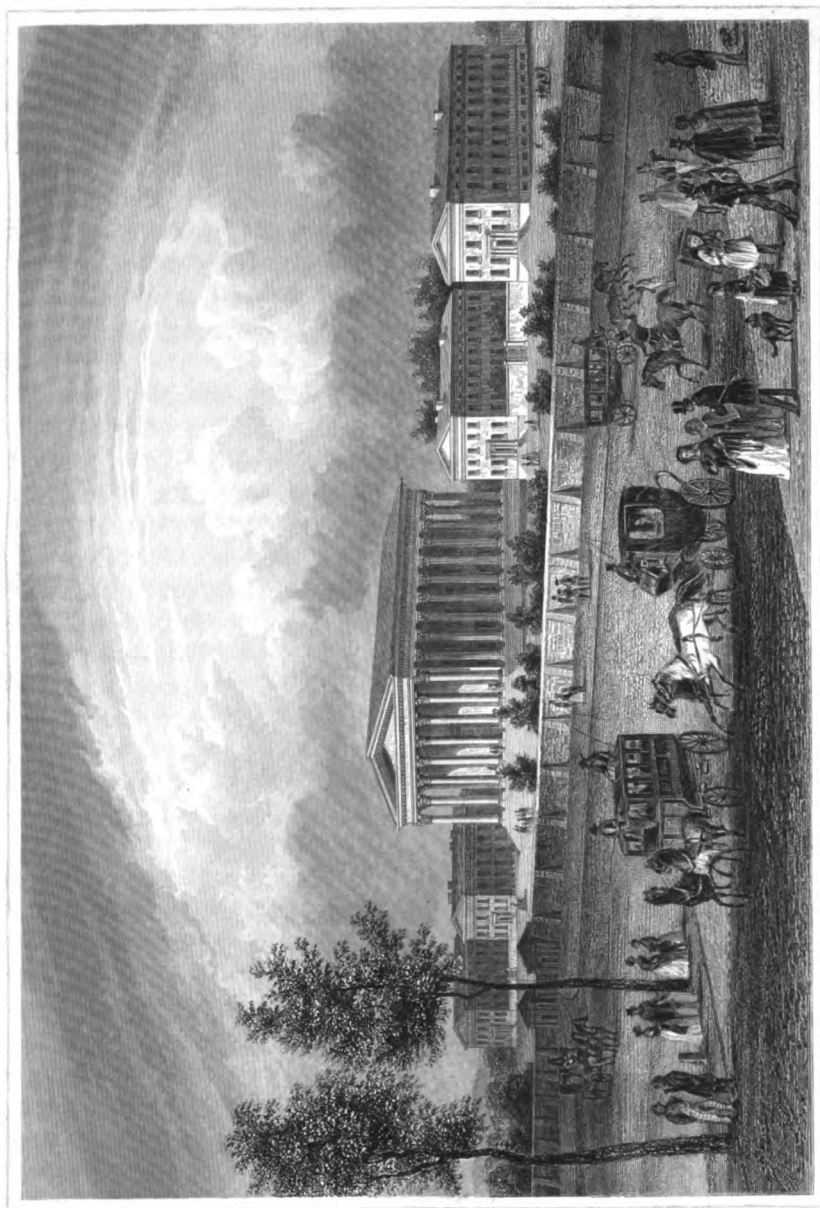
Die Donau bei Regheim in Bayern.

Ordnung und Schönheit ist der ewige Charakter des Weltalls. In der Natur finden wir bei der höchsten Gesetzmäßigkeit und innern Einheit den reichsten Wechsel. Nichts vergeht und doch bleibt nichts dasselbe; bei gleichem Stoffe herrscht dennoch unendliche Verschiedenheit. Von der Edel-tanne in unsern Wäldern oder der Palme des Morgenlandes, bis zum Wasserfadenmoose; vom Wallfisch, der lebendigen Insel des Meers, bis zur Milbe; vom wolkenumhüllten Urgebirge bis zum Sandstäubchen, welches ein Hauch der Wüste forträgt; vom Mississippi, auf dessen Busen sich Flotten wiegen, bis zur fickernden Quelle ist Alles, bei inniger Verwandtschaft der Elemente, doch selbstständig in seiner Erscheinung; alles ist Individuum, mit eigenhümlichen Zügen und nur ein einziges Mal vorhanden. Unter Myriaden Blätter des Waldes ist keins einem andern vollkommen gleich. Jedes Ding im Universum bildet gewissermaßen wieder eine Welt für sich; jedes hat seinen eignen Zweck, obschon wir alle Dinge wieder in Beziehung auf einander denken müssen und uns immer gegenwärtig bleiben soll, daß Ein Band alle Wesen vereint. Das Auffassen, oder das bloße Ahnen dieses Verhältnisses, — von Selbstständigkeit und Freiheit in der Natur bei aller Nothwendigkeit; von Absicht, bei allem Scheine des Zufalls; von Einheit, bei allem bunten Wechsel und aller Veränderung; kurz, von einer erhabenen Harmonie in der Natur, bei aller scheinbaren Dissonanz: — Das ist es, was den tiefen Beobachter von jenem unterscheidet, der nur mit eilendem Blick an der sinnlichen Gegenwart hängt und in jeglicher Erscheinung nur das Aeußerste ergreift und darstellt. Auch in der Beschreibung des Unbedeutenden wird bei jenem die tiefere Beschreibung durchschimmern und dem Leser, ist er überhaupt dafür empfänglich, der Sinn des Nachdenkens und der Forschung aufgehen, denen er sich nur hingeben darf, damit ihm die erhabenste aller Offenbarungen werde. —

Fürchte, christlicher Leser, bei solchem Forschen nicht für deinen Glauben! Denn das ist ja eben der größte Vorzug der christlichen Lehre, daß ja eben der untrügliche Beweis ihrer göttlichen Wahrheit, daß sie bei dem Tackellichte der Naturoffenbarung selbst geoffenbarer erscheint. Unsere Religion entseelt die Natur nicht, wie ihre Anatomiker es versuchen, oder der rohe Pseudo-Naturalist es thut, obschon er dir vorsagt, daß er sie vergöttere. Im Gegentheil, das stille Gesetz der Nothwendigkeit, das der Denker als Ausfluß der ewigen Güte andachtsvoll anerkennt, nimmt der christliche Glaube als eine Verfügung der ewigen Weisheit voller Demuth an, und zweifelt niemals an der besten Absicht. Der christliche Begriff von der Gottheit ruht, nach meiner Ueberzeugung, recht eigentlich auf jenem erhabenen Pantheismus, wie ihn schon das Alte Testament entfaltet. Dies, willst du ihn erkennen, die Lobgesänge, womit die Varden des alten Bundes den Schöpfer des Himmels und der Erde verherrlichen. In den poetischen Riesenbildern der Ebräer tritt die ganze Natur in persönliche Beziehung auf Jehova; Wind und Feuerflammen sind seine Boten, Mond und Sonne seine Diener, die Gestirne der Schmuck seines Kleides; sein Gewand die Himmel: — kurz, jeder erhabene Gedanke sucht seine Hieroglyphe in der Natur, alles in ihr ist untergeordnet der Idee des Höchsten und des Einen, dessen Winke die Naturkräfte nach Gesetzen dienen, welche er ihnen für die Ewigkeit diktierte.

„Aber was hat diese Einkleidung, — fragt wohl Mancher, — mit unserm Bilde da zu schaffen? Ich sehe eine der schönsten Stromgegenden Europa's vor mir aufgethan, langsam steuert ein Marktschiff durch das Thor des Engpasses, den die steilen Felsen an beiden Ufern bilden, und mich ergötzt die Perspektive, welche, wie die einer tiefen Meerbucht, die Concuren der im Strome wurzelnden Bergmassen schließen. Vortrefflich ist die Ansicht, schön wie das Epos eines zeichnenden Dichters; und doch ist's, — schon die Unterschrift sagt's mir, — nur eine treue Copie vaterländischer Natur!“

So ist es; keine Linie in diesem Bilde gehört der Phantasie seines Zeichners. Aber betrachte es mit mir noch einmal! — Bemerke, wie jene eichten, ziehenden Wolken im Hintergrunde der Abend mit glühendem Gold umsäumt, wie er Feuer auf die Wimpfel der Bäume wirft und die unzligen, finstern Gesichter der alten Felsen röthet, daß sie ihre Gestalt wohlgefällig im Wasser beschauen. Wie majestätisch erscheint dieß Knochenwerk der Erde, wie ernst das Gebirge, dieß ewig starre, in die Höhe reibende und bleibende, dessen Eingeweide elementarisches Feuer wärmt, welches das todtte Gestein zum Leben und zur Thätigkeit ruft und seinen kahlen Scheitel mit der Pracht des Waldes bekleidet. Und nun, eben dem starken Felsen, als Gegensatz, das bewegliche, fortfließende, in die Tiefe eilende, Verborgenheit suchende Element, das Wasser! — hier in gewaltiger Strom; aber in seinem Wesen eins mit der kleinsten Quelle,



JOHN ROSS, SC.

GIRARD COLLEGE in PHILADELPHIA

und erheben? Steh', ist
Natur immer auf den
im Heiligthume der w
christlichen.

Diesem Gedanke
Das Verhältnisse desselben
nung, daß die Geg
inspanntesten der Dona
der, nur als überflüssig

Girard

Schrimm

die sich im Grase versteckt, und wie sie seine Gewässer zum Ocean hintragend. Hier, wie überall, hat die Natur antagonistische Elemente zusammengepaart, und doch, wie einig erscheinen sie in diesem Bilde! wie mild ist ihr Zusammenstoßen, ihr Auseinanderstreben, ihre Liebe, ihr Haß! Hier, wie überall, können wir erkennen, wie aller Orten auf der Erde ein Allesleben sich äußert, wie es der Natur zahllose Glieder durchströmt, und wie alle ihre Kräfte, trotz eines scheinbaren Kampfes der Gegensätze, in einander und durch einander ewigen Kreislaufes harmonisch sich bewegen: und wenn wir dieß thun, wird da nicht der Anblick dieses geheimnißvollen Wirkens uns mit heiligem Schauer vor der Weisheit des Schöpfers erfüllen, und indem es uns überwältigt, wird es nicht zugleich uns trösten und erheben? Sieh', lieber Leser! so führt jede innige Betrachtung der Natur immer auf den höchsten und lautersten Begriff der Gottheit, und im Heiligthume der wahren Naturreligion findest du die Propyläen der Christlichen.

Diesem Gedanken sollte mein Wortkleid gelten, nicht dem Bilde. Das Dertliche desselben ist für dich ohne Bedeutung, und selbst die Bemerkung, daß die Gegend bei Kellheim (oberhalb Regensburg) eine der imposantesten der Donauufer ist, kann, dem vortrefflichen Konterfei gegenüber, nur als überflüssige Wiederholung erscheinen.

Girard's College in Philadelphia.

Septimius Severus hinterließ seinem Sohne und Nachfolger als letzten Ausdruck aller Regentenweisheit die Mahnung: die bewaffneten Legionen allein zu ehren, alles Uebrige aber, Kunst, Wissenschaft, Bildung, Unterricht für nichts zu achten.

Wohin das römische Weltreich auf diesem Weg gekommen ist, weiß jeder Schlußnabe.

Die Lehren der Geschichte gehen an den Lebenden unbeachtet vorüber. Seit den letzten Erschütterungen der westeuropäischen Gesellschaft durch die Revolutionen hat es Inhaber der Gewalt gegeben, welche nicht angefaßten haben, das Wort des Cäsars zu wiederholen, und an manchen andern Orten, wo es nicht ausgesprochen wurde, weisen Thatsachen darauf hin, daß man in der Praxis dem Grundsatz nicht abhold sei, wenn man auch

ihn offen zu bekennen sich scheute. Dieser Geist frist sich alle Tage tiefer in die Schichten der Gesellschaft. Er bereitet der Rohheit und Barbarei den Pfad; er bringt Urtheile, Gefühle und Anschauungen in Umlauf, die den Humanitätsinteressen feindlich sind. Eine augenfällige Mißachtung der Attribute ächter Bildung hat das Volk ergriffen, die Ehrfurcht vor dem Erhabenen und Schönen in Kunst, Wissenschaft, Leben und Streben ist von dem barbarischen Respekt vor den bloß materiellen Gütern und Genüssen in den Hintergrund gedrängt. Das Reich des Gedankens, sofern es sich über die Schranken des Materiellen erhebt, das geistige Schaffen, sofern es nicht greifbaren Nutzen bringt, ist in den Augen der Mehrzahl ein phantastisches Nebelreich, ein fades und nutzloses Spiel, der Mühe nicht werth, die es kostet. Würste man nicht aus der Geschichte, was solche Phasen in den Begriffen einer der Verwilderung sich zuneigenden Zeit auf sich haben, wie sie enden und wie sie wechseln, so könnte man wohl an dem Fortschreiten menschlicher Gesittung irre werden und den Funken vermünschen, der seine Träger über die Masse erhebt. Aber allen Fortschritt begleitet von jeher ein Ebben und Fluthen, und wenn auch zu Zeiten einzelne Kulturformen zerfallen, und das Gemeine das Bessere zu überwuchern und zu unterdrücken droht, das Wirken für geistige Zwecke, das Schaffen für geistiges Gut bleibt doch immer das Ewige, das Unvergängliche, das des Menschen Würdige; das Einzige auch, welches das materielle Streben adelt, indem es sich mit demselben verbindet. Wenn der Reichtum sich selbst nur als ein Mittel für höhere Zwecke betrachtet und diesen Zwecken sich opfert, so erscheint er ehrwürdig, während Derjenige, welcher das Geld um des Geldes willen aufhäuft, oder es mißbraucht, um sich in Lust zu wälzen, ein Thor ist oder ein gemeiner Mensch, der unsere Verachtung verdient.

Es ist oft behauptet worden, daß niemals müheloser, rascher und häufiger Reichtümer erworben wurden als jetzt; niemals aber auch zugleich die Beispiele eines edlen, würdigen, ehrenden Gebrauchs derselben so selten vorkamen als in unserer Zeit. Ich glaube, das Verhältniß ist immer so gewesen. In der moralischen Durchschnittsgröße der Menschen zwischen Sonst und Jetzt gibt es keinen Unterschied. Die großen Geister, welche sich über die Menge erhoben, waren im Alterthum nicht häufiger, als gegenwärtig. Die Fortschritte, welche in neueren Zeiten Wissenschaft, Kunst, Religion und Philosophie gemacht haben, stehen damit in keiner Beziehung; denn sie können so wenig große Männer machen, als ihre Erscheinung verhindern. Dieselben Ursachen, welche Plutarch's Helden vor drei oder vier und zwanzig Jahrhunderten hervorriefen, sind auch heute noch wirksam. In der Zeit ist das Geschlecht nicht progressiv. Phocion, Sokrates, Anaxagoras haben keine Schule hinterlassen. Die ihnen Ebenbürtigen werden nicht nach ihren Namen genannt, sie sind selbst Meister und Lehrer. Was den Zelten drum und dran hängt: Wissenschaft, Künste,

Erfindungen, — sind nur ihr Gewand; die Menschen erstarken sie nicht. Guß und Luther thaten mit geringern Mitteln tausend Mal mehr als die Kirchen-Reformatoren der Neuzeit; Galilei machte mit einem Fernrohr, kaum unseren Opernguckern an Lichtstärke gleich, prächtigere Entdeckungen im Himmelsraume als mancher neuere Astronom mit seinem Riesenteleskope; Newton erforschte das Gesetz, welches das Weltall zusammenhält, nach dem Fall eines Apfels; Columbus fand Amerika in einem unbedeckten Boote; die Drake, Hudson und Franklin umschifften die Erde und drangen in die unbekannten Regionen des Polarmeers in Fahrzeugen, auf denen sich jetzt kein Schiffer über die Nordsee wagt; wir zählen die Verbesserungen der Kriegskunst unter die Triumphe der Wissenschaft, und doch eroberte Napoleon Europa durch den Bivouak, — durch die Entlastung der Heere von allen Hülfsmitteln, wodurch er ihnen schnellere und leichtere Bewegung gab. Alle diese Menschen folgten dem Grundsatz: „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen.“ Jeder Mensch, der weiß, daß ihm die Kraft eingeboren ist, geht selbstvertrauend und aufgereckten Hauptes durch das Leben, er gebietet seinen Mitteln, er wirkt Wunder.

In solcher Weise that und schaffte der Mann, dessen großartiger Sinn für ein gemeinnütziges und wohlthätiges Wirken jene Prachtbauten aufrichtete, welche unser Bild in seinen engen Rahmen gefaßt hat. Girard gebrauchte kühn das Glück, wenn es sich ihm anbot; er faßte es beim Schopfe, wenn es ihm begegnete. Er machte es nicht wie die meisten Menschen, die mit ihm spielen, und bald gewinnen, bald Alles verlieren, je nachdem sein Rad rollt. Er hielt den Reichthum werth; aber er pflegte zu sagen: „Reichthum bringt nicht Frieden. Nichts kann den Frieden bringen, als die Verfolgung eines guten und großen Lebenszwecks“.

Stephan Girard begann seine Laufbahn als Schiffsjunge auf einem kleinen Rauffahrer. Schläge waren sein täglich Brod. Er hielt aus, wurde Mateuse, stieg zum Steuermann und im vier und zwanzigsten Jahre führte er als Kapitän seines Herrn Schiff. Das türkische Element war ihm jedoch nicht hold. Schiffbrüchig, rettete er kaum das nackte Leben, gab das Schiffergewerbe auf und fing einen Hausirhandel auf dem Lande an, mit dem es ihm anfänglich auch nicht glücken wollte. Er zog mit seinem Waarenkarren von Ort zu Ort, von Staat zu Staat, tauschte, gab Kredit, machte bald da einen Gewinn, wurde bald dort um noch mehr betrogen. Er gerieth in Schulden und Verlegenheiten, welche keine andere Wirkung hatten, als seine Anstrengungen zu verdoppeln, und ihn vorsichtiger zu machen. In wenigen Jahren überwand er alle Verluste, er kam zu Vermögen, und durch seinen persönlichen Kredit konnte er über das Vermögen Anderer gebieten. Strenge Redlichkeit und unerbürliche

Treue im Einhalten seiner Versprechungen und Verpflichtungen waren die Träger seiner Handelsweise und erwarben ihm bei Allen, die mit ihm verkehrten, unbeschränktes Vertrauen. — Der Millionär Stephan Girard machte einst die Bemerkung: „Als ich 1000 Dollars werth war, kommandirte ich mehr Geld als heute.“

Ohne eigentlich vom Glück begünstigt zu werden, aber durch kluge, umsichtige Kombinationen und ein spekulatives, großartiges, kühnes Benützen derselben, verbunden mit eisernem Fleiße, wurde Girard allmählig der reichste Mann des Landes. Kein Zweig der Geschäfte war ihm fremd. Er hatte sich in Philadelphia niedergelassen, und von da aus errichtete er seine Filiale in allen Theilen Amerika's. Er baute Schiffe, Kanäle, Eisenbahnen, errichtete Banken, seine Spekulationen umfaßten den Erdfreis. Dabei blieb seine Lebensweise so einfach, wie sie gewesen, als er im kleinen Store feil hielt. Er arbeitete täglich 10 Stunden auf seinem Komptore, und opferte von der übrigen, ihm zur Ruhe und Erholung nöthigen Zeit noch einen beträchtlichen Theil, um Andern zu rathen, Hilfsbedürftige anzuhören, Vorschläge und Pläne zum gemeinen Nutzen zu prüfen und den öffentlichen Angelegenheiten des Staats als guter Bürger zu dienen. Kein Wunder, daß er unter seinen Mitbürgern der Gegenstand allgemeiner Verehrung war. Wenn das kleine schwächliche Männchen mit der von Sorge und Arbeit tiefgefurchten Stirn und dem wohlwollenden Auge (das eine war erblindet) durch die Straßen ging, so begegneten ihm auf jedem Schritt die Zeichen der öffentlichen Aufmerksamkeit und Hochachtung. Viele kamen expref nach Philadelphia, um eine Gelegenheit zu haben, den Mann von Angesicht zu sehen, dem ihre enthusiastische Bewunderung gehörte. Girard war der Ehren wohl werth, die ihm erzeigt wurden, und die er mehr als eine Last, denn einen Lohn betrachtete. Als ihn einst der Präsident Jackson besuchte und Girard sich wunderte, daß der Cincinnatus den reichen Geldmann heimsuchte, antwortete jener: „Ich besuche Sie nicht um Dessen willen, was Sie haben, sondern wegen Dessen, was Sie geben.“ —

In äußeren Manieren war Girard schlicht und einfach, in seinem Wesen kurz angebunden, in seiner Unterhaltung wortfarg; wenn sich aber die Reugier an ihn drängte, so konnte er, ohne auf die Person zu sehen, selbst hart und zurückstoßend werden; denn er pflegte zu sagen: „Ich will lieber einen Spitzbuben an meiner Kasse, als einen Zeltlieb auf meiner Stube sehen.“ Gegen seine Untergebenen war er in der Forderung treuer Pflichterfüllung streng und hart; aber hatte einer die Prüfung bestanden, dann konnte er auf ihn in allen Nöthen des Lebens, wie auf einen treuen Freund und Vater rechnen, und seine Fürsorge für Diener und Gehülfen blieb noch ihren Familien, wenn jene schon längst gestorben waren. Girard besaß die unschätzbare Kunst, jede Fähigkeit und jedes Talent schnell zu erkennen und mit sicherem Takte die Stellung zu wählen, in der es am

nützlichsten zu wirken vermochte. Alle Eigenschaften eines Herrschers waren ihm angeboren. Er hätte ein Reich mit eben der Sicherheit und dem Erfolg verwalten können, mit dem er seine zahlreichen Etablissements und die ausgedehntesten Spekulationen leitete. Seinem Glücke, sagte man, vertraue er so zuversichtlich, wie Cäsar. Es mochte Wahres daran sein. Er asskurirte niemals gegen Seegefahr.

Girard forderte jederzeit die unbedingte Erfüllung seiner Befehle von seinen Dienern und Gehülfsen. Auch die beste Absicht konnte den Zuwiderhandelnden nicht entschuldigen. Einstens gab er einem seiner Schiffskapitäne den Abschied, weil er von einem Befehle abgewichen war, dessen strikte Befolgung Schiff und Ladung zu unvermeidlichem Verlust gebracht haben würde. „Aber ich habe ja“ — sagte der Betroffene, — „Schiff und Ladung gerettet!“ — „Aber Sie haben,“ antwortete Girard, „in mir das Bewußtsein erschüttert, daß meine Befehle wörtlich vollzogen werden, und dieß empfinde ich schmerzlicher als den Verlust einer Flotte. Hier sind 1000 Dollars; wir bleiben geschiedene Leute“. Während dem unverschuldeten Unglück und dem hülfedürftigen Verdienst Ohr und Kasse bei ihm immer offen standen, wies er gewöhnliche Bettelei barsch zurück. „Ich habe keine Zeit, euch anzuhören, und keinen Cent für euch entbehrlich“, — sagte er trocken, wenn ihm die Zubringlichen lästig wurden. In Geschäften wahrte er seinen ehrlichen Vortheil bis in's Kleinste und vertheidigte ihn mit Hartnäckigkeit. „Der ist kein Geschäftsmann“, pflegte er zu sagen, „der nicht den Cent festhält, welcher ihm mit Recht gehört. Der Geschäftsmann hat nichts zu verschenken; wenn vom Geben die Rede ist, muß man zum Patrioten und zum Menschen gehen“. Girard borgte dem Staate nur dann, wenn ihm die öffentliche Noth alle Kassen verschloß. „Dann ist Mr. Girard zu Hause“, sagte er dem Finanzminister, „eher nicht“. Und dann borgte er zu gewöhnlichem Zins, ohne weiteren Vortheil zu suchen. — Als Jemand ihn einst fragte: „Aber Herr Girard, wie machten Sie es möglich, ein so ungeheures Vermögen zu erwerben?“ — antwortete er: — „Sie hätten fragen sollen, wie ich's machte, zu den ersten hundert Dollars zu kommen“.

In Glaubenssachen hatte Girard freie Ansichten. Er haßte Pfaffen und Pfaffenwesen aus dem tiefsten Seelengrunde, und nannte sie die Hauptursachen alles Verderbens und das ewige Hinderniß des menschlichen Fortschritts. Für christliche Kirchenparteien und Sekten hatte er keinen Respekt. — Wenn er zu Beiträgen für Kirchenbauten u. aufgefördert wurde, gab er zwar reichlich und alle Zeit, aber bei solchen Anlässen fielen oft beißende Bemerkungen. „Die Welt ist das Haus Gottes und der Himmel ist sein Altar; und ihr wollt ihm einen Käfig machen?“ — schnurrte er einst den Sammler für einen Kirchenbau an.

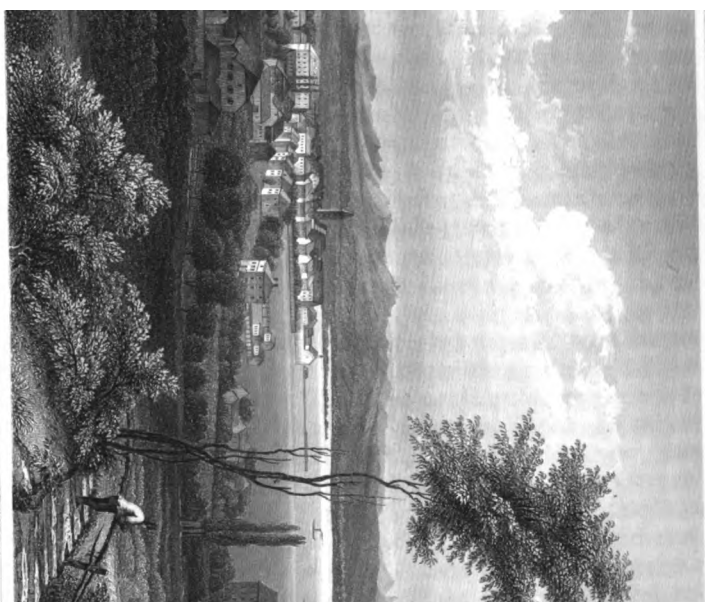
Alt geworden, zog Girard seine Geschäfte in engere Kreise zusammen; er löste seine Filiale auf und suchte sein Vermögen zu centralisiren. —

Kein Jahr verging, daß er nicht wohlthätige Anstalten in einem oder dem anderen Theile der Union fördern half, oder gemeinnützige Zwecke mit ansehnlichen Summen unterstützte. Doch den großen Gedanken für die Hauptverwendung seiner gesammelten Schätze hielt er geheim bis wenige Jahre vor seinem Tode. Da veröffentlichte er seinen Plan für sein berühmtes College, das die Waisenkinder ganz Pennsylvaniens erzieht und unterrichtet, — und ehe ein Jahr verging, erhoben sich die Marmorsäulen auf ihren Sockeln, und nach vier weiteren Jahren erlebte er die Eröffnung seiner großherzigen Anstalt, welche seines Namens Gedächtniß und sein menschliches Wirken auf die fernsten Zeiten bringen wird.

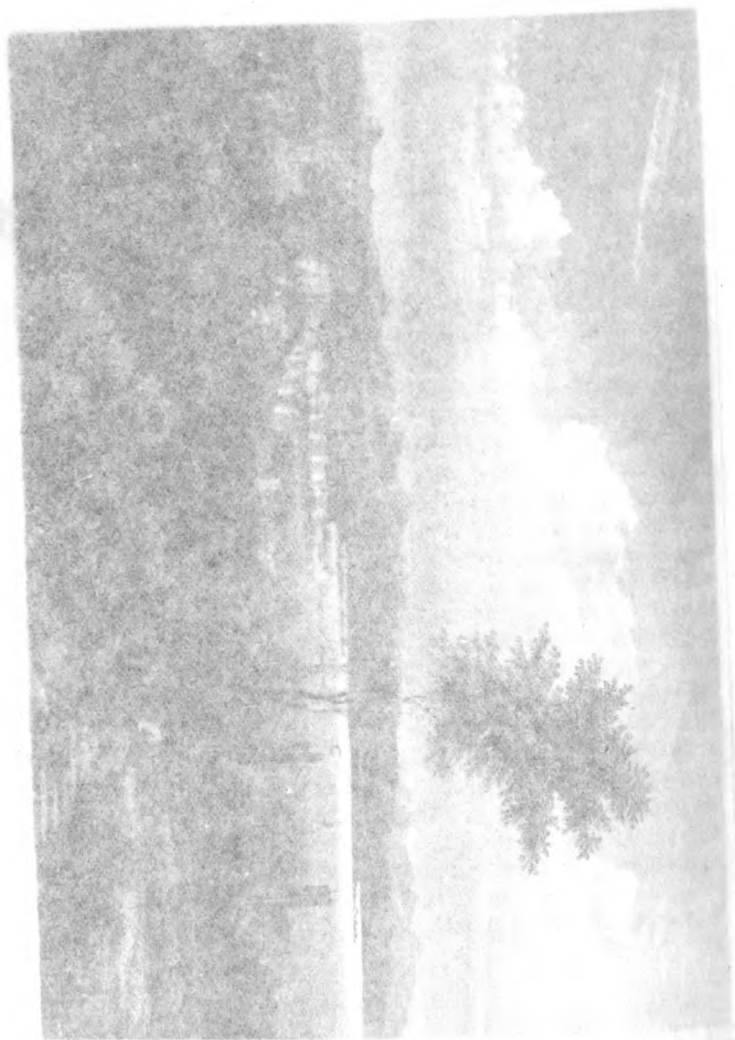
Die Organisation der Anstalt schließt die Mitwirkung der Geistlichkeit gänzlich und für alle Zeiten aus. Er sagt in der Stiftungsurkunde ohne alle Umschweife: — „Kein Pfaffenfuß soll je die Schwelle meines Werks berühren; denn er würde es verunreinigen. Keiner meiner Zöglinge soll in religiösen Vorurtheilen aufgezogen werden. Alle sollen ihren Glauben unbefangen aus sich selbst schöpfen, wenn die Zeit gekommen ist, wo sie dazu fähig sind, Gott aus seinen Werken zu erkennen“. Girard gestattete das Lesen des Neuen Testaments unter Lehrern, die Laien sein müssen. — „Ich schließe die Priesterschaft aus“, sagte er — „mich auf des Herrn Ausspruch stützend: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“.

In „Girards-College“ finden die Waisen des Staats Pennsylvanien die sorgfältigste leibliche Pflege, trefflichen Unterricht in allem Nützlichen und Schönen und alle Talente die Mittel zu ihrer Entwicklung und Ausbildung, bis die Zöglinge die Jahre erreicht haben, wo sie sich, gestützt auf eigene Kraft, selbstständig fortbringen können. Alle Einrichtungen, vom Geiste echter Humanität getragen, sind musterhaft. Stephan Girard, lebte noch lange genug, um Zeuge vom Ausblühen seines großen Werks zu sein, und sich am Spätabend seines langen Werkeltages daran zu erfreuen.

Als Girard vor einigen Jahren starb, kledete sich ganz Philadelphia in Trauer, und der Kongreß sprach seine Klage über den Verlust des großen Patrioten und Philanthropen auf die ehrenvollste Weise aus. Die Universalerben seines ungeheuern Vermögens waren — die Waisen und Verlassenen.



THE DORSETSHIRE
and Dorset.



Friedrich

Die Ansichten
Grundcharakter, der
geungen sind freun
den belebte Wasser
gehört, großartig;
— das Vorland mi
jem, alte Burgen,
lichem Wald gekrön
aufsteigende Säntis
schließen. — Dieß
rade, und weiterhi
sch vordringende
theater der Voralb

Meersburg,
schmucke, aufblüh
Während Meerß
Geheins zerstreute
weise Klust gewo
Reisenden durch d
Stimmung verse
Gemüth mit Hei
herrliche Aussicht
hoben übersteht n
Länge; einerseits
durch das der M
genüber zeigen
Jochen ihre Fels
staltigen und re

Friedrich
in eine Schöpf
Schöpfkind mit
ausstaltete.

Friedrichshafen am Bodensee.

Die Ansichten vom schwäbischen Ufer des Bodensees haben einen Grundcharakter, der allen gemeinschaftlich angehört. Die nächsten Umgebungen sind freundlich und blühend; der von Dampfsbooten und Schiffen belebte Wasserspiegel des Sees ist nach allen Richtungen breit, ausgedehnt, großartig; gegenüber liegen die Schweizerufer in blauer Ferne: — das Vorland mit den Dörfern und Städtchen, den Klöstern und Schlössern, alte Burgen, welche die rebenbewachsenen Gelände, oder die mit stattlichem Wald gekrönten Höhen überragen, und im Hintergrunde die himmelanstreigende Säntiskette, an die sich die Schneegebirge von Glarus anschließen. — Dießseits aber, zur Linken, prangen die bayerischen Gebirge, und weiterhin, unter Habsburgs Banner, das umdüsterte, aus Felsen sich vordrängende Bregenz mit seinem Waldgebirge und dem Amphitheater der Vorarlberger Alpen.

Meersburg, — der uralte Thurmwart des Sees, — und das neue, schmucke, aufblühende Friedrichshafen sind die günstigsten Standorte. Während Meersburg, das graue Felsneß, mit seinen, in den Rissen des Gesteins zerstreuten Gräbern und Grabsteinen, und der kühn über eine breite Kluft geworfenen Brücke, deren Alter an die Römerzeit grenzt, den Reisenden durch den Kontrast mit der lachenden Umgebung in eine elegische Stimmung versetzt, erfüllt dagegen das junge Friedrichshafen das Gemüth mit Heiterkeit, befreundet es mit der Gegenwart und läßt die herrliche Aussicht über See und Gebirg froh genießen. Von Friedrichshafen übersieht man den ganzen See auf- und abwärts in seiner ganzen Länge; einerseits bis Konstanz, andererseits bis zu dem breiten Vorlande, durch das der Rhein seine blauklaren Gewässer in den See ergießt. Gegenüber zeigen die Gebirge der innern Schweiz mit ihren Zacken und Jochen ihre Felsenfirnen, und steigen terrassenförmig, mit den mannichfaltigsten und reizendsten Staffagen geschmückt, zum Gestade hinab.

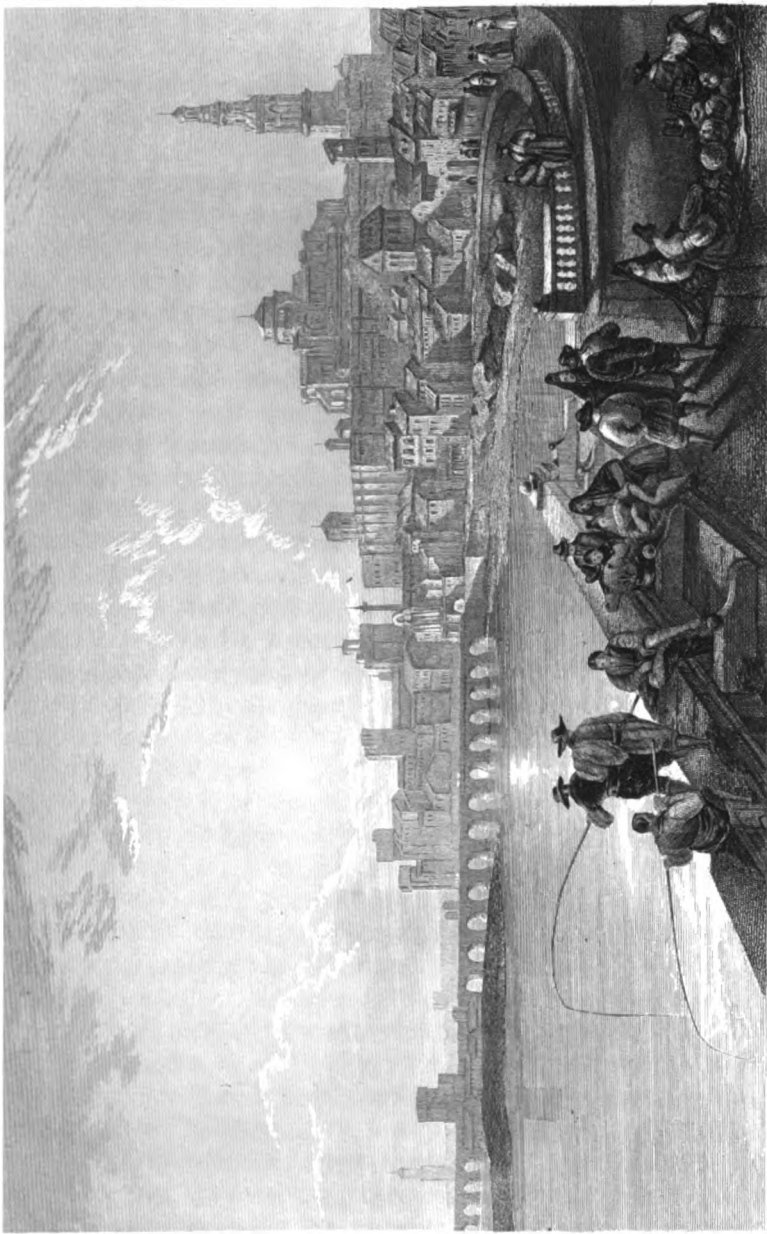
Friedrichshafen (das ehemals reichsfreie Städtchen Buchhorn) ist eine Schöpfung des jetzigen Königs von Württemberg, welcher sein Schooskind mit Privilegien und kostspieligen Verkehrseinrichtungen reich ausstattete. Ein großes Gedeihen hat die königliche Sorgfalt reich belohnt.

Die Stadt ist der Endpunkt der württembergischen Eisenbahn; sie vermittelt den Verkehr Deutschlands mit der Schweiz und Italien, dessen Vortheile und Wichtigkeit von Jahr zu Jahr besser erkannt und benutzt werden. Der Hafen ist der belebteste am ganzen See; die regelmäßige Verbindung mit den übrigen Städten des Ufers besorgen neun Dampfschiffe und die Zahl derselben ist beständig im Wachsen.

Cordoba in Spanien.

Wenige Städte der Erde sind so merkwürdig durch ihre Schicksale, so sehenswerth wegen der Pracht ihrer Denkmäler, so beneidenswerth durch die Herrlichkeit ihrer Lage, als das königliche Cordoba. Amphitheatralisch am Abhang eines Gebirgs gebaut, dessen Fuß ein reizendes Thal umgibt, in welchem der breite Guadalquivir seine Wogen hinwölzt, gewährt es, umgürtet von starken Mauern, die 128 Thürme tragen, in der Ferne einen Anblick, der die Zeit, wo Cordoba unter den Hauptstädten der Erde als eine der größten und herrlichsten prangte, in die Gegenwart herüberzaubert. Aber die Täuschung schwindet, sobald man das Innere der Stadt betreten hat. Eine Menge Felder und Weinberge breiten sich über den bei weitem größten Theil des bewohnbaren Raumes. Verfall und Verödung sind überall sichtbar, die herrlichsten Paläste stehen einsam; mehrere sind ohne Thüren und Fenster und gar nicht, andere nur zum kleinsten Theil bewohnt. Die Gebäude der eigentlichen heutigen Stadt bedecken kaum den dritten Theil des Raumes innerhalb der Ringmauern, und sie stehen in engen, krummen und schmutzigen Gassen zusammen. Die öffentlichen Plätze sind unregelmäßig, nur der Hauptmarkt macht eine Ausnahme; durch seine herrliche Piazza ist er noch immer einer der schönsten der Welt. Die Zahl der Einwohner war einst 300,000; — sie beträgt jetzt etwa 41,000. Der Bodenreichtum der Umgegend nährt das Volk reichlich bei wenig Arbeit; aber Gewerbe und Handel, einst hier weltberühmt, sind verschwunden. Selbst die Seidenfabriken, welche noch blühten bis in die neuere Zeit, sind unter den Stürmen, welche das arme Spanien seit länger als einem halben Jahrhundert verwüstet haben, größtentheils zu Grunde gegangen und die berühmten königlichen Stutereien bestehen, aus





COLEDOVA

verwüsteten die Stadt, und
Zit gingen schon damals
Die Herrschaft der
nahmen, wurde, nachde
durch langen Frieden und
besüßigt hatte, durch ein
welche sich aus Arabien
kelad, genannt das
hatte in fanatischer Beg
heten, ewigen Krieg
Im Jahr 632 zogen die
der Araber aus ihren W
angeborener Raubsucht u
Welteroberung ihr
der Strom, dessen ein
der andere das mit her
suchete, wo ihm Herd
sich mit großen Heere
diese vernichtet hatten
Provinzen die Bahn
ber über die Pandon

Mangel an Fonds, bloß dem Namen nach. Nichts, auch nicht ein einziges Gebäude, gibt von der Gegenwart ein erheiterndes Zeugniß; alles deutet auf den furchtbaren Schicksalswechsel hin, welchen Cordoba erduldet.

Cordoba ist eine Gründung Rom's — und ward durch eine Gesellschaft auswandernder Patrizier erbaut, weshalb sie auch in den ersten Zeiten Colonia patricii hieß. Später nahm sie den Namen Corduba an. — Ihre herrliche Lage und gesunde Luft machten sie zum Lieblingsaufenthalt vornehmer römischer Geschlechter, und sie galt, als Rom sank und die Gothen die Pyrenäen überstiegen, Spanien und auch Corduba eroberten, für eine der schönsten Städte der iberischen Halbinsel. Die Gothen verwüsteten die Stadt, und die herrlichsten Denkmäler aus der klassischen Zeit gingen schon damals unter. —

Die Herrschaft der Gothen, welche allmählig römische Kultur annahmen, wurde, nachdem sie ein paar Jahrhunderte gedauert und sich durch langen Frieden und innige Verschmelzung der Besiegten und Sieger befestigt hatte, durch eine Art zweiter Völkertwanderung unterbrochen, welche sich aus Arabiens Steppen durch Nordafrika gegen Europa wälzte. Kelab, genannt das Schwert Gottes, der Nachfolger Mahomed's, hatte in fanatischer Begeisterung für die Ausbreitung der Lehre des Propheten, ewigen Krieg erklärt gegen die Ungläubigen auf der ganzen Erde. Im Jahr 632 zogen die unter der Fahne Mahomed's vereinigten Stämme der Araber aus ihren Wüsten, eine furchtbare Völkerfluth, getrieben von angeborener Raublust und brennend von frisch entglühetem Enthusiasmus, Weitereroberung ihr offen verkündigter Zweck. In zwei Arme theilte sich der Strom, dessen einer sich ostwärts über Persien hinwälzte, während der andere das mit herrlichen und festen Städten prangende Syrien überschritt, wo ihm Heraklius, der Kaiser des römischen Ostreichs, vergeblich mit großen Heeren tapfer entgegentrat. Als zwei Hauptschlachten diese vernichtet hatten und der Weitereroberung der römisch-asiatischen Provinzen die Bahn gebrochen war, wendete sich eine Abtheilung der Araber über die Landenge von Suez dem Westen zu, und drang brennend, verwüstend, ausstügend durch ganz Aegypten. In schnellem Siegeslaufe brachte Amrud, der Feldherr der Araber, das ganze Nilland mit seinen königlichen Städten in des Kalifen Gewalt. Nur die Lybische Wüste hütete für jetzt den Strom der Sarazenen, weiter westwärts zu dringen. — Kelab's Nachfolger verfolgten den Weitereroberungsplan, und unter El Walid stieg die arabische Macht am höchsten. Die Lybische Wüste war schon früher von den Arabern überschritten, Carthago erobert, und ganz Nordafrika bis nach Ceuta hin verheert und in Besitz genommen worden; El Walid's Feldherren, in drei Welttheilen Sieger, drangen über die Meerenge Gibraltars, vernichteten die tapfer widerstehenden Heere der christlichen Gothen, erstürmten und zerstörten ihre Festen und pflanzten, zum Schrecken

von ganz Europa, Mahomed's Fahne auf den Gipfeln der Pyrenäen auf*). Ganz Spanien war in ihrer Gewalt.

Aber nicht unbestritten blieb sie. Viele vertriebene Gothen hatten sich in die nördlichen und westlichen Gebirge geflüchtet, und sie fanden dort bei den kühnen, nie ganz bezwungenen Stämmen der Ureinwohner Schutz und Beistand. Ein mächtiger Kleinrieg, den der wüthendste Religionsfanatismus nährte, dauerte fort, verderblich für das Land; — denn die Schwierigkeit, ihre Macht auf der Halbinsel zu befestigen, brachte die Sarazenen gegen die christliche Bevölkerung noch mehr auf und beförderte das grausame Werk ihrer Verfolgung. Spanien schwamm in Blut, und was von der römischen Herrschaft und Blüthe nach den Eroberungsplänen der Gothen und Vandalen Großes erhalten worden war, ging vollends unter.

Unterdessen zerfleischte innerer Hader das arabische Weltreich. Ein Seitenzweig von Mahomed's Haus hatte sich, nach Austilgung der direkten Nachkommenschaft des Propheten, in Besitz des Throns von Damascus gesetzt, und die Omaisjaden herrschten usurpatorisch über die Gläubigen; mit den Schrecken der Tyrannen und wie diese gehaßt. Einige Generationen hindurch hielt Despotie die Gluth unterdrückt; unter Merwan brach sie in Flammen aus. Ibrahim, Enkel eines Oheims des Propheten, el El-Abbas (Stifter des Hauses der Abbassiden), wurde in Chorosan vom Heere als Herrscher ausgerufen; zwar bald ermordet; aber dann sein Bruder, Abdullah, statt seiner zum Gegen-Kalifen erwählt. Merwan verlor gegen diesen in einer Hauptschlacht am Nil Leben und Reich, und das Geschlecht der Omaisjaden wurde von dem Sieger schonungslos ausgelöscht bis auf den letzten Zweig. Also vergalt Nemesis die Ermordung der Enkel des Propheten.

Nur ein einziger Sproßling des Fürstengeschlechts, Abdorraman, entrannte, verkleidet und nach wunderbaren Schicksalen in das ferne Abendland. Die Thäler des Atlas verbargen ihn als Flüchtling; Spanien nahm ihn als Herrscher auf. Dieser entlegenen Provinz waren die Parteilungen des Hauptlandes fremd geblieben; sie ehrte das Haus, unter dessen Scepter sie vom Anbeginn gestanden. Also baute der noch einzig übrige Abkömmling der Omaisjaden, durch Glück und Muth, in Spanien einen neuen Thron, welcher längern und festeren Stand als der verlorene in Damascus hatte. Und zur Hauptstadt dieses auf immer vom großen Kalifat getrennten Reiches erkor er Cordoba.

*) Die glorreiche Schlacht bei Poitiers (772), — die sechstägige — in der 350,000 Sarazenen ihr Leben verloren, und „das hochstämmige, kühne Geschlecht der Deutschen, mit mauerfester Brust und eisernem Arme streitend“, unter Karl Martell endlich zur Vertilgung des Araberheeres den Ausschlag gab, machte dem Welt Eroberungspläne der Araber und dem weitem Vordringen derselben von dieser Seite bekanntlich für immer ein Ende, und die Sarazenen, das schon halb eroberte Frankreich verlassend, zogen sich hinter die Pyrenäen zurück.

Der Stolz und die Prachtliebe seiner Beherrscher (die sich gleichfalls Kalifen nannten) und ihr Reichthum, die Frucht einer wenigstens im Anfang weisen und kräftigen Verwaltung, erhoben Cordova bald zur würdigen Nebenbuhlerin von Bagdad. Der Segen der Natur, mehr noch der Zauber des Throns, zogen die angesehensten Familien des Reichs in seine Mauern, und ein Palast stieg nach dem andern empor. Die Liebe zu den Wissenschaften und der Kunst schmückte häufig den Thron der Kalifen; Cordova ward der berühmteste Sitz der Bildung. Als Rom verwüstet in Schutt lag, Italien abwechselnd dem Greuel der Bürgerkriege und der Plünderung der Sarazenen preisgegeben in Barbarei versank, in Byzanz die Kultur verkümmerte und das oströmische Reich seine Lebenskraft im vielhundertjährigen Todeskampfe gegen die Ungläubigen verblutete; als der von Karl dem Großen im Westen der Pyrenäen angezündete Strahl der Kultur wieder längst erloschen war, und in Frankreich, in Deutschland, in England und in den Ländern der Donau das rohe Faustrecht und die vom eurinischen Meere einwandernden Horden Alles in Finsterniß und Verwilderung stürzten: war Cordova der Altar, auf welchem der Kultur heiliges Feuer fortbrannte, das leuchtende und erwärmende Strahlen in des Westens barbarisches Dunkel warf.

Aber nach dem ewig wiederkehrenden Verhängniß der asiatischen Reiche, als unausbleibliche Folge des Einflusses der Despotie, auf welche sie alle sich gründen (da jene immer erstarrend auf das gesellschaftliche Leben und geisttödtend auf die Völker wirkt), ermattete im Laufe der Jahrhunderte das Kalifat; sein Glanz fing an zu erbleichen. Der Enthusiasmus, welcher die Jünglinge des Propheten in den ersten Perioden des Reichs zur Ausbreitung des Korans und zur Ehre Allah's fröhlich in die Schlachten gegen die fort und fort mehr Macht und Ruhm gewinnenden Christenheere der fränkischen Herrscher, und die wie ein Phönix aus der Asche hervorgehenden gothischen Volksreste trieb, wurde schwächer; die erste Heldenperiode war vorüber. Liebe des Genusses, Neigung zu friedlichen Gewerben, zur Ruhe, und stille Wißbegierde hatten den kühnen Geist der Araber gebändigt, ihre Schwerter stumpf gemacht. — Glücklich noch für sie, wären sie einig geblieben, hätte Theilung der schon geschwächten Kraft diese nicht noch mehr vermindert. Das Haus der Omajjaden, unter welchem Cordova so groß geworden, fiel (1038) nach dreihundertjähriger Dauer durch Verschwörung und Aufruhr mächtig gewordener Vasallen; mit ihm das Kalifat. Das arabische Reich löste sich in eine Menge kleiner Staaten auf, und neben einander sah man die Königreiche Cordova, Toledo, Sevilla, Saragossa, Badajoz, Algarbien, Granada, Valencia, Murcia, Almeria, Mallorca u. entstehen. Schon hatten die gothischen Stammreste von den kantabrischen Gebirgen aus nach und nach die Araber aus ganz Gallizien gedrängt, und unter Ordoño dem Zweiten, der den Titel eines Königs annahm, sah man in Leon die Wiege der zu

neuem Glanz emporblühenden christlichen Macht. Es war ein kleiner Haufen, diese Gothen, aber in jedem Einzelnen lebte die Begeisterung des Helden und die Idee, für den Triumph des Christenthums zu streiten, machte so zu sagen ihre Sache zu der des ganzen christlichen Europa. Es zogen ihnen alljährlich Schaaren der feurigsten, heldenmüthigsten Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern der germanischen Völkerstämme zu, um in ihren Reihen den Ruhm des christlichen Namens ersehten zu helfen, und also ward ihr langer Kampf gegen die Mauren die glorreichste Periode des christlichen Ritterthums. Aber von der andern Seite erhielten auch die Sarazenen oft und in den gefährlichsten Tagen Hülfe von Glaubensbrüdern aus Afrika, und die gemeinschaftliche Gefahr einigte nicht selten die Getrennten zum tapfersten Widerstand. Die Mauren (Araber) stritten, als sie die Uebermacht der christlichen Waffen fühlten und einsahen, daß es um Sein und Nichtsein sich handelte, mit Löwenmuth, wichen nur schrittweise, und noch im fünfzehnten Jahrhundert war das Königreich Granada ihr wohlvertheidigtes Besizthum. Erst als zu Ende dieses Zeitabschnitts das ganze christliche Spanien unter einer Krone vereinigt worden, und so vereint die ungeheuerste Uebermacht gegen die Mauren entwickelte, erst dann als der unnatürlichste, innere Hader das unglückliche Granada zerfleischt und das Herzblut der Araber verspritzt hatte (Bruder und Sohn standen gegen den rechtmäßigen Herrscher auf!), ging im letzten verzweifelten Kampfe gegen die Heere der Christen das Gestirn der Moslims für immer in Spanien unter, und mit der Einnahme Granada's (1492) war das spanisch=sarazenische Reich, nach achthundertjähriger Dauer, erloschen.

Cordova war schon früher gefallen. Schon mit dem Sturz des Omajadischen Herrscherhauses und der Auflösung des Kalifats, hatte es seine Blüthenzeit geendet; denn als Hauptort eines kleinen Staats konnte es nicht die frühere Bedeutung der Metropole eines der mächtigsten Reiche behaupten. Indessen war es auch nach der Eroberung durch die christlichen Spanier noch immer groß; denn seiner Bevölkerung, fast ganz arabischer Herkunft, war freie Religionsübung durch Vertrag gestattet, und die Künste des Friedens hielten Wohlhabenheit in seinen Mauern zurück. Aber als Ferdinand die Vernichtung der Maurischen Macht vollendet hatte, als nichts mehr von derselben zu fürchten war, nahm der Katholische (so nannte ihn die Kirche zum Lohn seines Eifers für die Reinigung des Reichs von den Ungläubigen) die Maske ab, und die Welt hörte aus seinem Munde den feierlich proklamirten Grundsatz: daß kein König verbunden sei, Ungläubigen Wort zu halten. Er ließ der gesammten mohamedanischen Bevölkerung bloß die Wahl zwischen Tausch und Auswanderung. Wer konnte, wählte das letztere. 200,000 arabische, wohlhabende Familien verließen ihre alten Wohnsitze und zogen über's Meer in's mauritanische Land. Spanien verlor seine reichsten und betriebsam-

sten Bürger. Ganze Provinzen standen leer und verwilderten. Aber die Kirche triumphirte und rief dem Könige ihr Hosanna zu. Niemals hat sich Spanien von den Folgen dieser kurzſichtigen und grausamen Politik wieder erholen können.

Auch aus Cordova zogen 40,000 Einwohner. Ein Drittel der Häuser wurde leer und der Verfall der Stadt folgte dem Abzuge der Mauren auf dem Fuße, weil mit diesen zugleich Reichthum, Handel und Gewerbe flohen. — Indessen war mit dem freiwilligen Abzuge das Verfolgungswerk nicht vollendet. — Ausrottung des Mohamedanismus bis auf die letzte Spur, war die Aufgabe Ferdinands, und dazu war ein ander Werkzeug nöthig, als die Taufzeremonie der Bleibenden. Dieses Werkzeug wurde in der Inquisition erfunden, in jenem Blutgericht des Glaubens, gleich geeignet der zügellosesten Habſucht des Königthums und der Kirche, wie ihrem Verfolgungsgeiste, zu dienen. Dieses Schreckenstribunal, zunächst errichtet, um die heimliche Ketzerei der getauften Mauren auszurotten, gab Leben und Vermögen jedes Spaniers der Willkür des Staatsoberhauptes und der mit ihm verschworenen Pfaffen preis. Es wurde eine Frist von dreißig Tagen verkündigt, binnen welcher sich jeder ketzerischer Meinung Schuldige selbst angeben und Neue versichern sollte. Gesah dieß, so wurde er bloß um Geld gestraft und für ehrlos erklärt. Niemals durfte er ein Amt bekleiden, weder reiten, noch Waffen tragen. Doch behielt er Leben und Eigenthum. Beides verlor aber der, welcher die Gnadenfrist verstreichen ließ. Viele Tausende gaben sich an; als aber die Frist vorüber war, traten 20,000 besoldete Angeber, Späher und Häscher in Thätigkeit, und schon im ersten Jahre starben über 2000 der angesehensten Familienväter „zur Ehre Gottes!“ auf dem Scheiterhaufen. Auch Abwesende und längst Verstorbene konnten verurtheilt werden, wenn Zeugen deren ketzerische Meinungen beschworen. So hatte man ein Mittel gefunden, selbst unmündigen Kindern und solchen, deren Rechtgläubigkeit nicht in Zweifel gezogen werden konnte, ihr Vermögen zu entziehen. Man holte die Leichname der verurtheilten Verstorbenen, oft bloße Gerippe noch, aus den Särgen und verbrannte sie gleich den Lebendigen.

Spanien füllte sich mit Gefängnissen an, — heilige Häuser nannte sie die christliche Kirche, — deren Einrichtung zum geſſentlichen Zwecke hatte, der Unschuld Schuldgeständnisse abzupressen, oder sie zu Tode zu martern; denn in beiden Fällen wurde die Hauptabsicht erreicht. Starb nämlich ein Angeklagter vor dem Geständniß im Gefängniß, so zeugte dieß wider ihn und seine Güter gehörten dem Staat, der den Raub mit der Kirche (durch Stiftung und Dotirung von Klöstern und Abteien) gemeinlich theilte. — Auch Cordova wurde zu einem Haupttribunal der Inquisition gemacht, und diesem ein Theil des alten Kalifenpalastes, — dessen Trümmer nebst der mit 4000 Jaspissäulen geschmück-

ten großen Moschee (jetzt Kathedrale), noch heute die Bewunderung der Welt find, — zum Wohnsitz eingeräumt. Tiefe unterirdische Gewölbe unter dem Palaste wurden in Gefängnisse verwandelt. Mit Schauern sieht man diese kaum fünf Fuß hohen Zellen, um welche ein stinkender Wassergraben so geleitet ist, daß die Zauche immer zwei Fuß hoch in den Zellen stehen muß, in welchen die Unglücklichen angefettet lagen. Ueber diesen befinden sich die Torturkammern, und jede Zelle communicirt mit denselben durch ein viereckiges Loch in der Decke, durch welches das Martersgeschrei der Gequälten herab zu den Gefangenen drang. Während einer zweihundertjährigen Wirksamkeit soll der Cordover Gerichtshof 17,000 Todesurtheile gefällt haben. — Die Furcht vor diesem grauenvollen Tribunal verleitete noch viele Tausende zur Auswanderung. Cordova entvölkerte sich von Jahr zu Jahr, wie fast alle Städte des unglücklichen Spaniens, und nur der Naturreichthum seiner Gegend hat es bisher vor noch tieferm Versinken bewahrt.

Läßt uns jetzt die Stadt betreten, um genauer zu betrachten, was sie von alter Zeit her noch Schönes bewahrt. Wir kommen von Süden her. Wie herrlich ist die Einfahrt am Kai hin! Wie schön der Hafen, ein weites, im Halbzirkel gebautes Bassin, groß genug, um 80 Schiffe fassen zu können, ein Werk, das uns mit einem Blick sagt, daß Cordova einst auch als Handelsstadt bedeutend gewesen! Jetzt ist die größere Hälfte ausgefüllt mit Roth und Schlamm, und die andere ist nutzlos: denn selten wiegt sich eine armselige Barke auf dem Busen des Guadalquivir. Der Kai, der sich bis zur thurmgepanzerten, altmaurischen Brücke fortsetzt, hat schöne Bisten über Strom und Thal hin zu den blauen Fernen der Sierra. Dunkel schattende Alleen zierten sonst diese Promenade, und eine Menge Springbrunnen erfrischten die Luft; aber jene sind längst verschwunden und diese sind wasserleer und verfallen. Statt des Wogens einer unzählbaren und reichen Bevölkerung sieht man hier selten Menschen: etwa angelnde Müßiggänger und ein paar schlafende Bettler.

Vom Kai aus überblickt man einen großen Theil der Stadt, die sich als ein Chaos von Gebäuden darstellt. Ein paar noble Thürme strecken ihre Häupter heraus; entschiedener als diese aber fesselt ein großes Viereck die Aufmerksamkeit. Ehrfurchtgebietend ragt es hervor, und aus seinem Mauergürtel steigen ein Dom und ein schlanker Glockenthurm auf. Dieß unermessliche Gebäude ist die Moschee des Abdorrahman.

Wir gehen, sie zu besehen. Ein alt-römisches Thor, welches der Brücke gegenüber liegt, führt von dieser Seite in die Stadt. Das erste, was uns auffällt, ist ein Säulenkoloss, ähnlich der Antoninsäule in Rom. Auf deren Spitze strahlt eine vergoldete Statue, die des Engels Raphael, des Schutzheiligen der Stadt. Die Straße am Thore ist großartig und die Wohnungen sind in gutem Stande, aber je weiter man in das Innere der Stadt vordringt, je öder wird es. Bald glaubt man sich an einen

Ort versetzt, der eine harte Belagerung mit Seuchen und Pest überstanden hat. Man sieht altergraue Paläste, die durch Masse und schöne Portale imponiren und große Plätze schmücken, auf denen das Gras Schuh hoch wächst und über Schutthaufen Unkraut rankt. Die Menge geschlossener Klöster, deren unabsehbare Fagaden hier ganze Straßen einnehmen, vermehren den melancholischen Eindruck. Es finden diese prachtvollen, weitläufigen Gebäude hier so wenig wie irgendwo in Spanien Käufer; und ihr neuer Herr, der Staat, läßt sie verfallen.

In düstere Betrachtungen versunken, schreiten wir durch eine, aus einer dicken Quadersteinmasse gebrochenen Pforte, und erst nachdem uns vom Führer bedeutet worden ist, daß wir uns im Vorhofe der großen Moschee befinden, schauen wir verwundernd auf. Der erste Eindruck ist nicht erheiternd. Finster starren rundum graue Mauern empor, Trümmer von herabgestürzten Zinnen und Gesimsen liegen auf dem grünlichen Boden umher und in den Ecken des Hofes reicht überwachsener Schutt bis zur Hälfte des untern Stockes. Aus den leeren Fensteröffnungen weht hie und da ein Strauch und langhalmiges Gras. Die Wände sind fast ohne Zierrath, und die wenigen vorhandenen sind verstümmelt oder verwittert. Erst wenn man weiter in das Innere des unermesslichen Gebäudes gekommen ist, wird man es den davon gehegten Erwartungen entsprechender finden. Schlanke Thore führen in von zierlichen, dünnen Säulen gestützte Bogengänge und in hohe, mit Kuppeln überdeckte Räume, deren magisches Licht von oben hereinfällt. Leider ist vom arabischen Schmucke derselben wenig mehr übrig, und die christlichen Eroberer haben an dem Wunderwerke so lange und so vielerlei geändert und verbaut, daß der ursprüngliche Plan kaum mehr zu erkennen ist. Den mittleren Theil der Moschee hat man zur christlichen Kathedrale gemacht, die, so prachtvoll sie auch ist, sich doch hier ganz am unrichtigen Ort befindet und keinen Ersatz für die Zerstörung gibt, deren Anlaß sie war. Die schlanken, gothischen Fenster, die christlichen Symbole und der reiche Bilderschmuck nehmen sich befremdend aus neben den, den untern Raum zierenden maurischen Arabesken, und die schweren Deckengewölbe lasten erdrückend auf den leichten, arabischen Arkaden. Letztere sind ganz aus kostbarem, vielfarbigem Marmor, und die dazu verwendeten Säulen, über 600, kamen größtentheils aus Aegypten und Kleinasien. — Bei Errichtung der Kathedrale mauerte man einzelne Abtheilungen der Moschee zu, ein Umstand, dem die Nachwelt die vollkommene Erhaltung des schönsten Denkmals des arabischen Kirchenstils verdankt, welches in Europa vorhanden ist. Die berühmte „Kapelle Mohameds“ ist im Jahr 1815, als man bei Ausbesserung der Kathedrale eine schadhafte Backsteinmauer wegnahm, entdeckt worden. Säulen und Wände derselben sind von dem schönsten Marmor, alle Ornamente golden, Decken und Fußboden köstliche Mosaik. Sie ist so vortrefflich erhalten, als wäre das tausendjährige Werk ein Werk

von gestern, und gibt den Maßstab für eine Vorstellung von Dem, was vor der christlichen Eroberung dieß Gebäude gewesen ist, welches bei den Bekennern des Korans nach der Moschee von Mekka als das Heiligste auf Erden galt. — Die Erbauung der Moschee fällt in das neunte Jahrhundert. Abdorrahman, der große Kalif, errichtete sie auf den Ruinen eines römischen Tempels, den Julius Cäsar gründete. Der Masse nach gehört sie zu den größten Gebäuden der Welt; ihre Länge mißt nahe an 600, ihre Breite an 450 Fuß, und von der Peterskirche in Rom wird sie nur an Höhe übertroffen.

Und mit diesem erhabenen Eindruck verlassen wir Spanien, das unglückliche, und doch so herrliche Land, das auf des Schöpfers Werke als ein Eden hervorging und das der Mensch mit den schönsten Werken seiner Hand geschmückt hat; wo aus der Tiefe der Zeiten das Alterthum in den verschiedensten Formen uns entgegentritt, wo Roms und Karthagos Größe, des Orients Pracht, die Hoheit der christlich-germanischen Völker die Einbildungskraft des erstaunten Reisenden in steter Spannung erhalten, und ihre glänzenden und mannichfaltigen Gestalten das Auge blendend an ihm vorüber ziehen, wie die bunten Bilder in einem Guckkasten.

St. Jakob bei Basel.

Es war im Hochsommer Anno Zehn, als ich mit der rothen Diligence von Straßburg nach Basel reiste. Wir waren vor Tag aufgebrochen, und die Postillone, welche den blanken Kaiseradler auf der Jacke trugen, waren nicht gewöhnt, auf der vortrefflichen Straße den muthigen Thieren etwas zu schenken. Dennoch war die Sonne schon untergegangen, als uns die Thürme und Mauern von Hünningen anstarrten, jenes gewaltigen und gefürchteten Thors von Frankreich, jenes Zwing=Urt's an den Grenzmarken der Schweiz und Deutschlands. Der nachherige Völkersturm, welcher das Kaiserreich niederwarf, machte auch dieses Riesentwerk der Befestigungskunst von der Erde verschwinden.

Jetzt trat das altersgraue Basel in den Vorgrund. Königlich lag es da, gefärbt vom letzten Abendroth, mit seiner ehrwürdigen Kathedrale und seinen zahlreichen, schlanken Thürmen. Jenseits, fern in Süd und Ost, schimmerten rosig im letzten Strahl des Tags die Gipfel der Alpen; links aber, tief unten, glänzte ruhig und geheimnißvoll der Rhein. Noch prangt mit frischen Farben das schöne Bild in meiner Erinnerung.





ST JACOB
bei Basel

Das Bild zeigt die Kirche zu St. Jakob.

Die Kirche zu St. Jakob.

St. Jakob bei Basel.

Spiegel auf die nächste
ohne Gärten, drum und
Bild der Ruhe, der Still
sehen. „Das ist St. J
„St. Jakob! M
ruf ich in heftiger Erreg
Knochen, ich stand auf
Du kam mir der Gedank
Mir war's, als hörte
ich bewaffnete Männer
Gefallenen dahergeh
das Köcheln der Sterbe
Seele glühte, mein At
berren, meine Phantaf
doch war sie so still,
doch der Mensch für
Jüngling ist mir's oft
dem alten Mann davo
Sitzt euch zu mir u

Der Mond, fast voll, stand hoch, als die Diligence vor dem Posthause hielt. Auf meine Frage: „wann geht der Wagen nach Schaffhausen?“ wurde mir der Bescheid: „In drei Stunden!“ — „So führ mich“, — sagte ich zu dem Jungen, welcher mich in einen Gasthof bringen wollte, — „hinaus nach St. Jakob!“ „Um Verzeihung, bester Herr! das ist nur eine Kneipe!“ — „Nicht dorthin; zur Kapelle auf den Kirchhof will ich!“ fuhr ich den Kleinen an; „weißt du den Weg nicht?“ — „Verzeihen's, Herr!“ sagte der Junge und trollte voran. — Zwischen Häusern und Gärten, Rebstöcken und auf schlängelnden Wegen, an weiß schimmernden Villen und an altersgrauen Gnadenbildern vorüber geleitete mich der Führer und ich folgte; aber mein Geist war bei der großen vergangenen Zeit. — Da warf der Mond seinen breiten, fast brennenden Spiegel auf die nächste Landschaft: — ein Kirchlein, ein Stieghaus, einzelne Hütten, drum und dran umhängt mit Gemüsegärtchen: es war ein Bild der Ruhe, der Stille, der Einfalt und der Zufriedenheit. Ich blieb stehen. „Das ist St. Jakob“, sagte der Junge.

„St. Jakob! Also stehe ich vor den Thermopylen der Schweiz!“ rief ich in heftiger Erregung. Schauer der Ehrfurcht durchrieselten meine Knochen, ich stand auf den Gräbern von Helden. Meine Knie zitterten. Da kam mir der Gedanke: das helle stechende Mondlicht erwecke die Todten. Mir war's, als hörte ich Getöse in der Tiefe und in der Höhe, als sehe ich bewaffnete Männer ringen und kämpfen mit einander, als kämen die Erschlagenen dahergeritten auf Geisterrossen durch die Lüfte, als hörte ich das Nöcheln der Sterbenden und das Wimmern der Verwundeten. Meine Seele glühte, mein Athem stockte, mein Herz pochte laut, meine Pulse fieberten, meine Phantasie hauchte der Scenerie ihr eigenes Leben ein, und doch war sie so still, — ein wahres Friedhofsbild der ewigen Ruhe. Was doch der Mensch für Zauberkünste treibt mit seinen Vorstellungen! Als Jüngling ist mir's oft begegnet und noch manchmal läuft die Phantasie mit dem alten Mann davon. Doch genug von den Träumen und Schäumen. Setzt euch zu mir und laßt euch wiedererzählen von den Thaten bei St. Jakob.

Im Jahre des Herrn 1444 hatten sich Oesterreich und Frankreich verbündet, der Eidgenossen Freiheit auszulöschen und das Land zu theilen. Ihre Heere rückten an die Grenzen, und blankes Gold und schlaue Ueberredungskunst stifteten Unfrieden im Herzen der Eidgenossenschaft. Da war der Gefahr mehr, als der Hoffnung; aber Muth und Gottvertrauen verließen darum die Schweizer doch nicht. Die Basler, die der Einfall der feindlichen Schaaren zunächst bedrohte, schickten ihre junge Mannschaft hinaus auf die Landwehr, welche das königliche Frankreich von der freien Schweiz schied. Die ältern von Denen, welche Waffen führten, blieben zur Hut der Stadt daheim. Ihrer 600 waren es, die hinauszogen; wenige gegen viele; denn die Zahl des unter der Führung des Dauphins von

Frankreich anrückenden Heeres war an 70,000. Lange war eine so große Kriegsmacht nicht gesehen worden.

Basel schickte Boten auf Boten zu den Bundesgenossen um Zuzug. Diese spotteten aber der Furcht der Basler und meinten, die Feinde würden's sobald nicht wagen. Da fuhr der basler Bote — Seevogel hieß er — auf und sagte: meine Kundschaft ist richtig, der Feind überfällt uns: aber ihr werdet sehen, wo der Muth ist. Bleiben die Meinen ohne Hülfe, so werden sie sich doch schlagen.

Als nun den Schweizern von Nestal neue Kunde wurde, daß der Feind schon im Münchensteiner Felde liege, da entbrannte im Lager der Eidgenossen, welche zu der Zeit Zürich berannten, um es für seine Widerstandsfähigkeit zu züchtigen, unaufhaltsam die Eier nach Waffenthat. Die Hauptleute aber wollten die Belagerung nicht aufgeben und ratheten den Einfall abzuwarten. Darüber erhob der gemeine Mann mißbilligendes Geschrei: „der Schweizer warte nicht erst ab, daß der Feind angreife. Es sei eine Schmach, die Basler allein zu lassen — sie wollten den Tod oder den Sieg mit ihnen theilen“. Also machte die Stimme des Geringen die Führer wankend. Diese willigten ein, daß drei Fähnlein, zusammen 900, sofort aus dem eidgenössischen Lager zu den Baslern stießen, die übrige Mannschaft aber die Züricher zwänge und züchtige; denn sie meinten nicht mit Unrecht, der innere Feind sei der gefährlichere. Also ward die eidgenössische Schaar an der basler Grenze auf 1500 verstärkt.

Früh des Morgens vor Tagesanbruch, am 26. Tage des Augustmonats Anno 1444, stellte sich Frankreichs und Oesterreichs Heer — 60,000 Streiter, darunter die Blüthe des Adels — in Schlachtordnung auf. Die Schweizer verrichteten ihr Morgengebet zum Lenker der Schlachten, ordneten hierauf ihre Fähnlein und erwarteten den Feind festen Fußes. Den Angriff eröffneten die Armagnaken. Um acht Uhr waren sie mit den Schweizern handgemein. Es war das erste Mal, daß Eidgenossen und Franzosen mit einander kämpften. Der Marschall Graf Dammertin führte diese; den Schweizern standen Anton Rüß, Heinrich Matter und Seevogel, jener Bote von Basel, voran. Furchtbar war der Feinde Anprall; aber der Widerstand war noch gewaltiger, und nach gelungener Abwehr griffen die Schweizer nun selbst an. Keine Tapferkeit, keine Kriegskunst vermochte etwas gegen der Eidgenossen Ungeßüm, sie schlugen die Franzosen von Stand zu Stand und bedeckten auf eine halbe Stunde Wegs das Schlachtfeld mit Leichen. So viel Tausend, als ihrer Hundert waren, zeigten vor den Schweizer Streiträthen den Rücken. Der Staub der Flucht verdunkelte, was jenseits vorging; die Eidgenossen, prangend mit erbeuteten Bannern, Pferden, vielen Wagen mit Schießbedarf, Geld und kostbarem Feldgeräthe, siegestrunken, außer sich, waren unaufhaltbar und wollten das feindliche Lager erstürmen, zu dessen Seite der Dauphin von Frankreich selbst in Schlachtordnung stand mit dem Hauptheer von 50,000 Mann.

Als der Fürst die Erfolge der Eidgenossen sah, und von ihrem verwegenen Vorsatz Kunde erhielt, sagte er, auf seine ungeheure Uebermacht pochend: „die Bauern will der Herr in's Verderben locken, denn er macht sie übermüthig“. Darauf schickte er einen Heerhaufen von 8000 Mann nach dem bei Basel liegenden Dorfe Gundoldingen, damit sie den vorgedrungenen Schweizern den Weg nach der Stadt verlegen sollten. Als dieß die Basler von den Thürmen sahen und die List merkten, traten die obersten Bürger zu einem Kriegsrath zusammen und sie beschloßen, allesammt, ihrer bei 3000, auszuziehen, den Feinden entgegen, um den Eidgenossen den Rücken frei zu machen. Die Bewachung der Mauern sollten die Frauen übernehmen. Diese willigten auch ein mit freudigem Muth. Doch sobald der Ausmarsch der Basler von den Franzosen bemerkt wurde, entsendeten sie einen starken Heerhaufen in solcher Richtung, daß jene ebenfalls abgeschnitten werden möchten, und zugleich kam ein anderer mit Sturmleitern heran, die Mauern zu ersteigen. Mit den schwachen Frauenhänden gedachten sie leichtes Spiel zu haben. Da wendeten die Basler wieder um, um die größere Gefahr abzuwehren. Sie zogen in die Stadt zurück und überließen die 1500 Eidgenossen draußen, die von der Stadt abgeschnitten waren, ihrem Schicksal. Unverzagt vertraute die verlassene Schaar dennoch ihrem Muth und versuchte das Unmögliche. Sie wadete durch die reißende Brs, welche die französische Fronte deckte, und drängte jenseits hinan. Auf der Höhe hatte die ganze französische Artillerie ihr Geschütz aufgestellt, über 100 Feuerschlünde. Als nun die Schweizer heranrückten, brannten sie auf einmal los. Viele der Tapfern warfen die Kugeln nieder, und nun rasselten 8000 gepanzerte Reiter, die Gardes des Dauphins, gegen die Schweizer los. Ihre Reihen wurden nicht von der größern Tapferkeit der Menschen, sondern von der größern Wucht der Pferde durchbrochen. Eine Menge wurden niedergetreten, die übrigen wendeten sich zum Rückzug nach der Stadt; doch nicht, ohne daß sie noch mehrmals suchten Stand zu halten. Immer von Neuem ordneten die Führer ihre schwindenden Fähnlein; aber durch die zahllosen Massen der Feinde wurden die Schaaren endlich dergestalt getrennt, daß sie in kleinen Haufen von 10—20 Mann, umringt von 1000 und mehr Feinden, kämpfen mußten. Aller Aussicht auf menschliche Hülfe beraubt, ermüdet vom Siege und erschöpft vom beständigem Kampfe, des Todes gewiß, entschlossen, unbezwungen, suchte endlich der Rest der Eidgenossen nur noch eine Wahlstadt für den letzten, herrlichen Todeskampf. 500 an der Zahl sammelten sie sich im Garten des Siechenhauses bei St. Jakob, um da für des Vaterlandes und der Freiheit Ehre als Helden zu sterben.

Der Dauphin, durch so beispiellose Tapferkeit erschüttert, wünschte die Männer zu retten. Er schlug seinen Feldherren vor, den Schweizern, wenn sie die Waffen niederlegen würden, die Erhaltung des Lebens zuzusichern. Aber der Adel, der vielen erschlagenen Ritter eingedenk, die auf

der Wahlstatt lagen, verhinderte es. Er verlangte, daß man das Leben Derer nicht schone, die so Vielen Trauer gebracht. Da stand der Dauphin von seinem menschlichen Vorhaben ab.

Als in der eingeschlossenen Stadt die verzweifelte Lage des Häufleins ruckbar wurde, erhob sich ein Wehklagen und Zetergeschrei der Weiber und Kinder, welches das Waffengetöse übertäubte. Aber für Rettung wußte Keines Rath. Da sammelte sich ein Haufe alter Männer auf dem Markte und sie fielen auf die Knie und ersuchten von Gott, daß, wenn es in seinem Rathe nicht anders sei, als daß die Streiter draußen auf St. Jakob der Schweizerischen Freiheit ein Opfer fallen müßten, — Er ihnen Beistand leihe mit seiner Kraft und Herrlichkeit, auf daß ihr letzter Kampf der Eidgenossen würdig sei und Keiner sich mit Furcht oder Schwäche beflecke. — Helden ergeben sich unter Gott; gewöhnliche Menschen meinen, durch Niederträchtigkeit dem Schicksal zu entweichen. Darum sinkt diese heutige Zeit und ist, bei aller sonstigen Größe, arm an großen Thaten.

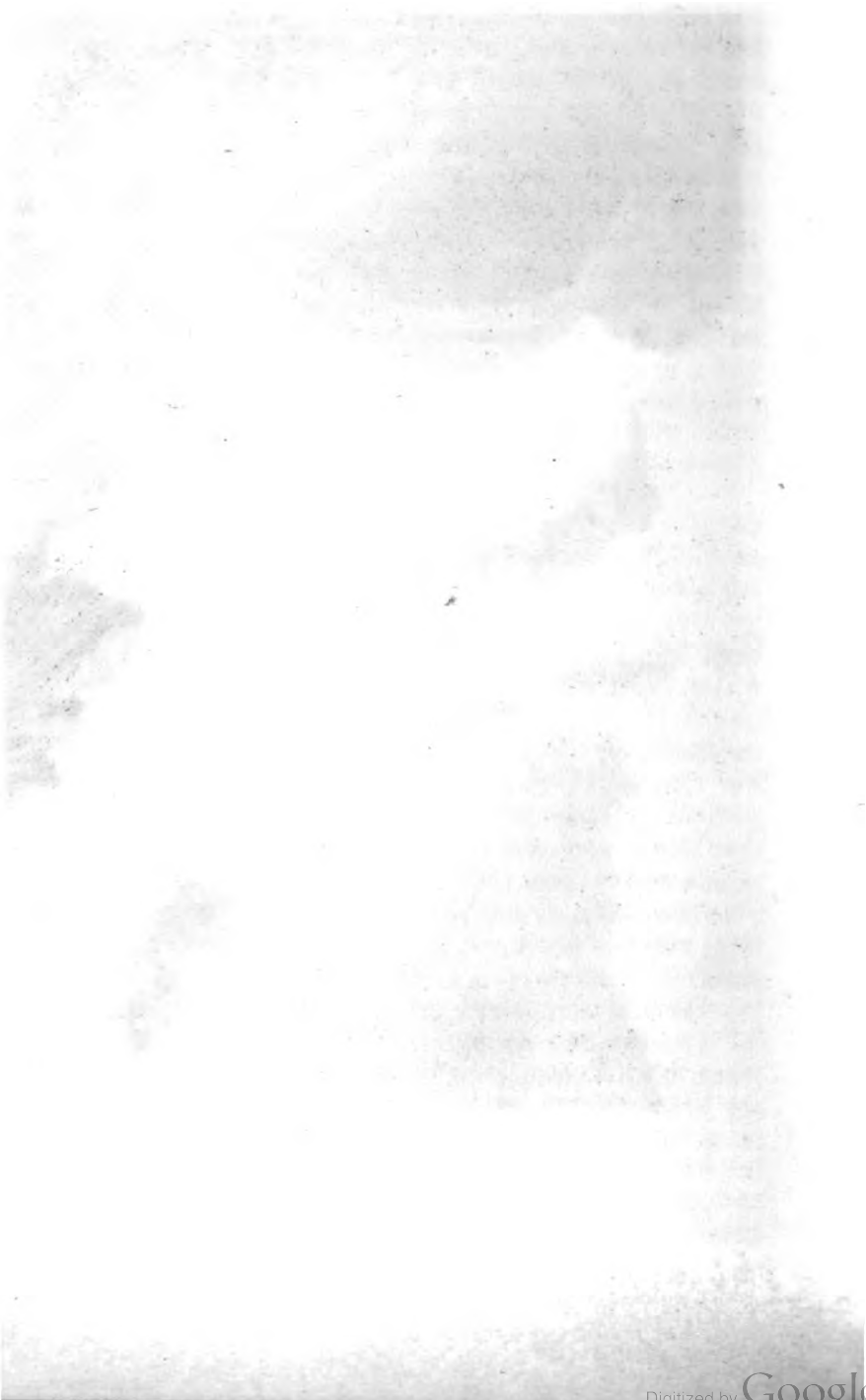
Um sich selbst sorgenfrei, und alle zum Tod entschlossen, schlugen die bei St. Jakob den dreimal erneuerten Sturm von einem sechszigmal stärkern Feind dreimal ab. Zweimal fielen sie heraus mit übermenschlicher Anstrengung, Verderben und Schrecken verbreitend, so daß der Feind erstauensvoll wich, bis, entflammt zu erneuerter Wuth, der Angriff von Neuem versucht wurde. Als die Mauern des Gartens gebrochen waren durch die Kugeln der Feldschlangen, da schichteten die Eidgenossen die Leiber der Erschlagenen zu einem Wall, und schleuderten von oben herab ihre Streikbolzen auf die Pickelhauben der andrängenden Feinde. Als der Thurm des Siechhauses von den Kugeln auch eingestürzt war, deckten die Eidgenossen das Dach ab, um auf demselben einen letzten Halt zu suchen; aber die Franzosen legten Feuer unter die Treppe und begruben alle, die oben standen, in den Flammen. Als nun kein Fußbreit Boden auf Gottes Erde mehr da war, auf dem ein Schweizer stehen konnte, zogen sich ihre Lehnten, alle verwundet und kaum 90 an der Zahl, in den Keller des Siechhauses zurück. Ein Theil wurde durch das einstürzende Gewölbe erschlagen; die andern vertheidigten sich an den Eingängen fort. Gefühllos für den Schmerz der Wunden, für die Schwere der an ihnen hängenden Pfeile, lange selbst die Entkräftung der Verblutung besiegend — schossen sie, stachen sie, schlugen sie, rechts, links, mit Pfeilen und Lanzenspitzen aus ihren eigenen Wunden, der mit nur noch einer Hand, jener nur noch auf die Knie, der auf den Arm gestützt, also, daß keiner ohne die Gesellschaft fünf oder sechs todt herumliegender Feinde sich dem Tod unterwarf, — so daß nach zehnstündigem Kampf außer 10 Mann, welche bei dem Uebergang über die Birs der Zufall abgetrennt hatte, und die sich auf verborgenen Pfaden zur Stadt retteten, alle bei St. Jakob und an der Aue gestandenen Eidgenossen, elf hundert und neunzig Männer, todt oder auf den Tod verwundet auf der Wahlstatt liegen blieben. Der Feinde aber



PUPPANA SSUM

Aus L. Kusanagi's d. Hühner- und m. Hühner





starben an diesem Tage 8000 von der Eidgenossen Hand. Der Dauphin — seines Sieges nicht froh — denn von seinen Feldherren waren die, welche ihm am liebsten gewesen, erschlagen und Trauer und Entmuthigung schlichen durch das ganze Heer — enthielt sich nicht zu bekennen, daß er solche Männer noch nie gesehen habe, und daß, wenn dieses Volk größer sei, für dasselbe wohl die Welt zu klein wäre. Weiter wollte er es nicht versuchen; zu Ensenheim schloß er mit den Eidgenossen Friede.

Dies ist der Tag zu St. Jakob, welchen die Geschichtschreiber der Thermopylenschlacht gleichachten und von dem die Schweizer mit Recht rühmen, daß an demselben der Tod sie glorreicher gemacht habe, als vor dem der Sieg in allen Schlachten. Das Glück auf dem Wahlplatz ist nur zu oft der Uebermacht gegeben; aber der Wille, den Heldentod zu sterben, gehört der Tugend allein. Daher alle freie Genossenschaften in Gefahren der Unabhängigkeit von den Helden auf St. Jakob abnehmen sollten das Beispiel der Unbezwingbarkeit. Wenn die Völker also zu sterben wüßten, so würden alle Diejenigen eine üble Rechnung machen, welche sinnen, sie zu unterjochen, oder sich zusammenthun, sie zu knechten.

Der Apatarakt der Sündenvergebung (der Poppanassum)

in Indien.

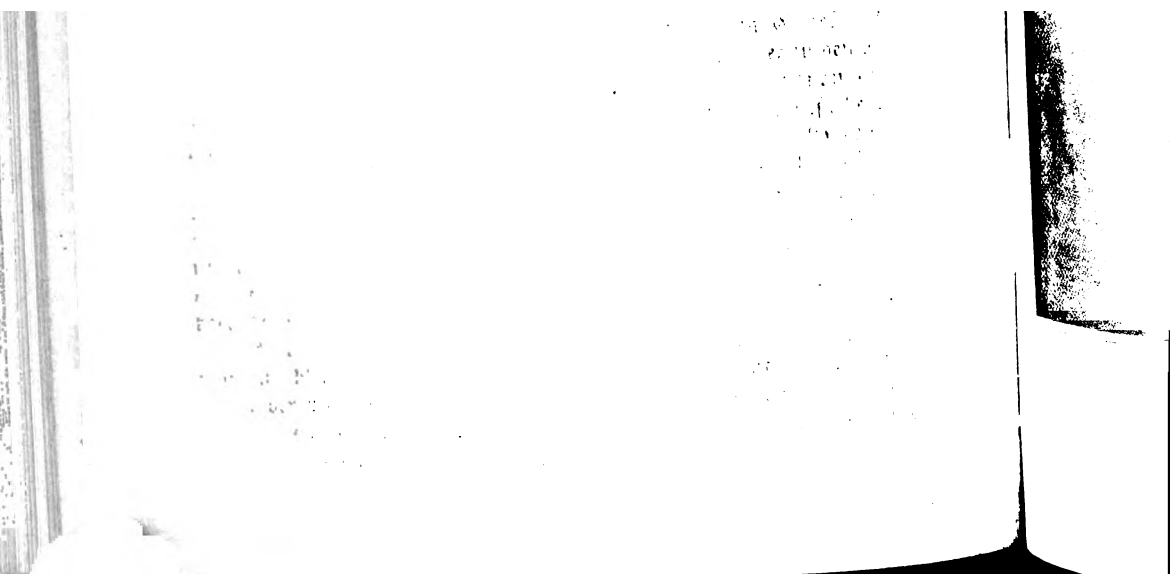
Wenn man mit forschendem Sinne die Welt durchwandert, ver-
rinnt bald das Traumbild menschlicher Weisheit. Ueberall sehen wir die
nämlichen Mängel: nur das wie groß? und wie viel? ist verschieden. Wir
sehen allwärts das Recht, die Macht, den Reichthum zusammengehäuft bei
einzelnen Menschen, oder Ständen, oder Rassen: — die Massen der Völ-
ker aber mehr oder minder arm, nackt oder leidend, und überall die Mehr-
zahl abhängig von den Wenigen, auch dann, wenn Charten und Konstitu-
tionen feterlich Rechtsgleichheit proklamirten. — Auch die Religionen sehen
wir selten als Bildnerinnen: viel häufiger als Instrumente zur Verbum-
mung der Völker, entweder im Interesse der Priester allein, oder zugleich
in dem der Regenten. Selbst die unvernünftigsten haben sich stets als aus-
schließliche Wahrheit verkündigt, und um so lauter ist solches geschehen, je
mehr sie den reinen Urquell trübten, dem sie alle entsprungen sind, je

mehr sie befangen waren in Irthum; Unduldsamkeit aber finden wir als ihr gemeinschaftliches Erbtheil. Doch so viel auch des Jammers man sieht, so hoch auch der Schutt des Mißbrauchs ist, der die unvertilgbare Saat allgemeinen Menschenglücks dergestalt zudeckt, daß sie nicht aufkeimen und emporenwachsen kann: so nimmt man doch bei jedem Rückblick in den Zustand der Vergangenheit den Trost mit hinweg, daß wenn auch die Menge der vorhandenen Uebel unübersichtlich groß ist auf Erden, eine fortschreitende Verminderung derselben dennoch nicht geleugnet werden kann. Nur der Vergleich des Jetzt und Einst zeigt den Fortschritt. Dem auch, welcher, in seinem Eifer für das Besserwerden, dem allgemeinen Fortrücken der Zeitgenossen immer voraus eilt, und dieß oft so sehr, daß er wohl gar in Versuchung gerathen kann, an ein Rückschreiten des Geschlechts zu glauben. Es bleibt wahr, daß die Menschheit in jedem neuen Morgen einen glücklicheren Tag werden sieht. Dieß ist begründet in der Ordnung, welche in der Welt der Wesen den Raum vom ersten Krytall an bis zum Menschen ausgefüllt hat.

Solche Gewißheit eines stufenweisen Besserwerdens, welche über alle Zweifel erhaben ist, stille die Wogen empörten Gefühls, wenn dem Blicke Scenen begegnen, die uns die Werke des Betrugs und der Verdummung an ganzen Völkern zeigen.

Zu einer solchen Scene führt uns das heutige Bild. Der Katarakt bei Poppanaßum im Carnatif (zwei Stunden von Tinevelly), ist der herrlichste in ganz Indien. Hundert und fünfzig Fuß hoch stürzt sich die gewaltige Wassermasse über die Felsen zum Abgrund. Was hat aber der Mensch aus diesem erhabenen Werke Gottes gemacht? Einen Tempel des Aberglaubens! Hierher schicken die schlauen Priester die Schaaren der Wallfahrer — nicht um die Herrlichkeit des Schöpfers in seinem Werke zu erkennen und zu ihm zu beten, sondern um sich vor ekelhaften Fragen niederzuwerfen, welche lästernde Hände jenem Gotteswerke in's Antlitz gemeißelt haben. Auch mancher christliche Wanderer zu den Muttergottesbildern in den Alpen denkt wohl nicht daran, den Herrn in seiner wunderschönen Bergwelt zu schauen, damit das Herz ihm aufgehe und er sich erwärme am Anblick der Gletscher und Schneefirnen. Er denkt vielmehr an Vergebung seiner Sünden! Ablass und Absolution sucht hier auch der Hindu. Sein Priester lügt ihm vor: Bramah selbst spende an diesem Orte so allbarmherzig seine Gnade, daß hundert Menschengeschlechter in einem Tage von der Angst und Pein des Gewissens erlöst wären, wenn sie herkämen: — denn seht, sagt er, jeder Tropfen dieser herabdonnernden Wassermasse, jedes Schaumbläschen hat die Kraft, die Menschen rein zu waschen von allem Schmutz der Seele. Einmal rein geworden, bleibt der Gläubige rein bis an's Grab, und wenn er sich im Rothe der Verworfenheit und Schlechtigkeit alle Tage wälzte. — An den feierlichen Ablassagen drängen sich bei diesem geschändeten Werke Gottes





viele Zehntausende zusammen, und eine Menge Priester sind gegenwärtig, welche die Opfer in Empfang nehmen, die man ihnen reichlich spendet. Auch außer der üblichen Wallfahrtszeit sieht man die fragenhaften Gnadenbilder nie verlassen; man findet daselbst jederzeit Betende und Büßende aus den fernsten Theilen Indiens.

E r f u r t.

Erfurt liegt in der Mitte und zugleich in der schönsten Gegend des Thüringer Landes, in einer von Hügeln rundum geschützten Thalebene voller Fruchtbarkeit. Das Thal wird durchströmt von der Gera, einem hoch aus dem Gebirge herkommenden Nebenfluß der Unstrut. Uralt ist Erfurt. Schon Bonifazius, der Apostel, fand es groß und volkreich, und lange Zeit trieb er dort sein Befehrungswerk, baute Kirchen und Klöster, und machte Erpbisford zum Sitz des neugegründeten Thüringer Bisthums. Karl der Große, dessen Alles durchdringender Adlerblick die günstige Lage für den Handel erkannte, schenkte der Stadt Stapelrecht und andere Privilegien. Als Venedig emporkam, selbst ehe noch Nürnberg und Augsburg Verbindungen mit der nachherigen Königin der Meere angeknüpft hatten, trat Erfurt mit ihr in Verkehr, und so lange der Handel in den alten Wegen blieb, war Erfurt für Centraldeutschland der Platz, wo dieses die kostbaren Güter Indiens und die Fabrikate der lombardischen Städte gegen die einheimischen Produkte tauschte. Wenige Städte waren damals so blühend, volkreich und mächtig. Einmal zogen 9000 Bürger in ritterlicher Rüstung zur Fehde aus, und die Einwohnerzahl soll sich im vierzehnten Jahrhundert auf 90,000 belaufen haben. Auch zum Bunde der Hanse gehörte Erfurt und es war eines ihrer nützlichsten Mitglieder, denn es sorgte für die Sicherheit der Handelsstraßen im Innern Deutschlands, hielt die Raubritter im Zaum, und verschaffte durch die Stärke seines Arms und seines Reichthums dem Bunde Achtung, Anerkennung und Hülfe bei den Fürsten. Augsburg, Ulm, Nürnberg und Erfurt nannte man die vier Pfeiler der Bundesmacht im Innern des Reichs. Mit Regensburg unterhielt Erfurt einen unermesslichen Verkehr. An vielen Orten, selbst in den fernsten Ländern, hatte Erfurt Komtore und Niederlagen, und an manchen war der Handel ganz in der Erfurter Hand. Erfurt legte Hammer- und Hüttenwerke an im meißener Lande

und auf dem Thüringerwalde, sein Unternehmungsgeist suchte die verborgenen Schätze der Erde auf und beutete sie aus, der sonst so blühende Bergbau Thüringens, welcher kaum noch in den Sagen des Volks fortlebt, kommt fast ganz auf Erfurter Rechnung. Er sank erst, als seine Pfliegerin gesunken war.

Erfurt's lebendiger, thätiger Reichthum, der bei seinen Besitzern Pracht und vermehrten Lebensgenuß erzeugte, nach allen Radien hin Erwerbsmittel schuf und zu gleichen Bestrebungen anspornte, breitete seine wohlthätigen Wirkungen bis in die kleinste Stadt des Thüringer Landes, bis in die Hütte des Landmanns aus. Die thüringer Chroniken aus jener Zeit enthalten davon die sprechendsten Beweise, und die Beschreibungen der öffentlichen und Privatfeste, nicht der fürstlichen, sondern der Bürger- und Volkslust auf Vogelschießen, Kirchweihen, Märkten, Bergfahrten u., der Kleidungen, Speisen und Sitten auch der geringen Klassen geben uns in anziehenden Bildern zu erkennen, welsch ein heiteres, frohes Leben damals von Erfurt über ganz Thüringen ausgegangen, und andererseits auch, wie damals die öffentlichen Bedürfnisse, die erkünstelten des Staats, in unsern herrlichen Gauen und traulichen Waldgründen noch nicht den Privatwohlstand verschlangen; wie noch des Bauers und Bürgers blieb, was er durch Emsigkeit errungen; wie nicht bloß erworben, sondern auch genossen wurde. —

Als Erfurt blühte, vom zwölften bis gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, geschah nichts von allgemeinem Interesse in Deutschland, woran die Stadt nicht nahen oder fernen Theil nahm. Häufig zogen die Kaiser nach Erfurt, hielten Reichs- und Kirchenversammlungen daselbst, und eine Menge der wichtigsten Urkunden datiren von da her. Ohne freie Reichsstadt zu sein genoss Erfurt, vermöge seiner Privilegien, doch faktisch die Unabhängigkeit. Das Gefühl derselben erregte den Stolz, und der Reichthum mehrte den trotzigigen Sinn. Im Mittelalter war keine Bürgerschaft wegen ihrer Kriegslust und ihres waghlichen Sinns mehr verschrieen und mehr gefürchtet, als die Erfurter. Hader, Kampf und Fehde nach allen Richtungen hin ziehen sich durch die ganze Geschichte Erfurt's wie ein blutiger Faden. Mehrmals traf sie der päpstliche Bannstrahl, mehrmals, ihren Troß gegen die Kaiser zu züchtigen, die Reichsacht. Für Gegenkaiser und Gegenpäpste nahm sie oft Partei, und mit ritterlichem Sinn, wenn auch mit wenig Klugheit, ergriff sie oft die Partei der Schwächern. Neben dieser Lust am Krieg wurden Kunst und Wissenschaft eifrig gepflegt. Die Klosterschulen Erfurt's waren Sitze der Gelehrsamkeit. Erfurts Universität, eine der ältesten in Deutschland (seit 1816 aufgehoben), wurde schon 1378 gegründet und reich fundirt. Damals war die große Zeit Erfurt's.

Sie schwand: 1472 legte ein furchtbarer Brand, durch Pfaffenbosheit angestiftet, die Hälfte der Stadt in Asche und vernichtete eine unermessliche

Menge an Gütern und Werth aller Art. Viele Kaufleute zogen fort nach andern Orten, und Erfurts Handelsverbindungen nahmen sie mit sich. Schlag auf Schlag folgten diesem ersten Unglück andere. Die gänzliche Umkehr des Welthandels im sechszehnten Jahrhundert, die Auflösung der Hanfa, die veränderte Lage des Reichs isolirten Erfurt und zerschnitten die Fäden seines Reichthums. Schlechte Wirthschaft im städtischen Haushalte führte zum Haß und blutigem Aufruhr der Bürger gegen den patrizischen Magistrat; die Reformation endlich, der die Hälfte der Bürger anhing, schürte das Feuer der innern Zwietracht in's Unendliche fort. Selten sah Erfurt nach langjährigem innerem Hader und Zwist kurze Perioden der Ruhe und des Friedens. Wer beides liebte, wanderte aus; viele reiche Erfurter ließen sich in Frankfurt nieder, andere in Braunschweig und eine Menge in Leipzig; andere zogen mit ihren Gewerben in die benachbarten thüringischen Städte. Ehe der Donner des dreißigjährigen Kriegs über die Stadt hinrollte mit seinen Hagelwettern, da war die Einwohnerzahl Erfurts schon auf 40,000 gesunken. Des langen Kriegs schwere Zeit lag hart auf Thüringen's Hauptstadt. Bald sah es die Schweden mit Gustav Adolph, bald Tylli, bald Banner in seinen Mauern; alle forderten Opfer, alle verwüsteten und verheerten, drangsalteten und trieben Brandschatungen ein, und als der Religionsfriede dem Kriege ein Ende machte, war Erfurt, sagt der Chronist, „wie eine Laterne ohne Licht und mit zerbrochenen Scheiben“. Pest, Brand, Hungeränoth folgten, und ließen kein Wiederaufkommen zu. Von seiner ehemaligen Handelswichtigkeit blieb auch nicht eine Spur zurück, und die wenigen Fabrikgewerbe, welche sich erhielten, wollten nur selten recht gedeihen. Bis 1813 war die Einwohnerzahl auf 13,000 herabgekommen. Ein Drittel fast der 3000 Häuser stand leer. Wie eine schlechte abgegriffene Münze, die Niemand behalten mag, ging zu jener Zeit Erfurt und sein Gebiet aus einer Fürstenhand in die andere, und jeder neue Besitzer suchte der Stadt und dem Ländchen den Ueberrest an Lebenssaft auszudrücken. —

Als 1807 Napoleon seine Heeresfluth gegen Preußen wälzte, wurde Erfurt seine Erstlingsbeute von Friedrich des Großen Reich. Er erkor Erfurt zum Waffenplatz, zur Zwingburg für Deutschland, und machte es zur „guten Stadt des Reichs“. Sein Plan, das Frankenreich Karls des Großen, aber in gallischer Zunge, aufzurichten, war der Welt kein Geheimniß mehr. In seinem Erfurt scharte ein Wink des Gewaltigen, 1808, Deutschlands Könige und Fürsten um sich her, damit er seinem kaiserlichen Gast zeige, zu welcher Erniedrigung man sich verstehe, und wie reich Deutschland an Knechtschaft sei. Und als Gott dem Titan in Rußlands Steppen die Kraft genommen, und die zur Vergeltung aufgestellten Völker von Auf- und Niedergang in den Ebenen Leipzigs zerstampft hatten die eiserne Krone der Weltherrschaft, die er geschmiedet, da

mußte Erfurt noch dazu dienen, seine flüchtigen Schaaren vor Vernichtung zu schützen.

Deutschland war längst befreiet, längst hatten seine Söhne auf dem Völkermarsche zur neuen Roma den Rhein überschritten, als noch immer der fremde Raubadler auf Erfurts Höhen horstete. Erst im Frühjahr 1814 wurden die beiden Erfurter Citadellen, Petersberg und Cyriarburg, an das preussische Belagerungsheer übergeben, nachdem die Franzosen die Stadt selbst im Spätherbst des vorhergehenden Jahres, nach einem Bombardement, das 300 Häuser zertrümmerte, geräumt hatten. Seitdem gehört Erfurt, als Hauptort eines Regierungsbezirks, zum preussischen Staate, und lebt wieder einer besseren Zeit zu. Die Volksmenge hat sich seit 1813 mehr als verdoppelt; sie beträgt gegenwärtig über 34,000.

Die Sehenswürdigkeiten Erfurts, — wenn wir die Festungswerke der Stadt selbst, ihre beiden Citadellen und die Verschönerungen am Friedrich-Wilhelms-Platz, mit der prachtvollen Fontaine, dem Obelisk und dem Karl-Friedrichs-Denkmal ausnehmen — gehören sämmtlich einer längst verschwundenen Periode an. So viel auch die zerstörende Hand der Zeit zertrümmert hat, so viel auch Vandalismus, Krieg und Vernachlässigung vernichteten: so ist doch für den Freund der Kunst und des Alterthums immer noch eine größere Ausbeute übrig, als auf so wenig Raum zu beschreiben ist. Vor Allem muß der Dom uns fesseln, der, erhaben auf einem Felsen stehend, mit seinem hohen, stumpfen Thurmskegel als die hervortretendste Figur in der Ansicht Erfurts schon von fern den Blick auf sich zieht. Inzwischen ist der erste Eindruck bei näherer Beschauung dieses uralten Denkmals der deutschen Baukunst kein erfreulicher. Mit Wehmuth vielmehr bemerkt man an so vielen Zeichen die dem Prachtbau durch Elemente und Krieg, durch Blitz und Kanonenkugeln gewordene Mißhandlung. Der Thurm ist seines Schmucks entkleidet, die Spitze, die Seitenthürmchen, die Erker, Nischen und der tausendfache Zierrath von Arabesken u. s. sind abgeschlagen bis auf einzelne Trümmer, und nichts blieb übrig, als nacktes Mauerwerk. Es gehört schon eine kräftige Phantasie dazu, sich den herrlichen Bau in allen seinen Theilen zur vollen Anschauung vor die Seele zu zaubern; und nicht eher sollte man dessen Inneres betreten. Dann erst wird unser Auge das Romantische und Restaurirte in vieler Art übersehen und der Betrachter im Stande sein, den großen, ästhetischen Eindruck in vollem Maße zu genießen, der ihn erwartet, wenn er aus dem Schiff in das bis auf wenige Einzelheiten noch in seiner alterthümlichen Herrlichkeit vollkommen erhaltene Chor, durch dessen Fenster ihm die milde Farbengluth der nobelsten Schmelzmalerei anstrahlt, getreten ist. Wohl ihm, wenn ihn hier der Hauch der Begeisterung nicht unangeweht läßt, aus welcher die höhere Erkenntniß reißt. Vor seinem geistigen Auge fallen dann die irdischen Formen, womit Zeit und Meinung das Wesen der Gottheit verschieden

bekleiden; er klettert an den Tempelhallen, in die Nacht der Berge hinein gebrochen; an den hohen Säulenhäusern zu ihren Füßen; an den Pylonen, deren Hieroglyphen von den Wundern der Kinder=Zeiten stammeln; an Euxors Obelisken und in den Säulenstraßen Valbeck's; an den lichten Tempeln Griechenlands und Roms, wie an des Nordens runen=beschriebenen Felsenhäuptern immer das nämliche Symbol — immer das eine Wort. Stehend im hohen Münster des Mittelalters, dessen Massen, so will es ihn bedünken, Riesen thürmten, während seine Einzelheiten kunstreiche Zwerge fertigten; stehend im Tempel voll schwebender Lichtgestalten, die in Feuersgluth auf ihn niederschauen, wird er inne, daß vom christlichen Prachtpalast der Gottheit bis zum rohen Altar des Wilden auf Bergeshöhe Alles nur eines Triebes, einer Begeisterung Werk ist.

Wer aber lieber am Einzelnen sich erfreuen mag, läßt sich das schöne Granathbild an einem Pfeiler zeigen und den großen Christoph an der Mauer, und die bronzene Statue des büßenden Kerzenträgers (schön, fast wie eine Arbeit Vischer's), betrachtet die köstlichen Schnitzereien an den Chorstühlen und steht sinnend an dem Grabsteine mit dem Bilde des gleichenschen Grafen zwischen seinen beiden Frauen, denkend des Unterschieds von Jetzt und Damals, da Roms Schlüssel noch solche Kraft besaß, zu lösen und zu binden. Das lange männliche Gerippe hinter dem Hochaltar, welches lügenhaft als das des Grafen ausgegeben wird, läßt Jedem gern ungesehen. Den Domthurm aber werden Alle besteigen, schon um des prächtigen Blicks auf die Stadt und Umgegend, wenn auch nicht um der weltberühmten Susanne willen, der großen Glocke nämlich, die 286 Centner wiegt, und welche man aus Furcht, der alte Thurm möchte es nicht ertragen, schon lange nicht mehr läutet. — Noch einen Ort nur muß der Leser sehen, und genug dann! Es ist ein finstere, ödes Gebäude, wohin ich ihn führe, durch düstere Kreuzgänge fort zu der kleinen, engen Zelle eines Mönchleins, — jenes Mannes sag' ich, der kühn ein Jahrtausend aus Roms Geschichte riß, um es den Flammen hinzugeben; der seine gute Ueberzeugung hart neben der Unfehlbarkeit auf den Stuhl hinsetzte und zwei Ringe aus der dreifachen Krone brach: — zur Zelle Luther's.

Der Pariser Kirchhof Père la Chaise.

„Wer lange leben will, der bleibe in Deutschland, besuche im Sommer die Bäder und lese im Winter die Protokolle der Ständeverfassungen. Wer aber Herz genug hat, die Breite des Lebens seiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier schnell zur Empfindung hinauf, jede Empfindung reift schnell zum Genusse hinan; Geist und Herz und Sinn suchen und finden sich, und rasch und leicht hüpfet die Welle des Daseins dem Strome der Ewigkeit zu. — Paris ist der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroskop der Gegenwart, das Fernrohr der Zukunft.“

Ein Anderer hat Paris mit einer Bühne verglichen, wo Jeder auf Rothurnen wandelt. In der That muß die einzelne Welle hoch aufschwellen, welche sich in diesem Ocean der Menschen bemerklich machen will, und selbst bedeutende Persönlichkeiten können da der Vergrößerung nicht entbehren, wo Alles auf Stelzen geht. Deshalb ist die Charlatanerie in Paris ein unentbehrlich Ding, und der hochgestellte Staatsmann, der gefeierte Akademiker, der Feldherr kann sie eben so wenig missen, als der kleine Krämer z. B., welcher seinen Namen und sein Waarenschild zehn Mal über und neben Thüren und Fenster malt, oder der Schlosser, der einen vergoldeten Schlüssel, groß genug für die Pforte des Himmels, dir vor die Nase hängt, oder der Coiffeur, welcher den lebendigen Bären hinter das Glasfenster seines Ladens zur Schau stellt, um die Leute glauben zu machen, daß er seine Pomaden aus dem ächten Fett der Bestien bereite.

Sogar der Tod geht hier auf dem Rothurn und die Charlatanerie begleitet den Sterblichen treu bis an die Schwelle des Schattenreichs. — Ein Leichenzug ist, nach deutschen Alltagsbegriffen, eine stille, ernste, fromme Feierlichkeit, in welcher die Verwandten, Freunde, Mitbürger einen Todten zur Ruhestätte begleiten. Man sucht dafür kein anderes Motiv, als Liebe oder Achtung. Ein Leichenzug in Paris hingegen ist vor Allem und wesentlich ein Schauspiel, um welches sich die Neugierde sammelt und durch welches die Ueberlebenden zu glänzen streben. Der Charakter der Trauer und der Wahrheit verschwindet: Pomp und Schein auf der einen, Vergnügen auf der andern Seite sind Alles. Am grellsten offenbart sich das bei den großen Leichenbegängnissen, die in einer Stadt wie Paris, wo alle Tage irgend ein durch seinen Reichthum, Rang oder Ruf bedeutender

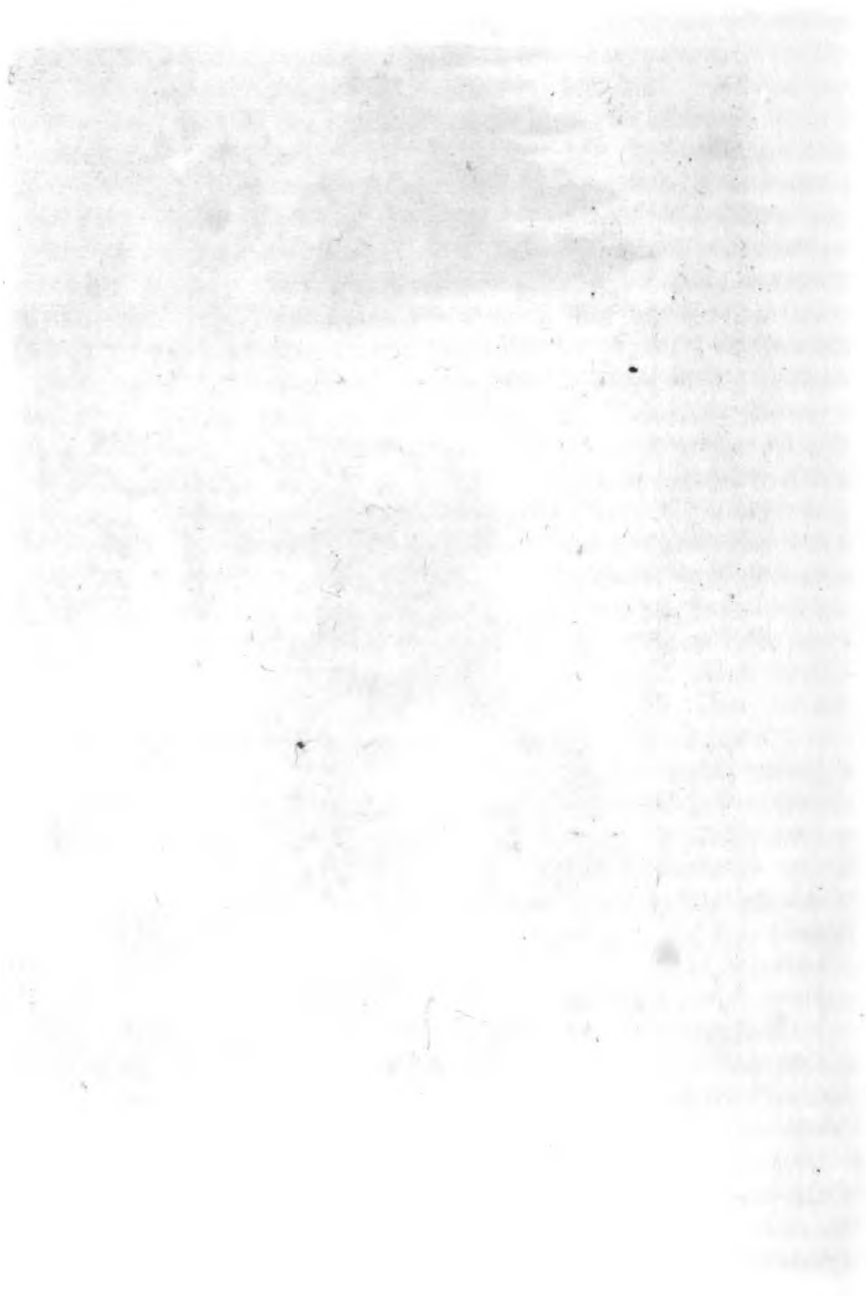


Die deutsche Sprache in der

Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der

Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der

Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der
Die deutsche Sprache in der



Mensch in's kleine Kämmerchen einzieht, so häufig vorkommen. Es ist ein Spektakelstück und es setzt die Bevölkerung eben so leicht in Bewegung, wie eine Feuersbrunst oder eine Hinrichtung, eine Illumination, oder die feierliche Auffahrt des Monarchen. Die mit jeder Volksbewegung in Paris in Verbindung stehenden Vorsichtsmaßregeln der bewaffneten Macht und Polizei sind von einem solchen Zeichenzuge unzertrennlich. Soldaten werden auf den Boulevards aufgestellt, Posten der Municipalgarde und der Polizei sammeln sich an den Straßenecken und Plätzen, an welchen der Trauerzug vorüber gehen soll. Die Durchgänge werden geschlossen: wer passieren will, wird zurückgewiesen; ja man kann hundert Schritte von seinem Hause sein: man passiert nicht! — Das Volk sammelt sich, es drängt aus den umliegenden Straßen herbei, und die Boulevards werden dicht mit Menschen gefüllt. Alt und Jung, Männer und Weiber, Alles kommt, fragt, bleibt stehen, um zu hören und zu sehen. Man lärmt und schreit. Ueberall ist Tumult, da Streit um die besten Plätze, dort unbändiges Lachen. „Was gib't's?“ ruft jeder Neuankommende. „Ein General wird begraben: un grand homme!“ Der Tag kann nichts Unterhaltenderes, Belustigenderes bringen, als solch ein Begräbniß. Die Stunde naht, wo der Zug vorüber ziehen soll. Die Fenster in den Straßen füllen sich; bis zum fünften, sechsten, siebenten Stock reihen sich Kopf an Kopf, Hut an Hut, Schleife an Schleife: selbst an den Schornsteinen wird's lebendig, wimmelt schaulustiges Volk. Nirgends in der unabsehbaren Menge ist ein Zeichen der Trauer; Kleider und Bänder von allen Farben: weiß, grün, blau, rosa, wie es die Mode bringt; alle Gesichter mit lachenden Mienen; überall Schäkern, überall laute Fröhlichkeit. Man unterhält, man amüsiert sich, — *voilà tout!*

Polizeisoldaten ordnen die Menge zum Spalier, ein wandelndes Bahrtuch blinkt von fern her über die Köpfe der Menge. — Es ist ein Leichenwagen, der naht; ein Wagen, mit weißen Tüchern behangen, mit weißen Pferden bespannt; eine Myrthenkrone liegt auf dem weißbekleideten Sarge, — Blumenkränze sind an den Seiten befestigt. Eine Reihe verschleierter Mädchen in weißen Gewändern folgt dem einfachen Zuge. Man bringt die Hoffnung einer Mutter, ein junges Mädchen, zur Gruft. — *C'est le heros en jupon!* spottet einer aus der Menge, und schallendes Gelächter rollt durch die dichtgedrängten Massen.

Eine Pause folgt — Ungeduld und getäuschte Erwartung bewegen die Massen. Viele verlassen ihren Standpunkt und eilen weg. Da werden die Polizeisoldaten von neuem lebendig — „er kommt! er kommt!“ tönt's, und wie von einem Zauberstab berührt, steht die Menge und harret.

Diesmal ist's der rechte Leichenzug, der daher kommt. Eine Gensd'armieriekolonne eröffnet ihn, ihr folgen Linientruppen mit gesenkten, sturmhüllten Gewehren. Dann einige Offiziere mit schwarzen Degen. Hierauf der sechsspännige, schwarzbehängte, hochgerüstete Triumphwagen

des Todes, auf dem sich Luxus und Pomp in Trauerinsignien zur Schau stellen. Auf der Vorderseite des Wagens ist eine Trophäe aufgerichtet; vier Helme von Silber senden von den vier Ecken des Sarges wallende Reiterfedern herab. Auf dem Deckel liegen die Zeichen des Ranges des Verstorbenen. Diener tragen auf Sammetkissen die Decorationen, welche der Verstorbene hatte. Sein Leibroß figurirt hinter dem Sarge. Kameraden des Todten, Generale im großen Kostüm, halten die Zipfel des Sargtuchs. Offiziere, Beamte, Freunde folgen dem Wagen und eine Abtheilung Linienсолдат und Gend'armen beschließen den Zug. Der Pariser hält aus, bis der Letzte der Cavalcade an ihm vorüber schreitet. Dann trennen sich die Massen im Ru — und mit dem banalen „C'est fini!“ eilt Jeder nach Hause, oder zu neuem Vergnügen. Das Spektakelstück endigt in Père la Chaise mit einigen Reden über dem Grabe, die, fast gesprochen, nur von Wenigen gehört werden, und mit einer Musketensalve. „C'est fini!“ ruft der Pariser wieder, und das Uebrige bleibt den Steinmetzen und Bildhauern überlassen, welche die Thaten des Verstorbenen einem Monumente einmeißeln.

Die Masse von Denkmälern berühmter und großer Menschen in diesem Friedhofe ist enorm. Père la Chaise ist ein Register der neuern Geschichte: ihre Stromkarte in allen ihren Wendungen, Erweiterungen, Wasserschnellen und Stürzen liegt ausgebreitet vor dem betrachtenden Auge. Wandelt man unter diesen Gräbern, so möchte man mit dem Grubenlicht hinabsteigen in die engen Wohnungen und die großen Gestalten einer großen Zeit heraufbeschwören an das Licht des Tages; ich meine jene Gestalten, die stolz ihre Häupter in den Geisterhimmel erhoben, jene Männer, welche in Staat und Wissenschaft die Vernunft zuerst in ihre Würde eingesetzt, jene starken Seelen, welche schaffend und gestaltend nach eigenem Typus, von Gott selbst berufen schienen, Völker zu lenken und den Entwicklungsgang der Menschheit zu beschleunigen. Die leuchtenden Namen der französischen Revolution findet man in Père la Chaise wieder. Während das Auge sie auf den Monumenten entziffert, steigen sie vor der Seele wie riesige Schatten auf, und was sie gethan und gestrebt, das zieht lebendig durch die Erinnerung. Freilich decken nicht alle Mausoleen ausgezeichnete Menschen. Gar viele sind nur Mumiendecken der Eitelkeit, des Irrthums, oder des Verbrechens.

Sinnig und schicklich haben sich in dem weiten Todtenparke die Gestirne je nach ihrer Art zusammen geordnet, die illustren Abgeschiedenen je nach ihrer Gattung sich geschaart. Die großen Männer der Wissenschaft, der Kunst, des Staats; die Helden der Schlachten der Republik und des Kaiserreichs; die Gesetzgeber und jene, welche der Freiheit Acker rodeten und die Bürgerhoheit, den Baum, welcher stark, grün, ausbreitend seine Zweige über viele Völker, die Hoffnung der künftigen Geschlechter ist, aus dem Keime geweckt, ihn gepflegt und groß gezogen haben, — sie sind hier

geselliger zu einander getreten, als im Leben. Piest man die Namen auf den Todtensteinen manches kleinen Raums, wie oft wird da der Gedanke hervorgerufen, daß es wohl ganz anders um die Welt stehen möchte, hätten die starken Geister ihren Zielen mit vereinigten Kräften zugestrebt, und daß sie viel mehr gewirkt haben würden, hätten sie im Leben so enge bei einander gestanden! Wie stark, wie mächtig, wie unverleglich würde das Recht jetzt seyn, für das sie gerungen, wie gedemüthigt das Unrecht, gegen das sie gekämpft, wie fest und unzerreißlich die Fesseln, die sie um die Tyrannei gelegt! Aber die Schlangensaat der Zwietracht, welche die Gegner unter sie geworfen, hat stets ihre Kraft gebrochen, die Arglist der Feinde hat immer wieder die Organismen ihrer großen Schöpfungen zerstört und zerrüttet, ehe sie sich zu beständigen Formen entwickeln konnten, und so ist ihre Zeit aufgegangen in einer Reihe von Zersetzungsprozessen. Es ist unter solchen Verhältnissen noch von Glück zu sagen, daß sich das neue Leben im Reime — das Prinzip der Volkshoheit als rechte Basis der Freiheit — in die Gegenwart herüber rettete.

Der Kirchhof Père la Chaise ist am Ostende von Paris, unfern von der Barriere d'Anlnay. Eine schönere und passendere Lage für die Nekropolis hätte man nicht wählen können. Sie nimmt einen etwa hundert Morgen großen Hügel ein, der trocken, lustig und nach allen Seiten hin frei ist. Auf seinem Gipfel stand ehemals ein Kloster. Ludwig XIV. erbaute nachher ein schönes Landhaus an dessen Stelle und schenkte es mit den reizenden Gartenanlagen seinem Beichwater, Père la Chaise, einem Jesuiten, von dem es an den Orden vererbte. Hier wurden, zur Zeit der Maria von Medicis, die Pläne zur Protestantenvorfolgung entworfen, hier der Widerruf des Edikts von Nantes zuerst vorgeschlagen, hier die schärfsten Pfeile geschmiedet, welche der schlaue, nach Weltherrschaft trachtende Orden gegen seine Feinde sendete, und die finstersten Intriguen angesponnen, welche das Glück Tausender vernichteten und Staaten und Völker entzweiten. Nach der Aufhebung des Ordens, 1763, wurde Père la Chaise öffentlich verkauft und es wechselte seine Besitzer von da an sehr häufig. Die splendide, in der Unterhaltung höchst kostspielige Anlage verschlang ein Vermögen nach dem andern, und es wurde sprüchwörtlich, daß, wenn ein reicher Mann sich ruiniren wolle, er Père la Chaise kaufen müsse. Endlich, im Jahr 1801, erwarb die Stadt das Besizthum und bestimmte es zur neuen Nekropolis von Paris. Die parkmäßige Anlage geschah unter der Leitung Brongniarts. Die Unregelmäßigkeit des Terrains begünstigte eine malerische Anpflanzung; Haine von Cypressen und Trauerweiden wechseln mit Boskets von blühenden Sträuchern und immergrünen Gewächsen und dem sammtigen Teppich der Rasenplätze, unter denen die Tausende schlummern, deren Stätte kein Kreuz oder Abzeichen bemerklich macht. Die höchsten Punkte mit reizenden Ausichten über Paris, Vincennes, Meudon, Montreuil und hundert andere Dörfer und Flecken an den Ufern der Seine und der Marne, sind vorzugs-

weise den Mausoleen des Ruhms und des Reichthums vorbehalten. Von diesen Punkten ragen Obelisken, Pyramiden, Tempel, Kapellen und Grabmäler aller Formen. Es sind diese Höhen kleinern Vermögen durchaus unzugänglich: denn der Grund und Boden ist daselbst der theuerste auf der ganzen Erde. Jeder Quadratmeter Flächenraum kostet 450 Franken, der Raum eines gewöhnlichen Grabes über 1000 Franken. —

Die Eingangspforten des Todes — gewaltige eiserne Gitterthore, zu deren Seiten die Leichenhallen mit den Wohnungen der Todtengräber, der Wächter, des Inspektors und eines Arztes sich befinden — sind von Mitternacht bis zum Abend offen, und wer an dieser Pforte weilt, sieht, daß der Tod niemals rastet. — Während Epidemien herrschen, folgen sich öfters ganze Tage lang die Trauerzüge auf dem Fuße, und als die Cholera die Pariser decimirte, zogen die Todten in zwei- und dreifachen Reihen durch die weiten Thore in ihr Reich. Dem Eingang gerade gegenüber steht die Kirche, ein schönes Gebäude. In einem kleinen freundlichen Hause wohnen zwei Kirchendiener, welche bei den Ceremonien administrieren.

Zunächst der Kirche fesselt das Grabmal des Abälard und seiner Heloise den Blick. Es ist von einer schönen gothischen Kapelle eingeschlossen, und wurde bei der Errichtung des Kirchhofs aus der alten Abtei St. Marcell's hierher versetzt. Leider! beging man bei diesem Anlaß die Rohheit, die Gebeine beider Liebenden, die bisher ein Sarg umschlossen hatte, zu sondern und in zwei verschiedene Särgen neben einander zu betten. Zunächst diesem entweihten, aber prächtigen Denkmal romantischer Vorzeit erhebt sich ein einfacher Stein mit dem Namen Sonnini, des großen Forschers im Reiche der Natur, Buffon's Freund und Gehülfe. Etwas östlicher ragen die Grabmäler Hallé's, des Arztes, und Delambre's, des Astronomen. Hier beginnt der sogenannte klassische Grund der Nekropolis, wo jeder Name einen großen Mann der Wissenschaft oder der Kunst andeutet. Mit Ersucht berührt der Fuß die Grabhügel Gay, des Mineralogen; Fourcroy, des Chemikers; Bernardin St. Pierre's, des geistreichen Denkers über die Harmonie in der Natur; Visconti's, des Archäologen; Montelle's, des Geographen; Gretry's, des Komponisten; und der Dichter: Jacques Delille, Mercier und Chenier, des Sängers der Freiheit. Delille schläft unter den Blumen eines kleinen Gärtchens; über dem Pfortchen steht schmucklos sein Name. Eben so einfach ist Chenier's Ruhestätte — Name, Geburts- und Todestag ist die ganze Inschrift auf dem Steine Dessen, der fortlebt und fortwirkt, so lange die Gesänge der Freiheit Menschenherzen wärmen. — Die kühne Seglerin der Lüfte, Madame Blanchard, ruht nicht weit von Delille, und nächst ihr der große Beherrscher des Tonreichs, Mehul. Eine Gruppe einfacher Denksteine gehört den Pädagogen und Philanthropen an: wir lesen die Hochachtung gebietenden Namen von Gay, des Lehrers der Blinden; Petit's, des Mitbegründers der polytechnischen Schule; Abbé Gauthier's, des Verbesserers

des Elementarunterrichts. Von da wenden wir uns ostwärts zwei Mausoleen zu, welche groß, prächtig und anspruchsvoll, den Wanderer herbeirufen: es sind die Gräber des *Marshall's Kellermann* und seiner Gattin. Daneben steht bescheidener die Urne eines Opfers der Treue — des edeln, unglücklichen *Lafayette*. Etwas entfernter schläft ein anderes: der Held *Rey*, welchen der Tod in hundert Schlachten schonte und die Kugeln gemeiner königlicher Rachsucht fällten. Noch weiter ragt das Monument von *Beaumarchais*, des witzigen Verfassers des *Figaro*.

Weiterhin, zur Linken, krönt eine Mausoleengruppe einen Hügel: er ist den Fürsten der Schlachten geweiht, den Männern, welche den korrumpirten Eroberer auf seinen Weltzügen begleiteten: *Massena*, dem Unererschrockenen; *Lefebvre*, dem Braven, und dem minder würdigen *Davoust*, einer Geißel überwundener Nationen. Aber nicht Kampf und Tod für Ehre auf den Schlachtfeldern gibt den meisten Ruhm. Nicht weit von *Massena* schlummert der größte Mimiker der Neuzeit, *Talma*, und diesem nicht fern, im stillen Nachthause von schwarzem Marmor, der *Abbé Sicard*, der den Armensten unsers Geschlechts, den Taubstummen, die Wohlthaten des Unterrichts und der Bildung errungen hat. Er war der Gründer und Förderer der Taubstummen-Institute, deren Segnungen jetzt die Unglücklichen so vieler Länder genießen. *Sicard* machte die Menschenliebe groß auf der Erde und für den Himmel.

Näher ihm, näher den Gestirnen, näher dem erhabensten Punkte der Metropolis, wie die Wohnungen verwandter Götter um eine Höhe, gruppiren sich die Grabmäler von *Lafayette*, *Foy*, *Manuel*, *Benjamin Constant*, *Camille Jordan* und *Börne*. — Hier weile, o Wanderer, und fetere! — Welchen Sonnentempel des edelsten Strebens bauten diese sechs Namen! Welche Wirksamkeit geht von ihnen aus, weit reichend in die Zeitenfernen! *Lafayette*: der Bannerherr der Freiheit; *Foy*: in seiner Brust standen die Ideale festgebaut und unerschüttert; *Manuel*: er glaubte, daß die Völker mit ihm reiften und bauete an einer seligen Gegenwart; *Benjamin Constant*: er schürte das Feuer, das die Götzen der Zeit verzehren sollte, bis zur letzten Stunde; *Camille Jordan*: das große Herz mit den großen Opfern; *Börne*: der herrliche Schwertträger des Geistes und der Wahrheit, Deutschlands Stolz und Schmach — Ach, wie ist's nach ihnen so öde und kalt im Tempel der Freiheit geworden! Wo ist nach ihnen der Priester am Altare, der ein eigenes, reiches, inneres Leben in die Opferkassette gößte, wie diese? — Wenn, ihr Geschiedenen! wird der Tag kommen, der euren hellen Morgentraum verwirklicht? wenn wird der Todesengel die Fesseln sprengen, welche die Resurrektion eurer großen Ideen verhindern? Wenn er kommt, dann wird man eure Herzen in ein Grab legen, und dann wird Alles in demselben vereinigt sein, was groß ist im Menschen: die Pflicht, das Vaterland, die Freiheit, der Ruhm.

Nähe Jenen und ihnen verwandt im Geiste und im Streben, schläft Volney in einer einsamen Ecke des Friedhofs: Volney, der Verfasser der Ruinen, der Hercules, welcher die Ungeheuer des Glaubens tödtete. Parmentier, der Thaur Frankreichs, hat zunächst seine Halle, und dann folgen zwei Denksteine mit unsterblichen Namen: Molière und Lofontaine.

Im nördlichen Theile des Friedhofs hat der Tod die werthloseste Ernte aufgespeichert; er ist angefüllt mit Denkmälern von Menschen ohne That, aber mit langen Namen, und die Kunst der Wappenbildnerei war hier sehr fleißig. Er ist das aristokratische Viertel der Todtenstadt, das Stimmuster von farbigen Feldern mit Klauen- und Schnabelthieren aller Art in Marmor und Erz. Nur ein großer Mann hat hier sein Grab: Junot, der menschliche Sieger, der, wenn er in den feurigen Schlachtentod stürzte, im Auge den Feind hatte, im Herzen die Liebe.

Nicht weit von Junot deckt eine Marmorsäule ein gebrochenes Herz: „Gräfin von der Mark“ heißen es die goldenen Lettern, eine Prinzessin von Preußen ist es, die illegitime Tochter König Wilhelm's II. Auch die Gattin des Fürsten Demidoff ruht in Père la Chaise, und der kolossale Reichthum ihres Gatten drückt auf das zarte Wesen mit überschwenglicher Marmorlast. Sie starb in der Blüthe des Lebens. — Doch wie oft liegen Traualtar und Grabhügel nahe bei einander, wie oft hat hier Hymens Fackel als Trauerkerze geleuchtet, wie oft gingen hinter diesen Todtenhügeln verwaisten Eltern ihre ermatteten Ideale zum zweiten Male in den davon ziehenden Söhnen und Töchtern unter! Wie viele Hoffnungsfrühlinge sind hier verschwunden, wie viele Thränen tränkten diese kleine Spanne Erde! In jedem Thautropfen an Bäumen und Blumen kann man eine Perle der Trauer und des Schmerzes liebender Menschenherzen glänzen sehen. —

Stirbt aber nicht seit Jahrtausenden in jedem Jahre ein Frühling, und läßt die Auferstehungshoffnung auf den neuen jemals vergeblich warten? Darum — meine Brüder und meine Schwestern, die wir noch draußen stehen im Abendrothe des Lebens und hinüber blicken auf theure Gräber! — seid eingedenk, daß die Frühlinge wiederkehren, und seid getröstet.

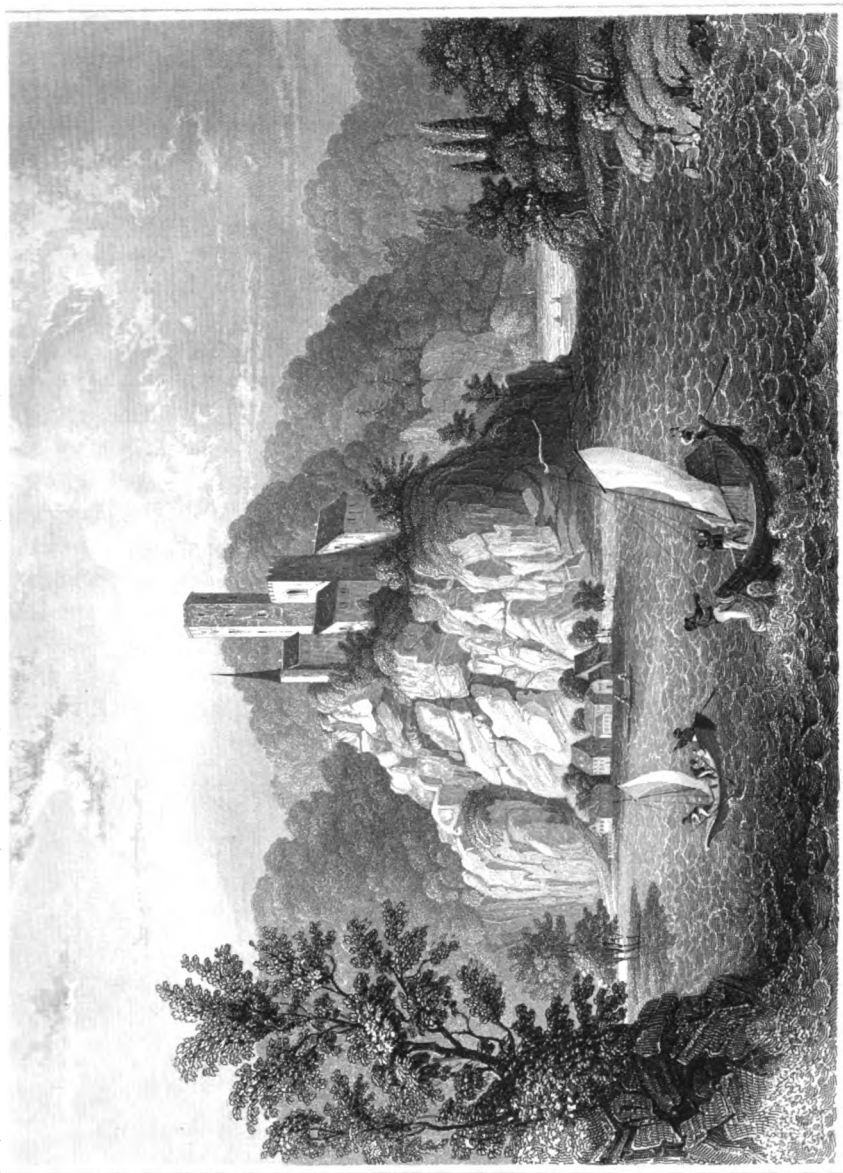
„Schweig' denn du o Thräne, die in Wehmuth Trost weint,
Nach' das Herz nicht weich, fließe nicht mehr!

Ist am Ziele denn nicht Vollendung?

Folgt der Grabesnacht nicht junger Morgen?“

(Klopstock's Messias.)





SCHLOSS MECKERSDORF AN DER DONAU

1847

Verlag von J. Neumann, Neudamm

Eigentum der Verleger

Die Ruine von Hadersdorf an der Donau.

Das Stromthal der bayerischen Donau hat, in einer Länge von 35 Meilen, von Ulm bis Passau, eine reichere Mannichfaltigkeit der Scenerien, als jede andere Parthie des größten der europäischen Flüsse. Bald windet sich dieser durch reichbevölkerte Landschaften mit zahlreichen Städten; bald durch üppige Gründe und anmuthige Gauen voller Flecken und Dörfer; bald wälzt er seine gewaltigen Fluthen durch weite Ebenen hin, oder durch düstere Wälder; bald schleicht er langsam durch die meilenlangen öden Moore (Moore), auf denen der Mensch kaum die ersten Kulturversuche begonnen hat; bald rauscht er ernst durch steile Gehänge bewaldeter Bergketten, oder durch das Halbdunkel tiefer Schluchten. Wo irgend am Ufer ein Fels sein Haupt emporreckt, blickt graues verfallenes Gemäuer herab, und an jeder Stelle des Stroms, wo derselbe sich in scharfem Winkel krümmt und dadurch ein Vorgebirge bildet, steht eine Raubveste, deren man vor des Habsburger's Zeit an der bayerischen Donau allein über zwanzig gezählt hat. An jeder solchen Zollstätte wurden Schiffer und Kaufherr gebrandschaft nach dem Tarif, welchen die Laune, Willkür und Habsucht der ritterlichen Zollherren diktirte. Trachtete man aber sich durch bewaffnetes Geleit zu schützen, so mußte der Schutz oft theurer bezahlt werden, als der Raub. — Unser vortrefflicher Stahlstich zeigt ein solches Zollhaus auf der Innenseite eines schroff aus dem Strombette aufgeschossenen Felsens, und es ist eine der imposantesten Ruinen, welche die malerischen Ufer der obern Donau schmücken.

Reinhardsbrunn.

Es verscholl in den Hallen längst der Orgel Klang
Und das heil'ge Saitenspiel und das fromme Lied;
Doch des Potales goldner Born ist nicht verlegt,
Und es thronet fürstliche Freude, wo einst
Stille des Klosters.

„Umfange mich, heiterer Thalfrieden, paradiesisches Gefilde, das wie eine blumengeschmückte Eremitenzelle im Schooße des Thüringer Waldes ruht! Du empfängst mit den Armen der Liebe und der Ruhe den Wanderer, der von den Bergen zu dir hernieder steigt, und bietest ihm Freude in

Fülle dar. Erquickung dem Ermatteten, Augenweide dem Schaulustigen, heitere Gesellschaft dem Frohen, und der Melancholie düstere Schattengänge dem Traurigen und Unglücklichen. Reste der Vorzeit zeigen die alten Mauern, welche einst dein klösterliches Haus umgaben, und wie versteinerte Sagen stehen ernst und stumm die halbverwitterten Monumente alter Landgrafen unter der Kirche schützendem Dach. Die uralten Linden um den großen, steinernen Mönchstisch rauschen und plaudern, als erzählten sie sich von den längst vergangenen Zeiten. Hier will ich am stillen Abende sitzen und der Tage gedenken, wo die Glocken über mir Denen zu Grabe riefen, welche im Fürstenglanze strahlten. Von dem hohen Bergschlosse nützten Alle herab, hier fanden die nimmermüden Streiter ihre Ruhestätte, bis die Sturmschwingen der Zeit ihren Grabesstaub und ihrer Leiber Asche spurlos verweht hat."

Mit diesen Worten führt Thüringens Dichter, Bechstein, seine Leser in den reichen Kreis der Geschichten von Reinhardtsbrunn, welche mit denen der Wartburg die interessantesten des Thüringer Landes ausmachen.

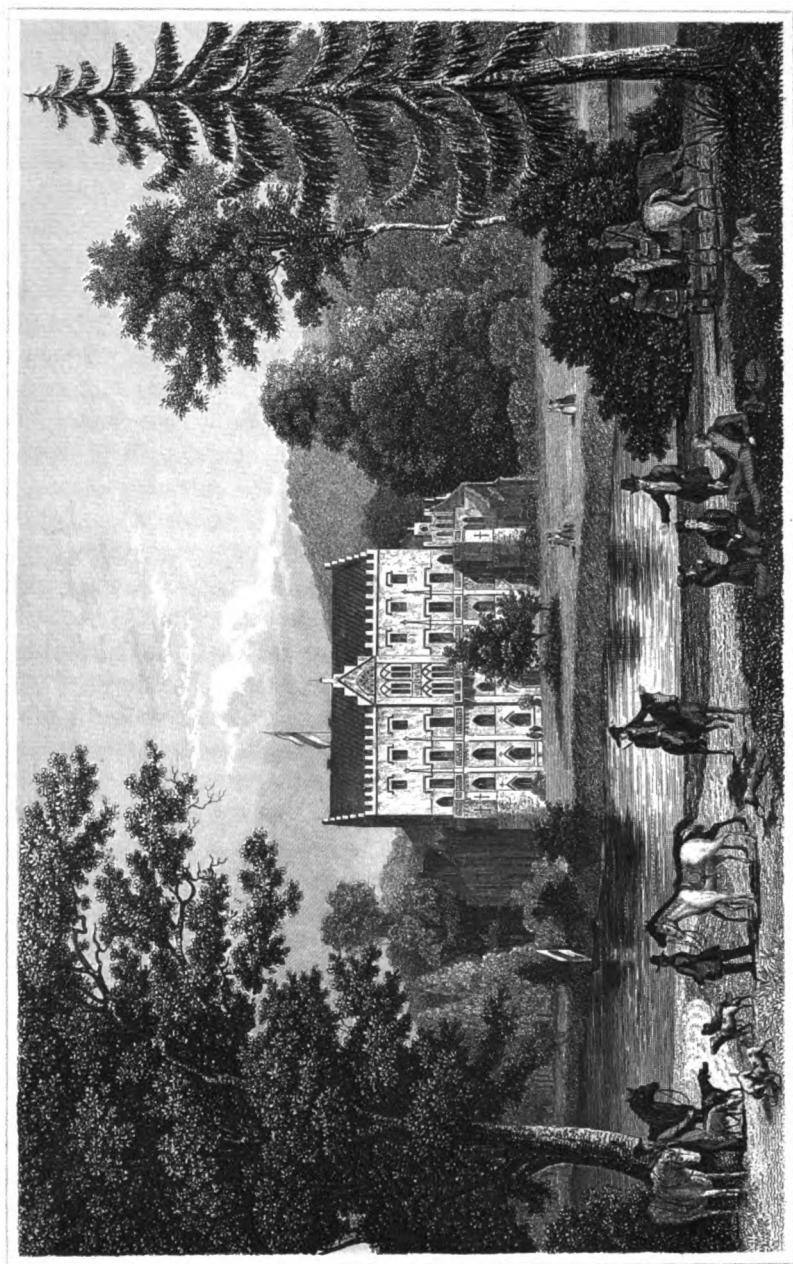
Auf der Gründung Reinhardtsbrunn's liegt das Morgenroth der Geschichte, der goldene Schein der Legende. — Ludwig, der zweite Thüringer Landgraf, ein Fürst von ritterlichem, abenteuerlichem Geiste, hatte auf seinen Fahrten die Gemahlin des Pfalzgrafen von Sachsen kennen gelernt. Bald war mit dem schönen Weibe ein verbrecherisches Verhältniß angesponnen. Die Liebenden beschloßen, den Pfalzgrafen aus dem Wege zu schaffen. Gelegenheit ersann Ludwig, erstach ihn mit eigner Hand, und nahm die Wittve zum Gemahl.

Der Kaiser, dem pfalzgräflichen Hause verwandt, sprach die Reichsacht aus über den Mörder. Aber Ludwig hatte viele und feste Burgen, sein Land war groß und unwegsam, er hatte treue Diener und viele Schlaueheit: — bald war er da, bald dort, und es vergingen Jahre, ehe man ihn fassen konnte. Endlich wurde er von den kaiserlichen Dienstmannen aufgegriffen und nach Burg Siebichenstein an der Saale in sicheren Gewahrsam gebracht, um dort die Rückkehr und das Urtheil des Kaisers zu erharren, welcher auf einem Römerzuge begriffen war. Nach fast dreijähriger Haft gelang Ludwig die Flucht durch einen glücklichen Sprung, wie die Sage geht, von dem hohen Thurmsfenster hinab in die unten vorbeifließende Saale, woher er den Beinamen „der Springer“ erhielt.

Aber um Kaiser und Reich zu versöhnen, um sich Sicherheit zu schaffen, und das erwachte Gewissen zu beruhigen — bedurfte es schwerer Buße. Die beiden Verbrecher pilgerten nach Rom zum heiligen Vater. Dort gelobten sie zur Vergebung ihrer Sünden feierlich: sich zu trennen, ein Frauen- und ein Mannskloster zu erbauen, und ihre Tage in denselben zu beschließen.

Wieder heimgekommen, war es Landgraf Ludwig's erste Sorge, sich umzuschauen nach einer bequemen Stätte, die zum Bau des Klosters sich eigne. Nicht weit von Friedrichsrode, drei Stunden von Gotha, lag mitten





SCHLOSS REINHARTSHAUSEN

Leh Hotha

Ans d. Rheinland d. Pfalz: Ort in Hildes

Verlag v. Verleger

im Walde ein freundliches Wiesenthal, sonnig und heimlich, und geschützt durch die Berge vor des Wetters Unbill. Niemand bewohnte es, außer ein armer Töpfer, Namens Reinhard. Nicht weit von dessen Hütte war eine Quelle, und mit Verwunderung hatte Reinhard schon mehrmals in den warmen Sommernächten Lichter neben und auf dem Wasser hüpfen sehen, und vergeblich nach ihrer Ursache geforscht. Kam er hin, waren sie allemal spurlos verschwunden. Da erzählte Reinhard die Wundererscheinung vielen Leuten, und viele kamen und sahen sie, und konnten sie nicht erklären. Auch Ludwig bekam davon Kunde, ging hin, sah die tanzenden Flämmchen, forschte und forschte vergebens, wie die Andern. Da kam ihm der Gedanke bei, das müsse wohl eine heilige Stätte sein, und eine gottgefälligere für den Bau seines Klosters möchte er im Lande nicht finden. Sein Beichtvater bekräftigte ihn in dieser Meinung. Bald dröhnte nun die einsame Waldung von tausend Holzarbeiten wieder. Ein Heer von Bauleuten belebte das stille Thal, und es flogen die Mauern einer der prächtigsten und reichsten Benediktinerabteien des Thüringer Landes empor. Sie erhielt den Namen Reinhardtsbrunn, um den Anlaß ihrer Gründung zu verewigen. Als das Kloster fertig war, begrub sich Ludwig selbst hinein als büßender Mönch, nachdem er zuvor sein Stammschloß, die Schauenburg, mit meilenweiten Waldungen und reichen Gründen, der Abtei geschenkt hatte. Zugleich stiftete er ein Erbbegräbniß seines Hauses unter der Klosterkirche, und eine ewige Lampe für jeden in demselben beigesetzten Sarg.

Und im Laufe der nächsten Jahrhunderte erklangen vielmal die Trauerglocken im Kloster Reinhardtsbrunn, wenn sie den Leib eines Herrn des Thüringer Landes brachten von der hohen, vier Stunden fernen Wartburg, oder von entfernten Schlössern, wie Ludwig den Eisernen, den seine Edelleute auf ihren Schultern zehn Meilen weit von Halle hertragen mußten; oder aus fremden Ländern, wie Ludwig den Heiligen, den der Herr gerufen auf dem Zuge nach Palästina! —

In des Mittelalters langer Nacht der Unwissenheit schimmerte des Klosters Stern hell und die Benediktiner von Reinhardtsbrunn, — sorgsam gepflegt, geschützt und reich beschenkt von den thüringischen Fürsten, — lebten ihre goldene Zeit. Als aber des Begründers Stamm, das landgräfliche Haus (im fünfzehnten Jahrhundert), mit Friedrich dem Einfältigen ausstarb und lachende Erben sich in das schöne Land theilten; als endlich die Morgenröthe der Reformation anbrach, da erbleichte das Sternlein gar schnell, und noch ehe der Tag kam, löschte es die Hand eines furchtbaren Geschicks. — Luther's Zauberwort: Freiheit des Glaubens, hatte den Geist der Massen aus seinem Todtenschlafe aufgerüttelt, überall in Deutschland sprengte er die Bande gewaltsam und die entzündelte, rathlose Kraft äußerte sich verheerend und zerstörend, wie die entfesselten, rohen Elemente der Natur. Der Sturm des deutschen Bauernkrieges über-

brauste ganz Thüringen, und Kloster Reinhardtsbrunn sah seinen letzten Tag. Am Montag, acht Tage nach Ostern, des Jahres 1525, standen die Bürger und Bauern in Waltershausen und der Umgegend auf, und ihr erster Zug galt der Klosterherrschaft der feisten Benediktiner. Der letzte Abt floh, mit ihm sein Kellermeister. Abends rückten 800 Mann ein, sofften die ganze Nacht, raubten und plünderten und trieben Spott mit den Mönchen. Den andern Morgen kamen neue Haufen: die Klosterbrüder machten sich aus dem Staube. Nun wurde die Abtei, nachdem alle Vorräthe aufgezehrt waren, von den tollten Haufen demolirt. Selbst das Allerheiligste erfuhr keine Schonung. Man riß die fürstlichen Grabgewölbe auf, stürzte die Särge um, raubte den Gebeinen ihren Schmuck, und warf sich in toller Lust mit den Knochen der alten Herrscher. Die kostbare Klosterbibliothek wurde im Hofe verbrannt. Die vier und zwanzig Altäre der Kirche, herrliche Denkmäler der altdeutschen Malerei und Skulptur, wurden niedergerissen; alle übrigen Kunstwerke vernichtet; die Glocken zerschlagen; die drei Orgeln auseinander gerissen; Thüren und Fenster verbrannt; die Dächer abgedeckt; ganze Gebäude bis auf die Grundmauern verwüstet. Nach vollendetem Zerstörungswerke zogen die wüthenden Haufen ab und ließen die reiche, prachtvolle Abtei als Ruine zurück.

Zwar sammelten sich die zerstreuten Klosterbrüder wieder und begehrten Erlaubniß zur Wiederherstellung der Abtei. Solches wurde ihnen jedoch von dem protestantisch gesinnten Landesherrn verwehrt. Er ließ jedem der Mönche eine gewisse Summe zahlen, rieth ihnen, in den weltlichen Stand zurückzutreten und weiter zu wandern. Aber die reichen Besitzungen des Klosters zog er ein, machte sie zu einem Amt- und Kammergut und verwandelte die noch übrigen Klostergebäude in Wirthschaftswohnungen und in ein fürstliches Jagdschloß.

Diese Bestimmung behielt es bis auf den heutigen Tag. — Unter der Regierung des Herzogs Ernst von Gotha, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wurde die nächste Umgebung in freundliche Anlagen umgeschaffen, und seinem geistreichen, genialen Nachfolger, dem Herzoge August, war Reinhardtsbrunn der gewöhnliche Sommeraufenthalt. „Mein stilles, heiliges Thal (schrieb er von hier aus seinem Freunde, dem Dichter Wagner), der düster-schattige Wald, die frisch-grünen Wiesen, die schillernden Seen, die duftenden, durchzwitscherten Büsche, der stumme Abend, die Gräber der Ahnen, die undurchdringlichen Geheimnisse der verödeten Zellen, — das Alles könnte wohl einen Dichter reizen, — vielleicht begeistern! Hier in dem lieben, alten Zellenhause, am reinen, heiligen KrySTALLborn, hänge ich mehr von meinem Willen ab, als in der lärmigen Stadt und an meinem Hofe.“

Zehnfach verschönert, und umgeschaffen zu einer der herrlichsten deutschen Fürstenvillen, haucht Reinhardtsbrunn auch dem jetzigen Besitzer mit seinen alten, zum Himmel aufstrebenden Weltannenbainen den ersten



ST. HELENA

balsamischen Frühlingsgruß jedes Jahr entgegen. Wälder und Gründe, Berge und Thäler weithin, bilden einen mit sorgfältig unterhaltenen Wegen durchzogenen Park, mit einer Wildbahn, welche die größte und reichste vielleicht in ganz Deutschland ist. Von jeher war es den humanen Fürsten Gotha's eigen, ihr Volk vom Mitgenuß ihres Eigenthums nicht auszuschließen, und so ist auch Reinhardtsbrunn an jedem Sonn- oder Festtage der schönen Jahreszeit ein Sammelplatz der Städter und Dörfler oft zu Tausenden und der Ort, wo sich thüringer Frohsinn und Heiterkeit in Fülle zeigen.

Teheran in Persien.

Persien! — dein Name führt mich in der Zeiten Anfang an die Pforte der Geschichte. Dort ist Iran, welches die Geheimnisse unsers Ursprungs bewahrt; dort blühte, nach der Sage, der Garten, den die Stammeltern des Geschlechts bewohnten; dort welkte und dorrt der Baum des ersten Verbots; dort wurde im Brudermord der Krieg geboren; dort lallte die Sprache in den ersten Tönen der menschlichen Stimme; dort wurden die ersten Künste gelehrt von des Lebens Nothdurst, und dort trieb der Menscheng Geist die ersten Kelme zu der Wunderblume des menschlichen Wissens, die jetzt, nach vielen Jahrtausenden, ihre Blätterpracht entfaltet; dort kämpfte das junge Geschlecht seine Titanenkämpfe mit dem Himmel, und dort führte der erste seiner Kriege mit den Elementen es an den Rand der Vernichtung, damals, als Gott seine Wasserfluthen über die sündige Menschheit spie, und dort rettete die erste Barke die letzte Familie auf des Ararats Höhe. Auch bauten in Iran sich die Menschen die ersten Hütten und in Iran suchen wir die ersten schwachen Anfänge und Grundlagen der Gesellschaft, die ersten Gesetze, die ersten Versuche zum Bau der Staaten. Dort kamen die Helden und Eroberer auf, dort die ersten Sänger, die ihre Thaten verewigten; dort führte das Recht des Starken zur Herrschaft des Einen über Viele, — dort hat die Monarchie ihren Ursprung, von dort zogen die ersten Verbreiter ihrer Lehre mit dem Schwerte aus und wurden Gebieter über fremde Lande. So entstanden die Reiche in Indien, Aegypten, Palästina, in Syrien und Saba, in Kleinasien und Phrygien; von da aus begannen die reichbegabten Lieblinge Gottes, die Griechen, ihre Mission, die Herrschaft des Geistigen über das Leibliche für immer zu befestigen und

die ganze Erde mit den Schätzen der Bildung und Gesittung zu beglücken, und dort ist das Urbild jenes Torso zu suchen, des Gewaltigen, welcher sich zum Streite gürte, vor dem die Könige wichen und die Völker ihre Häupter beugten; und dort hat auch die spätere Zeit noch einen Heros geboren — Cyrus — welcher die Welt in Ketten zu legen sich vornahm. Mit Cyrus, dem Begründer der persischen Macht, die er zum Weltreich zu erheben trachtete, der Grösus besiegte, Babylon eroberte und ganz Kleinasien unterwarf, tritt erst die eigentliche Geschichte Persiens an den hellen Tag, und nie ist sie auch glänzender gewesen, als unter ihm und seinem Nachfolger Cambyses, welcher Aegypten dazu bezwang und Cypern und Tyrus unterjochte. Die nach ihnen kamen, waren Thoren oder Tyrannen, saßen auf ihren Stühlen und handhabten das Scepter wie ein Schwert, oder, in ihrer Macht und Herrlichkeit übermüthig, spielten sie die Götter und waren nur darauf bedacht, wie sie den unterworfenen Völkern unzerreißliche Fesseln anlegen möchten. Der Sturm, mit dem Alexander die Reiche der alten Welt niederwarf, machte auch dem der Cyrus-Dynastie ein Ende. Es herrschten fortan die Seleuciden, welchen, nach kurzem Bestande, die Arsaciden als Beherrscher des Perserreichs mit fast fünfhundertjähriger Dauer (bis 229 n. Chr.) folgten. Die gewaltigen Kämpfe mit dem römischen Weltreich beginnen in diesem Zeitraume und füllen das erste Jahrhundert der nachfolgenden Dynastie der Sassaniden aus, welcher Persien bis zur arabischen Herrschaft gehorchte. Die Kultur der frühern Zeiten artete unter den immerwährenden innerlichen und äußern Kriegen aus; die Städte des Alterthums, verheert, verödet und verlassen, verschwanden von der persischen Erde und das Volk verwilderte. Einzelne der Sassaniden waren mächtige und gewaltige Männer; aber sie waren Meteore, Flammenschweife hinter sich herziehend und die Länder, die sie überzogen, düngend mit dem Blute der Völker. Kosru II. unterjochte ganz Mittelasien, drang bis in's Herz von Afrika, fettete Aethiopien und Lybien und ließ, ein anderer Timur, die Araber seine schwere Hand fühlen. Solche Verheerungszüge konnten zwar glänzende Eroberungen vollbringen, aber keine dauernde Herrschaft begründen. Die Kraft des persischen Volks verblutete in den Schlachten und Kämpfen, und das Reich wurde nach dem Tode dieses zweiten Kosru die Beute der Schwäche und Verwirrung. Die Letzten der Dynastie wurden zum Spielball der Parteien und des innern Haders. Die Zwietracht beherrschte sie, sie würgten sich unter einander und der Staat gerieth in den Zustand der Fäulniß und Auflösung. Um das Verderbniß zu beschleunigen, sandte nun das Schicksal die Löwen aus dem Saracenenlande. Den Koran in der einen, das Schwert in der andern Hand, stürmte der Nachfolger des Propheten, Omar, das wehrlose Reich, und, ausrottend die alte Religion und Herrschaft, errichtete er auf den ruinenbedeckten Todenhügeln des persischen Landes den Stuhl der arabischen Herrschaft, umpanzert von dem Schilde des neuen Glaubens und gekräftigt durch die neuen

Ideen, welche nun durch das ganze Geisterreich des Orients flutheten. Nahe an sechshundert Jahre (von 636—1220) hat die arabische Herrschaft in Persien bestanden, bis Dschingischan mit seinen zahllosen Mongolen- und Tatarenhorden losbrach aus seinen Steppen und den Welttheil zerstörend und zertrümmernd überschwemmte. Vor diesen Völkerwogen verging die arabische Macht in Mittelasien gänzlich und Persien blieb den Mongolen fast zweihundert Jahre lang preisgegeben, während welcher Zeit Alles unterging, was von den frühern Kulturepochen noch übrig war. Timurlan war der letzte mongolische Herrscher, und dann traten turkomanische an ihre Stelle, die mehre Dynastien in schnellem Wechsel gründeten. Persien war damals wie ein herrenloses Gut, das bald Der, bald Jener in Besitz nahm, aussog und wieder einem Andern, Stärkern, überlassen mußte. Erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts ergreift wieder ein großer Mann das verwaiste Scepter: Schah Abbas (1587 bis 1629). Er ordnet das Reich und bringt durch glückliche Kriege viele von den an die Nachbarn verloren gegangenen Provinzen wieder zurück. Seine Dynastie endigte 1747 mit Schah Nadir, der vergebens Persien noch einmal zu einer großen Macht erhoben hatte. Nadir wurde ermordet, und nach seinem Tode zerfiel Persien in vier Reiche, die sich einander befiedelten und niemals wieder vereinigt worden sind. Das Reich der Afghanen herrscht in Cabul und Afghanistan; Georgien ward, nach kurzer Unabhängigkeit, allmählig eine Beute der Türken und Russen, und vom eigentlichen Persien gingen, bis auf die neueste Zeit, in einer Reihe unglücklicher Kriege mit den Letztern die besten Provinzen im Norden des Reichs verloren. Persien, als Staat jetzt eine Ruine, schwach und wehrlos nach Außen und im Innern unter der Geißel der kraßesten Despotie seufzend, die das Regiment in ein beständiges Plündern und Rauben, Pressen und Quälen verkehrt hat, wird zur sicheren Beute Rußlands, sobald England, von der Noth in seinem eigenen Hause bezwungen, sich aus Centralasien zurückziehen muß und die Absichten des moskowitischen Weltreichs in diesen Regionen nicht mehr in Schach halten kann. Dieser Zeitpunkt aber kann über Nacht kommen, denn die irische Schuld Englands ist zum Himmel hinangewachsen und der Tag, wo Gott richten wird zwischen der armen unterdrückten Schwester und der knechtenden, ist gewißlich nahe.

Teheran, welches an Ispahans Stelle seit einem halben Jahrhundert zur Hauptstadt des Reichs und Residenz des Schahs erhoben worden ist, gibt in seiner Erscheinung das treue Bild vom Ruin des Landes. Der Ort ist selbst größtentheils Ruine, obschon die jüngste der persischen Städte. Man denke sich einen Haufen von zehntausend schlechten Lehmhütten, planlos, wie es der Zufall gegeben, in winkligen, engen, stinkenden Gassen zusammen gebaut, aus denen sich da und dort die Kuppel einer Moschee, das Dach einer Kaserne und die Gebäude der Residenz des Schahs, einige Pappeln und bis an die Gipfel gestutzte Platanen heraus heben. Ein

trockener Graben mit einer breiten Lehmmauer umgibt die Stadt, die man von keiner Seite betreten kann, ohne von dem Anblick der tiefsten Armuth, des Schmutzes und des Elends betroffen zu werden. In allen Gassen liegt der Schutt eingestürzter Häuser, über welchem die Bevölkerung gleichgültig sich den Weg bahnt. Nirgends ist eine Spur von Erhaltungssinn oder Ordnung zu finden: — leblos und traurig schleichen die Menschen dahin, Verzagtheit und Verslossenheit im Ausdruck, Unlust bei allem Thun und Treiben. Es ist einem Jeden in's Antlitz geschrieben, daß der Mensch hier nichts ist als ein Spielzeug der Laune seines Gebieters, daß weder Personen noch Eigenthum die mindeste Sicherheit und Gewähr haben und daher Niemand mit der Zukunft Rechnung führt. Gedankenlos lebt man hin von einem Tage zum andern, ungewiß, was das Geschick der nächsten Stunde verhängen wird. —

Teheran hat kaum 40,000 Einwohner — wie wenig für die Hauptstadt eines Reichs, das fast zweimal so groß als Deutschland ist und eine Bevölkerung von vierzehn Millionen zählt! — Ein Drittel der Stadt nehmen die Gebäude der Residenz mit den Kasernen und der Citadelle ein. Der Säbel ist hier das Scepter. Der Schah hält sich eine berittene Leibwache von 8000 Mann, und ein Theil derselben ist stets in der Ausführung seiner Verfügungen zur Steuererhebung begriffen, die der Fürst im ganzen Lande militärisch betreibt und welche nichts weiter ist, als ein System der Brandschatzung und Erpressung, unter dem die letzten verborgenen Quellen des Wohlstandes und des öffentlichen Glücks vertrocknen.

Die Kohlenminen bei Newcastle.

Die Kinderzeit der Menschheit ist eine längst vergangene; aber auch die Jugendjahre unsers Geschlechts sind vorüber. Die himmlische Zeit, wo der menschliche Geist seine dunkle Knospe sprengte, die Zeit der ersten religiösen Erkenntniß, der ersten Wissenschaft, der ersten Poesie, der ersten Forschungen im Reiche der Natur, der ersten Zurüstung für nützliche Thätigkeit ist durch weite Räume von der Gegenwart geschieden, und auch jene ist dahin, wo eine mächtigere Triebkraft der Menschheit geistige Knospe zur Entwicklung spornte, wo das unausslöschliche Feuer der Begeisterung für das Ideale sich mit der höchsten Körperkraft, der höchsten Gesundheit, der höchsten Schönheit paarte, kurz, wo an allen Gütern, welche dem Jünglingsalter zufallen, die Mensch-



DAS INNERE EINES STEINKOHLENBERGWERKS
bei Neurath.

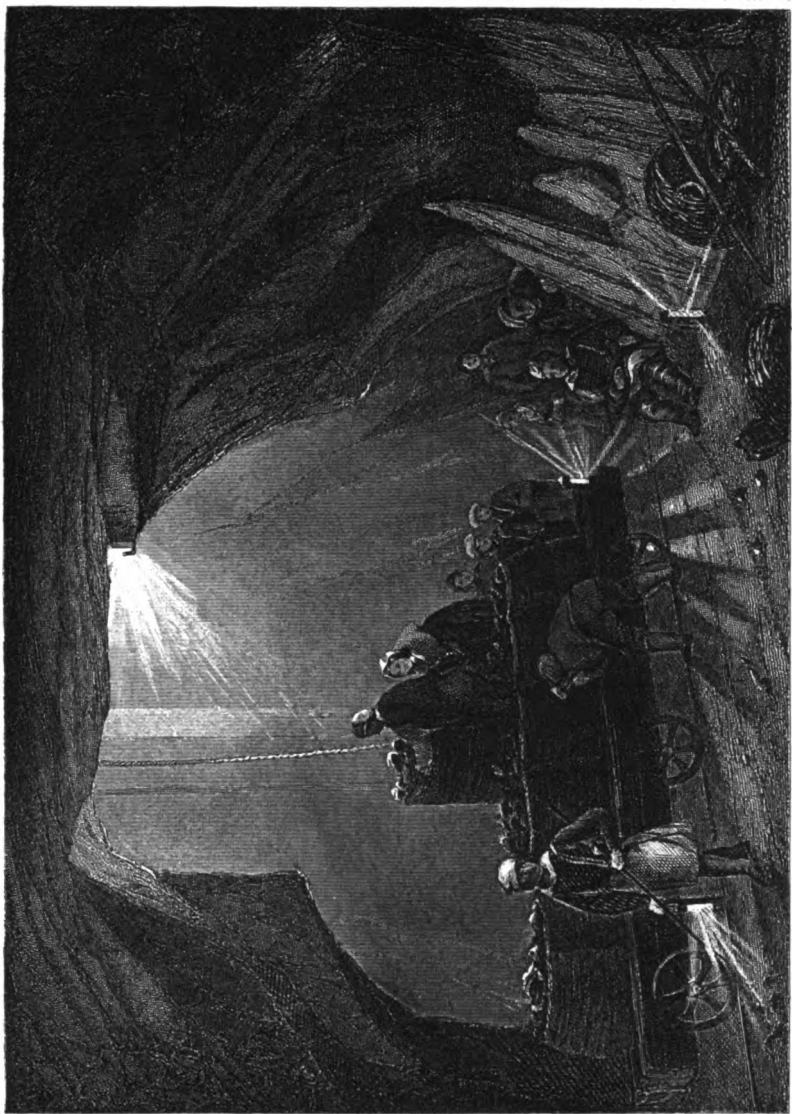
Verlag von Neumann, Neudamm

Neudamm

troste
von f
des e
der e
gütti
oder
dahin
Thur
Menn
wedea
haben i
lebt r
ndchf

stadt .
Bevi
nehn
Der
Selb
führ
im e
Sff
gene

aud
lisa
Zei
Bo
für
sch
Ma
löff
Rö
we



DAS MYSTERE LEINES STEINKÖHLE IN DER BAYERNISCHEN NEUWALD.

Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Verlag von J. Neumann, Neudamm.

heit reich war. Sie steht jetzt auf der Schwelle des gereiften männlichen Alters. Wir sind reich an den realen Gütern, welche der Fleiß unserer Jugend erworben; aber deren Feuer ist unser Erbe nicht. Wir sind reicher, unendlich reicher als unsere Voreltern an Kenntnissen, Erfahrungen, Uebungen des Geschicks; unzählige Irrthümer sind aus unserm Gesichtskreis verschwunden; aber unendlich ärmer auch sind wir an idealen Freuden. Die Entzückung der Jugend erwärmt uns nicht mehr und die Lust der Begeisterung schießt nicht mehr, wie ehemals, in Riesentrieben auf am üppigen Baume des Lebens. Wo sind die Menschen, wo sind die Völker jetzt, welche für große Ideen beharrlich und bis zur letzten Aufopferung erglühen? Wo, unter welchem Volke, wäre es jetzt möglich, daß ein Christus die Welt regenerire, und ein Mohammed Millionen fände, mit Hingebung seine Mission zu erfüllen? Sind auch hie und da einzelne Herzen und einzelne Völker für große Ideen noch empfänglich, so ist doch die Beharrlichkeit in unbegrenzter Aufopferung nimmer zu finden, welche die Jugendgeschichte unsers Geschlechts auf so vielen Blättern schildert, und die noch das Del für das schwächere Feuer späterer Zeiten ist. Die Idee allein bewegt die Menschen nicht mehr mit Orkanenkrast und schleudert ihre Wogen gen Himmel; — die Idee hat nur noch den kleinern Antheil an den stürmischen Erscheinungen der Menschenfluth: viel mächtiger wirken materielle Beweggründe und Hebel, und wo nachhaltige Wirkungen erfordert werden, da sind sie der heutigen Menschheit unentbehrlich. Die Voreltern wagten viel leichter, denn sie waren jung; ihnen durfte nur ein Christus, oder, wenn ihr's lieber wollt, ein Gottessohn, auf dem Berge stehen, und sie kamen herbei, ihn zu ehren, ihm zu glauben, ihm zu folgen; wir, das männlich-gereifte Geschlecht, das will weniger wagen, als erwägen, und viel näher als dem Idealen auf göttlichen Höhen steht unser Sinnen und Trachten dem realen Vortheil, dem ruhigen selbstsicheren Genuß. Man strebt weniger darnach, der Wirklichkeit Idealität zu leihen, als umgekehrt, diese zur Wirklichkeit herabzuziehen. Suchen wir ja nach Idealen, so suchen wir sie nicht mehr außerhalb des beweglichen Lebens, oder es sind veraltete, ermattete; — Ideale, nicht wie sie der schöpferische Gedanke vorhält, sondern aus den Büchern der Geschichte genommene. Es ist eine ärmliche Fruchtnachlese dürrer Aehren; die reiche Lenzblüthe ist abgeweht; sie kommt nie wieder. —

Doch auch das Mannesalter hat seine Blüthen, auch des Mannes Brust ist ein Göttersaal. Die höhere Erkenntniß, die größere Wissenschaft, die menschlichere Gesinnung, die Liebe für den Frieden und seine Künste können der Menschheit das Feuer der verlorenen Jugend ersetzen. An den Enthusiasmus für das Ideale ist die Begeisterung für das Reale getreten, und indem sich die Menschheit mehr mit der Wirklichkeit beschäftigt, schmückt sie diese sorgfältiger aus und des Menschen Leben auf Erden richtet sich bequemer, genußreicher ein. Ich sehe in diesen Tendenzen nur

Förderliches für die Zwecke der Menschheit; mich kann die Präponderanz, welche die materiellen Interessen im allgemeinen Streben nach der Erlangung eines größern Theils am Genuße irdischer Glückseligkeit erlangt haben, durchaus nicht beunruhigen. Es ist dem Mannesalter der Menschheit angemessen und an sich unverwerflich.

Durch diesen allgemeinen Wettstreit, sich das Leben zu verschönern und genussreicher zu machen, müssen sich die menschlichen Bedürfnisse in's Unendliche vermehren; — denn Genuß und Bedürfnis sind stets unzertrennlich. Erwerb bietet zur Befriedigung das Mittel und Erwerb ist daher jetzt vorzugsweise das Ziel der menschlichen Thätigkeit. Daher ist auch die Industrie zu so hohem Ansehen gelangt, eben weil sie die reichste Fundgrube des Erwerbs besitzt; und daher haben auch die Elemente der Industrie jetzt eine Gültigkeit und Anerkennung ihres Werthes, wie sie solche in der alten Welt, in der Jugendzeit der Menschheit, nie erlangen konnten, und daher auch nimmt die Aufsuchung und Ausbeutung dieser Elemente gegenwärtig eine so ungeheure Menge menschlicher Kräfte in Anspruch. Man hat berechnet, daß nur allein der Anbau von Baumwolle und Flachs, die Gewinnung der fossilen Kohlen und die Bereitung des Eisens ein Dreißigstel der ganzen civilisirten Menschheit beschäftigt.

Steinkohlen, ein Schatz den man in früherer Zeit nicht achtete und kaum gekannt hat, sind in Verbindung mit Eisen nicht nur die großen Motore der heutigen Gewerbsthätigkeit, sondern der Einrichtungen, auf welche die Entwicklung des Menschheitslebens in Gegenwart und Zukunft hauptsächlich fußt. Man könnte sagen, die Civilisation knüpft ihre Fäden an Eisenlager und Kohlenflöße; daß sie in der Schätzung des Reichthums der Nation das schwerste Gewicht in der Waagschale sind, ist nicht zu bestreiten.

Seinen reichen Steinkohlenlagern verdankt namentlich England die ungeheure Entwicklung seiner Industrie, seines Nationalreichthums, und, als Folge desselben, seine politische Größe. Ohne seine Kohlen wären die Erfindungen eines Watt, Boulton, Arkwright, Stephenson für England ohne Vortheil; sie hätten kein Leben, keine Kraft, keine Bewegung. Erst dann nahm die englische Industrie jenen weltbeherrschenden Aufschwung, als man den unermesslichen Schatz der Kohlenablagerungen zu würdigen verstand, und als eine aufgeklärte Gesetzgebung den Bergbau gleichzeitig von den feudalistischen Fesseln befreite, unter denen er geknechtet hatte, und das Recht der Ausbeutung der unterirdischen Güter als ein legales Eigenthum an den Grundbesitz geknüpft wurde, frei von aller staatlichen Kontrolle und Bevormundung. Dieses Aufheben eines überdies unfruchtbaren Regals, das hat die Wunder gewirkt, welche wir im britischen Bergbau anstaunen, und es wird überall Aehnliches hervorbringen, wo man dem Beispiele Englands nachthut. Jetzt sind alle Gegenden Großbritanniens, wo Kohlenablagerungen vorhanden sind, Central-

punkte der Industrie; denn Kohlen sind deren erstes Lebensbedürfnis. Manchester, Sheffield, Birmingham, Leeds, Glasgow, Boulton, Newcastle mit seinen Potteries u. c., sie wären nichts ohne den Kohlenbergbau in ihrer Nähe. Weiter bedarf es aber nichts, als solche Namen zu erwähnen, um an den unermesslichen Antheil zu erinnern, den die Kohlenbergwerke an der commerziellen und industriellen Größe Albions haben.

Die Steinkohlen ersetzen schon seit länger als einem halben Jahrhundert in England das Holz und die Holzkohlen, sowohl bei Dampfmaschinen, als zur Zimmerheizung und in der Küche, in den Werkstätten, bei allen Gewerben. Steinkohlen dienen als Gas zur Beleuchtung, als Theer zum Anstreichen der Schiffe u. c., als Roak für alle metallurgische Prozesse. Jedes Jahr werden in England über 50 Millionen Tonnen, oder über tausend Millionen Centner Steinkohlen gewonnen, eine ungeheure Ausbeute, die noch immer wächst und die schon früher lebhaft Besorgnisse für die Zukunft erregt hat. Man fürchtete nämlich, die Quellen dieses Reichthums möchten versiegen und Englands Schicksal dadurch gefährdet werden, welches mit seiner Kohlenproduktion so innig verknüpft ist. Die Frage war so ernst, daß das Parlament selbst eine Untersuchung deshalb anordnete. Ihr Resultat war geeignet, vollständig zu beruhigen. Man fand, daß sich nur allein in den Niederungen von Durham und Northumberland die Kohlenablagerung über einen Flächenraum von etwa 720 englische Geviertmeilen ausdehnt, derselbe nach dem geringsten Ansätze über zehn Milliarden Tonnen (zu 20 Centnern) liefern kann, und diese allein im Stande wären, den Kohlenbedarf Englands auf einen Zeitraum von 200 Jahren zu decken. Die Kohlenlager von Wales sind noch reicher. Sie dehnen sich über einen Raum von 1200 englischen Quadratmeilen aus, und nachdem man in den letzten Jahren unter den bisher im Abbau gewesenen Kohlenflözen tiefer liegende von bedeutender Mächtigkeit entdeckt hat, kann man die in Wales vorhandenen Kohlen auf mindestens fünfunddreißig Milliarden Tonnen berechnen. Es reichen also jene drei Lager allein schon für die vollständige Befriedigung Großbritanniens auf neun Jahrhunderte aus.

Jede Furcht vor Erschöpfung des britischen Kohlenreichthums ist demnach chimärisch; es ist vielmehr gewiß, daß England nicht nur für sich, sondern auch zur Versorgung der übrigen Welt Ueberfluß hat, weshalb die Regierung kein Bedenken trug, der Kohlenausfuhr die Fesseln abzunehmen und sie, eine ganz geringe Abgabe ausgenommen, frei gab. Durch den Wetteifer der Speculation sind die englischen Kohlen unglaublich wohlfeil geworden, und bei dem Preis von 2½ Schilling die Tonne (4½ Kreuzer oder 1½ Neugr. der Centner) weiß der Unternehmer sich für sein Kapital, Risiko und die Gewinnungskosten noch bezahlt zu machen. Daher das Uebergewicht Englands in der metallurgischen und jeder andern Industrie, bei welcher Brennstoffe einen großen Verbrauch haben; daher die

Fähigkeit, seine Kohlen mit Vortheil in die halbe Welt abzusetzen und selbst dahin welche zu versenden, wo sich Minen und reiche Kohlenlager befinden. Das geregelte Zueinandergreifen großartiger mechanischer und Kapitalkräfte bewirkt das Uebrige. Ein englisches Kohlenwerk ist wie ein Uhrwerk. Wo man hinblickt, ist Thätigkeit, Ordnung.

Einen kleinen, krüppelhaften Bergbau, wie er in den deutschen Kohlendistrikten nur zu oft vorkommt, und wie er auch in den schottländischen und irischen noch zu finden ist, kennt man in England gar nicht mehr. Er hat dem großartigsten Betriebe Platz gemacht, der Millionen zu seiner Einrichtung fordert, aber auch Hunderttausende abwirft. In jetziger Zeit ist der Angriff eines neuen Kohlenbergbaus ein schon sehr bedeutendes Unternehmen, dem nur große Kapitalkräfte gewachsen sind.

Die erste Arbeit nämlich auf einem zur Ausbeutung bestimmten Kohlenfelde ist das Abbohren desselben, um über Lagerung und Mächtigkeit der Kohlenstraten Auskunft zu erlangen. Da man jetzt meistens zu einer Tiefe von 1000 Fuß und darüber dringen muß, so frist diese gewagte Untersuchung vornweg eine große Summe, oft 10,000 bis 30,000 Pfund Sterling. Auf die damit erlangten Resultate gründet sich nun der Angriffs- und Abbauplan. Das Abteufen des Maschinenschachts, der zur Hebung der Wasser aus dem ganzen Felde bestimmt ist, welches in Bau genommen werden soll, folgt zunächst. Es ist die schwierigste und kostspieligste Arbeit; denn der Schacht wird in der Regel auf der tiefsten Stelle des Kohlenflözes niedergebracht. Desters kostet er, weil er nicht selten von oben bis unten, also oft über 1000 Fuß tief, mit eisernen Cylindern, oder Ringen, wasserdicht ausgesetzt werden muß, 500,000 bis 1 Million Gulden. Dann werden ein oder zwei Wetter- und Förderschächte angelegt, durch welche die in der Tiefe gehauenen Kohlen zu Tage gebracht werden. Von der Sohle der Schächte werden hierauf, gemeinlich im Kohlenflöz selbst, sogenannte Förderstrecken getrieben, nämlich 8 bis 9 Fuß weite und 7 Fuß hohe, möglichst horizontale, oder wenig geneigte Gänge, welche mit Eisenbahnen belegt sind und auf welchen in großen Werken die Fortschaffung der Kohlen in eisernen Wägen mit Pferden geschieht. Auf diese Hauptgänge stoßen rechtwinklig die Nebengänge, die Abbaustrecken, die zu beiden Seiten für den Zweck der Kohलगewinnung, und in regelmäßigen Entfernungen, in das Flöz getrieben werden. Auch diese haben Eisenbahnen; es werden auf solchen, meist mit Menschenhänden, in kleinern Wägen die Kohlen zu den Förderstrecken geschafft. — Während diese unterirdischen Bauten vorgenommen werden, ist man über Tage beschäftigt, die nöthigen Gebäude, Maschinen u. u. zu errichten und aufzustellen. Man baut um die Schachtmündungen her weite Plattformen, die mit Eisenplatten belegt werden, für die Empfangnahme der Kohlen bestimmt, und führt Schienenwege in die an den Ladeplätzen gelegenen Magazine. Man stellt die Dampfmaschinen auf, welche das Wasser pumpen

und die Kohlen aus der Tiefe mit der Schnelligkeit des Blitzes heraufheben; die Apparate, welche den Grubenarbeitern gute Wetter, d. i. frische Luft, zuführen; man baut Chaussees, oder wohl gar meilenlange Eisenbahnen nach dem nächstgelegenen Hafen, oder Strome, oder Kanal, oder einer schon bestehenden Commercial-Eisenbahn; man baut die Häuser, um die Beamten, die Aufseher, und wenn die Mine entfernt von Dörfern ist, um auch die Arbeiter unterzubringen, und so ist gemeinlich schon ein Dorf oder Flecken entstanden, ehe noch der erste Kohlenwagen aus der Grube emporsteigt. Ist Alles glücklich vollendet, worüber oft drei bis vier Jahre vergehen, dann wird der feierliche Tag angekündigt, wo die erste Kohlenförderung der langen, ausdauernden Arbeit und so vieler Opfer an Geld und Ruhe den ersten Lohn bringen soll. Ein solcher Tag ist ein glänzendes Fest. Musikchöre werden in die Tiefe gelassen; unter Musik wird der erste Kohlenwagen geladen; das freudige Hurrah! der Hunderte von schwarzen Gesellen unten verkündigt den Moment der Auffahrt; Musik, Böllerschießen und eine festlich geschmückte bunte Menge am Schachtrand empfängt ihn oben. Der beharrliche Unternehmer ist der König des Festes, und seine Freigebigkeit hat keine Grenzen. Oft wird ein solcher Festtag zu einer Festwoche voller Genuß und Fröhlichkeit.

Ist schon das Unternehmen eines einzigen Kohlenbergwerks so groß, und erfordert es so viele Kräfte und so große Kapitale, so sind doch die noch viel größer, welche die Anstalten verbrauchen, zu denen sich die Eigenthümer mehrerer Gruben zu ihrem gemeinschaftlichen Vortheil vereinigen. Ein solcher Verein der Kohlenwerksbesitzer eines Distrikts schießt viele Millionen zusammen, um Wege durch Berge zu führen, Viaducte über Thäler zu bauen, Flüsse schiffbar zu machen, Kanäle zu graben, oder an dem nächsten Ufer des Meeres Hafenbauten zu unternehmen, welche in jedem andern Lande als Riesenwerke angestaunt werden würden; dort aber, als etwas Alltägliches, nicht einmal in Erwähnung kommen. Alles das geschieht vielleicht bloß, wegen einer Ersparniß in den Transportkosten, die, auf den Centner ausgeschlagen, so gering scheint, daß man nicht begreift, wie es sich so großer Anstalten verlohnen könne; wenn man aber erwägt, daß eine einzige Kohlengrube der größten Art täglich über 10,000 Centner Kohlen fördert, und wenn man jenen so klein scheinenden Vortheil auf die Unzahl von Centnern berechnet, welche jährlich transportirt werden, und die Summe dann, als eine stete Ersparniß, kapitalisirt, so löst sich das Räthsel und man sieht ein, daß die Leute wohl Millionen daran setzen konnten, um an der Fracht von einem Centner Kohlen bis zu den Verkaufs- und Konsumtionsorten ein paar Pfennige zu ersparen. An den Häfen, oder an den Landungsplätzen bei einem Flusse, Kanale, oder am Meere, laufen die Eisenbahnen von den verschiedenen partizipirenden Kohlenwerken zusammen. Sie endigen auf einer, über dem Kanal, oder Strom, oder über dem Hafenbassin, von Eisen

konstruirten großen Plattform, die man *Steith* nennt. Auf dem Boden derselben befinden sich Fallthüren, und unter denselben liegen die Schiffe vor Anker, welche ihre Ladung erwarten. Die angekommenen Kohlenwagen öffnen sich vor den Fallthüren durch einen angebrachten Mechanismus von selbst und stürzen ihre Ladung hinab in den darunter befindlichen Schiffsraum ohne Zuthun einer Menschenhand; wenn sie sich entleert haben, so schließen sie sich wieder, um mittelst des Gegengewichts der auf geneigter Fläche herabrollenden folgenden Wagen leer wieder an ihre Bestimmung zurück zu laufen. Sind die Kohlen nicht fest, sondern mürbe, so führt aus der Fallthür ein schiefer, inwendig mit Blech gefütterter Schlauch von Holz die Kohlen zum Schiffsraum. Er ist so wenig geneigt, daß die Kohlen langsam hinab gleiten und das zermalmende Aufstoßen vermieden wird. Im ganzen Prozeß des Kohlentransports tritt der Mechanismus und die sinnreiche Benutzung nichts kostender Naturkräfte an die Stelle der menschlichen Arbeit, und in der möglichsten Ersparung der letztern liegt der Schlüssel zu dem Räthsel, wie es möglich ist, daß bei der Kostspieligkeit der ersten Anlage und bei einem Preise für Handarbeit, der zwei- bis dreimal so groß ist, als bei uns, die britischen Kohlengrubenbesitzer doch aus den dort so sehr niedrigen Kohlenpreisen noch Vortheil ziehen können.

Die reichsten Kohlenminen Englands sind in den nördlichen Grafschaften, in Northumberland, Durham, York, Nottingham, Derby, Staffort, Lancaster und Cumberland. Die Kohlenschichten der zwei letztern Grafschaften haben eine Mächtigkeit von 2 bis 7 Fuß, die in Stafford aber bis zu 30 Fuß. Es liegen öfters 4 bis 12 Schichten übereinander, durch mehr oder weniger mächtige Zwischenlager von Schieferthon und Sandsteinen getrennt; aber von vielen sind, seltene Fälle ausgenommen, nur einige bauwürdig, d. h. hinlänglich dick, um die Kosten zu ersetzen. — Die Newcastle'schen Minen und jene von Sunderland liefern die meisten Kohlen für London zur Zimmerheizung; sie sind sehr fett und brennen bei schwachem Luftzug mit heller Flamme. Zur Verkoakung für die meisten metallurgischen Prozesse ist eine fette (bituminöse), beim Glühen aufschwellende und eine poröse, feste Kohle (Roak) hinterlassende Steinkohle brauchbar. Man unterscheidet in England an siebenzig Steinkohlenarten, die sich in mehrere Familien ordnen.

Von der jährlichen Kohlenausbeute in Großbritannien (über 1200 Millionen Centner, die einen Werth von etwa 15 Millionen Pfd. Sterl. haben) verbraucht London allein etwa 180 Millionen Centner; 250 Millionen konsumirt die Eisensabrikation; die übrigen Industrien nehmen etwa 300 Millionen, Eisenbahnen und Dampfschiffahrt 150 Millionen hinweg. Ausgeführt werden über 70 Millionen Centner. In den Kohlenbergwerken und in allen denselben unmittelbar dienenden Anstalten sind 280,000 Arbeiter beschäftigt, welche wöchentlich etwa $1\frac{3}{4}$ Millionen Gulden Lohn

empfangen. Bloß auf der Tyne (bei Newcastle) sind 9000 Reelmen mit der Beförderung der Kohle auf dem Flusse beschäftigt. 27,000 Fluß- und Kanalfahrzeuge und 11,000 größere Seeschiffe dienen zum Kohlentransport. Sie führen eine Bemannung von 120,000 Matrosen.

Ich denke nie ohne Aufregung der Stunde, da ich, während meines Aufenthalts in England, zum Erstenmale ein Kohlenwerk besuchte. Es war im hohen Sommer. Wir gingen von Newcastle das Tynethal hinauf. Schwül war's; schwarze, weißrandige Gewitterwolken standen am Himmel; von der Erde aber, vor uns, stiegen dichte Rauchwolken auf, die alle Gegenstände in einen düsteren, grauen Schleier hüllten. Wie wir weiter kamen, erschien uns die ganze Gegend wie eine Solfatara und endlich umgab uns der rufige, sinkende Dampf selbst, und raubte uns jede Fernsicht. Aus der Tiefe wurden unheimliche Töne hörbar: — das Röcheln der Pumpen, das Stöhnen der Dampfmaschinen, das Rasseln der auf- und absteigenden Wagen, das Sprengen der Kohlenmassen unter unsern Füßen. Das Dröhnen in dem Eingeweide der Erde, dazu die auf den Eisenbahnen zum Strome dahin rollenden Wagen, welche eine unsichtbare Kraft zu bewegen schien, das geschäftige Hin- und Herellen der schwarzen, berußten Menschen gaben der ganzen Scene etwas Grausenhaftes, Gespenstiges. Plötzlich zerspaltete sich das Gewitter über uns, der Himmel wurde zum Feuermeer, der Donner brüllte, der Regen stürzte in Strömen nieder. Wir eilten zu dem nächsten Zechenhause, einem weiten Gebäude mit thurm hohen Schloten, und traten ein.

An die Stelle der Bedängstigung trat zuerst Staunen, dann Bewunderung. Alles in dem Hause war in Kohlenstaub gehüllt, schwarz, finster; aber desto imposanter sah der Geist der Ordnung und Regelmäßigkeit durch, welcher in den weiten Räumen herrschte. Den Hauptplatz nahm die große Dampfmaschine ein, die Seele des Ganzen. Sie hatte eine Kraft von 300 Pferden, und die kolossalen Cylinder von 5 Fuß Durchmesser hoben sich so ruhig auf und nieder, daß man kaum ein Geräusch vernahm. Ein gußeiserner Balancier, 400 Centner schwer, regelte ihre Wirkung; ruhig senkte sich der herkulische Hebel und hob sich wieder in stetem Wechsel. Hundertfältiges Räderwerk und Getriebe ging so still und sanft wie ein Uhrwerk. Boulton hatte die Maschine gebaut; mir schien der Geist des großen Meisters gegenwärtig: ich war voller Ehrfurcht. Neben der Maschine öffnete sich ein Schlund der Tiefe. Wagen voller Kohlen, Bergleute, schwarz wie das, was sie ausbeuteten, Beamte mit rufigen Gesichtern kamen herauf und verschwanden, schnell wie die Schatten. Bei aller Thätigkeit um und neben und über und unter uns nirgends Lärm, nirgends Ver-

wirrung. Ueberall Eile ohne Uebereilung; überall That: — nirgends Worte.

Auf die Einladung des uns begleitenden Offizianten stiegen wir in einen leeren Kohlenwagen, der eben in den Schacht einfahren wollte, und auf ein Zeichen ging es mit Blitzesschnelligkeit hinab, mehre hundert Fuß tief. Wir hielten an der ersten Gallerie, wo das oberste Kohlenflöz, das hier eine Mächtigkeit von 5 Fuß hatte, ausgebeutet wurde, und stiegen aus, um die Kohlengewinnung selbst zu betrachten. Ein Bergmann eilte auf das mit einer Pfeife gegebene Zeichen des Offizianten herbei und führte uns zur nächsten Arbeitsstrecke. Man hatte eben eine etwa 12 Fuß lange Wand verschrämt, die nun mittelst eines mit Pulver gefüllten Bohrlochs abgesprengt werden sollte. Der Schuß geschah; eine Kohlenmasse von mindestens 300 Centnern stürzte herein, meistens in großen, ja zum Theil so großen Stücken, daß sie drei Mann nicht bewegen konnten und sie mit Hammer und Keil gespalten werden mußten. Wie ganz anders sah ich es nachher in Deutschland, wo man die Kohle bis zur heutigen Stunde noch meist mit der Keilhaue gewinnt! Um, wie dort, 300 Centner zu gewinnen, braucht ein Bergmann auf deutschen Werken wohl eine ganze Woche; die Gewinnungskosten sind dann das Fünffache und die Hälfte der Kohle wird zermalmt, wodurch der größte Theil ihres Werths verloren geht. — Nach dem Sprengen auf der englischen Grube wurden die am Boden liegenden Kohlen in die schon bereit stehenden vierräderigen, auf Schienenwegen laufenden, mit Haken an einander zuhängenden Körbe geschafft und während dem trat ein Aufseher herzu, mit einem Buche in der Hand, der nachsah, ob die Körbe gehörig voll waren, ihre Anzahl notirte, sich dann auf den hintern Korb setzte und sich mit dem ganzen Zuge von dem einen der Arbeiter an das Füllort der Strecke laufen ließ. Die andern zwei schrämten inzwischen eine neue Kohlenwand zum Sprengen vor und nach einer Viertelstunde, auf dem Rückwege aus der Grube, hörten wir schon den Schuß, der die Erneuerung der eben beschriebenen Arbeiten anzeigte. Am Füllort, unter'm Schacht, sahen wir die mit Rädern versehenen Kohlenkörbe am Hebeseil befestigen; im Nu sind sie oben, stürzen sich in einen hölzernen Schlauch, dessen schiefsliegender Boden mit Siebdraht übersflochten ist, reinigen sich so vom Grus und kommen in gröbern Stufen zur Bank, wo sie von Weiber- und Kinderhänden einer raschen Sortirung in sehr große, mittelgroße und kleine Stücke unterliegen und dann in eiserne Wagen, jeder von 100 Centner Inhalt, gefüllt werden, die, auf der geneigten Fläche einer Eisenbahn, von selbst zum Quai am Flusse laufen, wo sie sich in die harrenden Schiffe stürzen.

Die Bergleute in den englischen Kohlengruben haben eine sehr schwere Arbeit; sie werden aber auch tüchtig bezahlt. Der gewöhnliche Lohn für einen Kohlenhauer ist in den Newcastle'schen Werken etwa $1\frac{1}{2}$ Gulden täglich; und mancher, der besonders gewandt und fleißig ist, steht sich

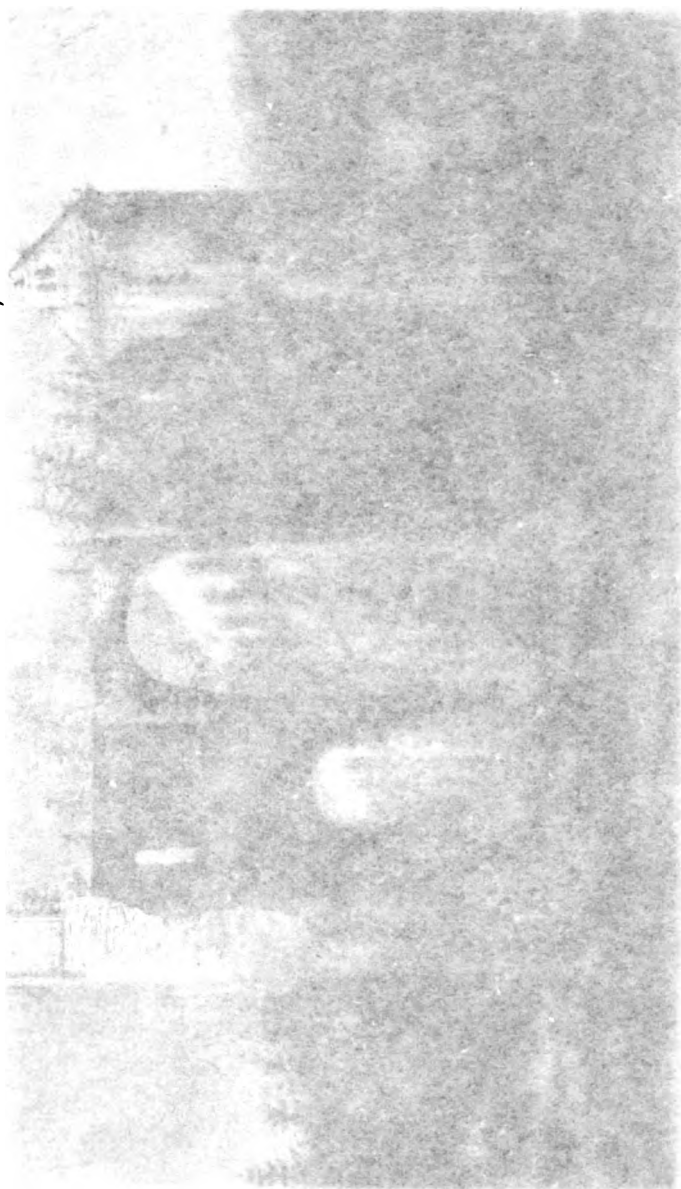
wohl auf das Doppelte. Der Lohn richtet sich nach der geförderten Menge und ist in jeder Abbauetrecke, nach Verschiedenheit der Mächtigkeit der Kohlenschichten etc., anders. Gesund mag die Beschäftigung nicht sein. Ich fand die Arbeiter meist von einem bleichen, kränklichen Aussehen, ihre Stimme war rauh, ihr Athem kurz, ihre Augenlider geschwollen, der Stern des Auges wenig entwickelt; das Tageslicht ist ihnen beschwerlich. Schrecklich ist die Arbeit Derer, welche die Kohlen aus schmalen Schichten gewinnen, in welchen sie oft nur liegend, oder in ganz gekrümmter Stellung, arbeiten können, und gerade in diesen schauerlichen Höhlen, die, oft tausend Fuß tief, sich wie Dachlöcher unter der Erde fortwinden, ist die Zuführung frischer Luft am schwierigsten und die Gefahr vor dem fürchterlichen Firedamp (entzündlichem Kohlengas) am größten. Nicht immer ist eine solche Gefahr durch die Anwendung der Sicherheitslampe zu vermeiden; und wie häufig die Unglücksfälle noch sind, beweist die officielle Angabe, daß in den letzten Jahren durchschnittlich 1100 Personen in den britischen Kohlengruben durch Gasexplosion um's Leben gekommen sind. Wenn, was in ganz großen Werken, wo wohl 800 bis 1000 Bergleute arbeiten, ziemlich häufig geschieht, eine Explosion eintritt und dann aus der entzündeten Strecke Blitze zucken, so ertönt die Alarmglocke, alle Arbeiter springen im Nu von der Arbeit, werfen sich platt auf die Erde nieder, oder eilen dem Schachte zu. Man hat Beispiele, daß die ganze Grube so mit Gas angefüllt war, daß die Entzündung sich durch alle Räume verbreitete und Hunderten von Bergleuten auf einmal den Tod brachte. Darum ist auch das Zuführen von frischer Luft und die Circulation derselben in allen Räumen ein Hauptaugenmerk der Minenadministration, und sie macht einen besondern Zweig der technischen Verwaltung aus, welche ihr eigenes Personal hat. Die Bewachung der Wetterthüren in dem Grubenlabyrinth, die auf gewisse Zeichen geöffnet und geschlossen werden müssen, ist gemeinlich ein Dienst für Alte oder Kinder. Es ist das gewiß der ärgste Mißbrauch der Kinderkräfte, und mit Schauern sah ich einst ein Mädchen von sieben Jahren im zerrissenen Kleidchen an so einem Pfortchen der Unterwelt kauern, das geschwätzte Gesichtchen voller Thränen, und jammernd, daß die erschte letzte Stunde der Schicht (das Kind wurde erst nach acht Stunden abgelöst) noch nicht herbeikommen wollte. Erst vor wenigen Jahren hat die Gesetzgebung von solchen Greueln der Habsucht, denen man in den britischen Bergwerken so häufig begegnet, Notiz genommen und sie wenigstens für Kinder unter zwölf Jahren streng verpönt.

Paulinzelle.

Deutschland hat kein schöneres Denkmal klösterlicher Vorzeit aufzuweisen, als Paulinzelle; und selbst in England, dem an malerischen Abteiltrümmern so reichen Lande, sind wenige, welche sich ihm an die Seite stellen lassen. — Diese herrliche Ruine liegt sechs Stunden südlich von Erfurt, eine Stunde von dem Waldstädtchen Königsee, in einem einsamen, tiefen Thale, auf grünen Wiesenmatten, mitten in einem stundenlang sich ausbreitenden Walde von hohen, düsteren Tannen. Unfern davon, bei freundlichen Anpflanzungen und an großen Teichen, gruppiren sich die wenigen Häuser des Dörfchens um das Amthaus und die Försterwohnung. An mehreren dieser Wohnungen bemerkt man uraltes, verwittertes Mauerwerk; es sind dieß Substruktionen der ehemaligen klösterlichen Oekonomiegebäude, welche bei'm Bau des Dorfes und des Amthausess benutzt worden sind.

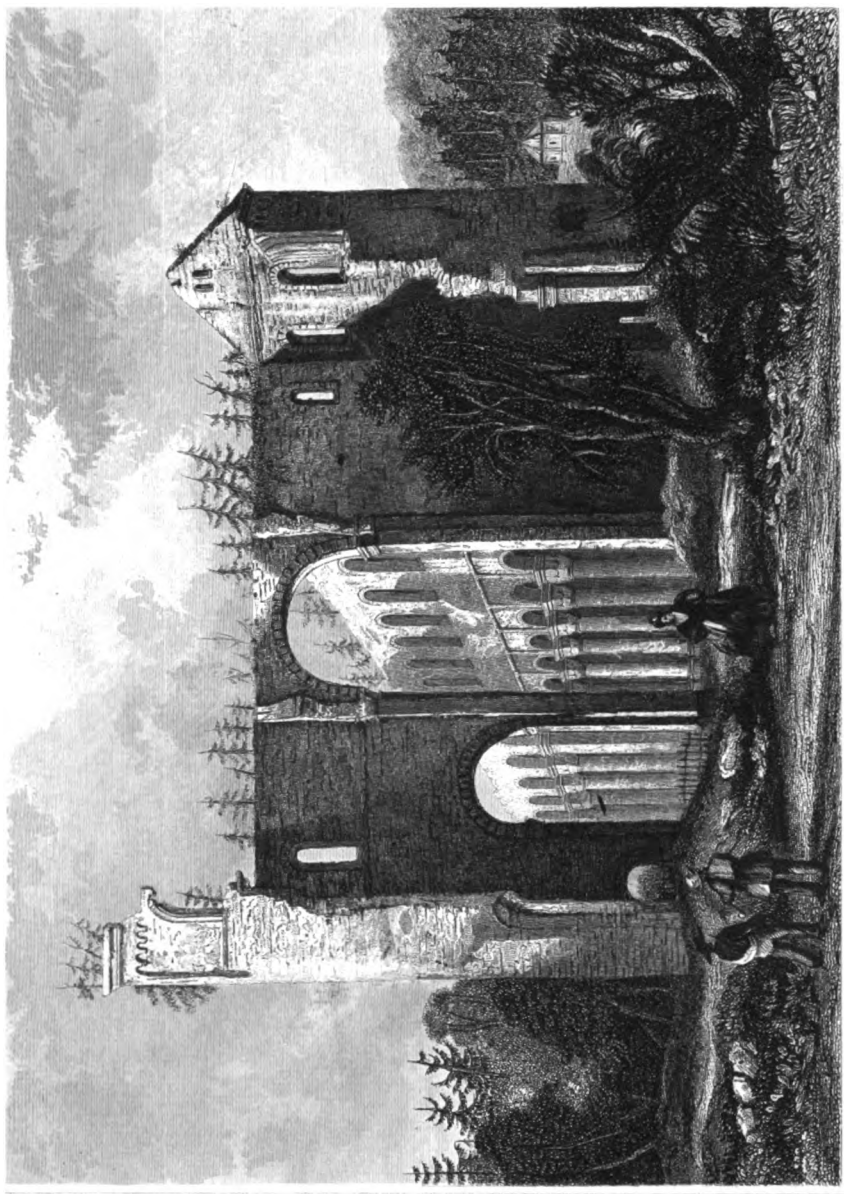
Wir kehren zu den Tempeltrümmern zurück. Vor dem Hauptthore der Kirche, an der Abendseite, war sonst, wie an den ältesten Basiliken, eine weite Vorhalle, auf Säulen ruhend, bestimmt für die Schaaren der Andächtigen, welche das Innere der Kirche selbst nicht fassen konnte. Noch sieht man die Mauer und Säulenstücke, auch noch ein verstümmeltes Weihgefäß halb versunken aus dem Boden zwischen säuselnden Halmen ragen. An der südlichen Seite steht ein Thurm noch und streckt sein gebrochenes Haupt schweigend in die Lüfte. Durch ein großes, tiefes Portal, dessen Gewölbe Säulen tragen, und über welches sieben gothische, gewölbte Fenster nach dem Innern der Kirche gebrochen sind, tritt man in das Schiff der Lehtern. Auf dem Chor und an den Mauerabsätzen sind junge, schwankende Fichten emporgewachsen, und Gesträuch guckt aus allen Spalten hervor. So oft sich der schlanke Wuchs jener über das hohe Gemäuer erhebt, stürzt der Sturm sie mit Trümmern der Werkstücke herab. Doch immer erneuert die schaffende Natur das freundliche Bild.

Das Innere der Kirche theilt sich durch zwei Reihen hoher Säulenhündel in ein mittleres und zwei Seitenschiffe, und umher an der dicken Außenmauer waren die Altarnischen angebracht. Noch stehen die Säulen auf jeder Seite und tragen die Mauern, auf denen ehemals das Dach der Kirche ruhte; aber statt in den gemalten Himmel, schaut man in das Aetherblau, und statt in die Farbenpracht bunter Scheiben fällt der Blick durch die hohen Fensterbogen auf das grüne Thal. Ein alter Weidenbaum steht, wo sonst der Hochaltar gestanden hat. Spuren von Freskomalereien



THE HISTORY OF

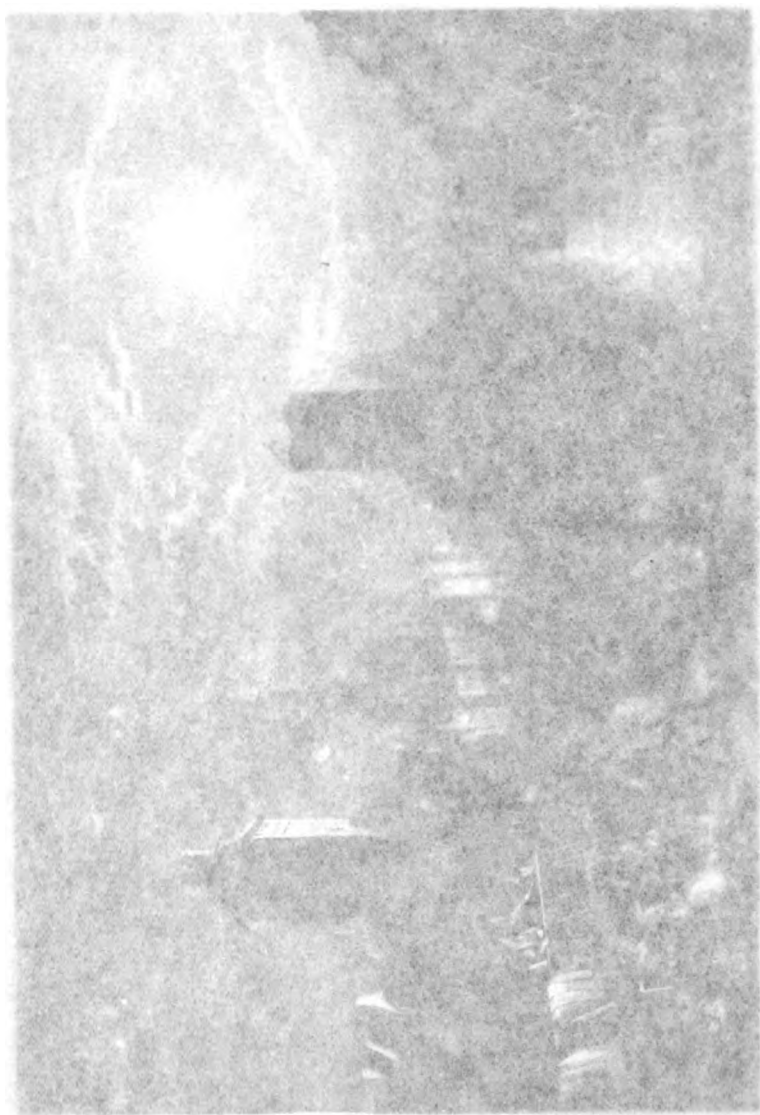
The history of the world is a vast and complex subject, encompassing the lives and actions of countless individuals and the events that have shaped the human experience. From the earliest civilizations to the modern era, the story of humanity is one of constant change and evolution. The study of history allows us to understand the patterns of human behavior, the causes of conflict, and the progress of society. It is a discipline that seeks to uncover the truth about the past, providing us with a deeper understanding of our present and a glimpse into the future. The history of the world is a tapestry of diverse cultures, languages, and traditions, each contributing to the rich and varied fabric of human existence. Through the study of history, we can learn from the mistakes of the past and strive for a better, more just, and more peaceful world.

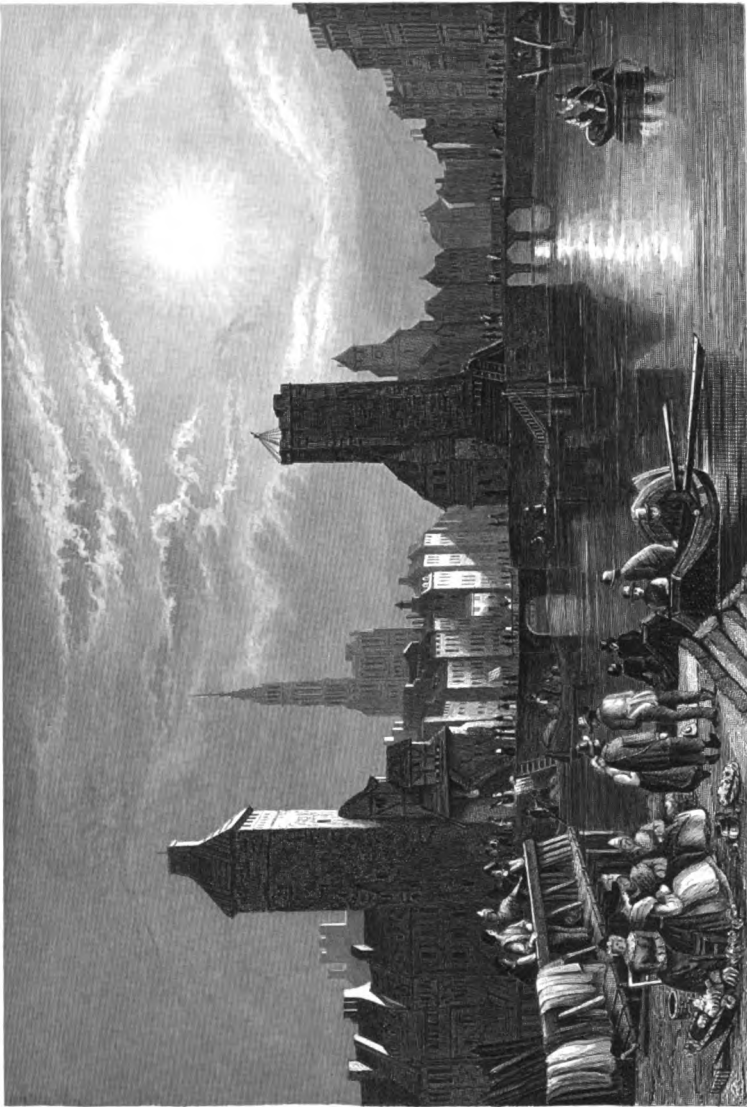


PAULINZELIA
in Trier

Engraving of the ruins of the Basilica of Paulinzelia in Trier

Engraving of the ruins of the Basilica of Paulinzelia in Trier





C. Bauer del.

STRASSENLEBEN

Aus d. Kunstwart d. Bild. Inst. in Hildes.

Eigenthum d. Verleger

den Reichthum des K
nicht mehr fassen, als
zelle umzuwandeln in
tigen Tempel, der, 13
erhob. Der Bauern
Thüringens, verheert
Widerstande der Mö
und nachher die Klost
mergut verwandelt.

erscheinen wie bleiche Schatten auf den Wänden, und alte bemooste Grabsteine ragen aus dem Boden hervor, von denen die Hand der Zeit Bild und Schrift gewischt hat.

Paulinzelle, die ehemals berühmte Cistercienser-Abtei, war ursprünglich ein kleines Frauenkloster, gestiftet 1186 von einer frommen Rittersfrau, Pauline, welche nach ihrem Tode als Heilige verehrt ward. Der Ruf der Wunderthätigkeit ihrer Gebeine und anderer vom Papste zu verschiedenen Zeiten geschenkten Reliquien machte die kleine Zelle bald zu einem berühmten Gnadenorte, der Andächtige von nah und fern herbeiführte, und die stillen, dunkeln Wälder schallten von den Hymnen der Wallfahrer wieder. Auch fromme Gaben flossen reichlich am Schreine der Heiligen, und Schenkungen an Gütern, Frohnden und Zinsen mehrten den Reichthum des Kirchleins. Es konnte schon lange die Andächtigen nicht mehr fassen, als ein schicklicher Vorwand gefunden ward, die Frauenzelle umzuwandeln in ein großes Kloster, und die Kapelle in einen prächtigen Tempel, der, 1302 durch Brand zerstört, sich noch viel schöner wieder erhob. Der Bauernkrieg, so verderblich für die Klöster und Schlösser Thüringens, verheerte auch Paulinzelle. Die Abtei ward, nach tapferm Widerstande der Mönche, von dem Landvolke geplündert und verbrannt und nachher die Klostergrüter von den protestantischen Fürsten in ein Kammergut verwandelt.

S t r a ß b u r g.

(1846.)

Wann wirst du aufhören, ein Stachel zu sein in meinem Herzen?
Wann wird der Tag kommen, wo das Vaterland dir zuruft: Willkommen,
nach langer Trennung, ehrwürdiges, altes Straßburg! Wenn ich den
Tag denke, den Tag, wo aus allen deinen Fenstern schwarz-roth-goldne
Wimpel flattern, alle Glocken läuten von deinen Thürmen und deutscher
Jubel wie Sturmesbrausen durch deine Straßen zieht: — dann geht mir
die Brust weit auf und ich wünsche der Zeit die Schwingen des Blitzes, auf
daß der Tag an die Gegenwart rüde und ich seine Herrlichkeit preisen könne
mit berebtem Munde.

Gitler Wunsch. Die Gegenwart spottet meiner Gefühle, der gallische Hahn kräht von dem Münster und die Tricolore weht von den Wällen. Die Pfalz, jener alte, feste Harnisch, welcher das Vaterland umgürtete; Straßburg, die Mauerkrone Deutschlands mit dem regen Leben drinnen; — beide sind noch in des Räubers Händen, der vor Jahrhunderten des Reichs Pforten aufgebrochen und mit Brandfackel und Schwert in demselben gewüthet. Das Thor von Deutschland haben die Fremden inne, und das Reich ist zum offenen Dorf geworden, gehütet von armseligen Zöllnern. Das Lied vom deutschen Strom ist eine schändliche Lüge; die aber, welche den Kaisermantel, der Alle umsing, zerrissen und sich gekleidet haben in seine Fetzen, — die achten den schmachlichsten Diebstahl, der je an einem großen Volke begangen wurde, wie ein rechtmäßig erworbenes Besitzthum und sie erröthen nicht, wenn im deutschen Heiligthum das Tedeum schallt bei'm Namenstage des fremden Gebieters, und dessen Vögte am Rhein über eine Million Deutsche herrschen. —

Wohl weiß ich, daß wir an diesem Zustande selbst gar viel verschuldet. Wohl weiß ich, daß, wie selbst Berge, welche die Natur auf den Westen der Erde aufgerichtet, stürzen und sich in Trümmer auflösen müssen, wenn das innere Leben abgestorben ist, so auch in des Reiches weitem Hause schon gar lange ein sieches Leben wohnte, sonst hätte es wohl nicht geschehen können, daß ein Fremder von der besten Kammer Besitz genommen. Aber jetzt, nachdem wir auf der Zerstörung einer blühenden Vergangenheit den Aufbau eines neuen Volksthums fest begründet, nachdem wir unsere Phönixperiode durchlaufen haben und zur Wiedergeburt unsers Irdischen gelangt sind: sollen wir da nicht alle Elemente deutschen Volksthums wieder zu vereinigen trachten? — Schreit nicht die Pyramide von Straßburgs Münster die Antwort in den Himmel hinein? oder ist es eine Fabel, daß deutsches Volk sie aufgebaut, ein Zeichen deutscher Kraft und Einigkeit? Keine Stadt in Deutschland, die nicht Geld und Gut dazu gesteuert, die nicht Handwerksleute gesendet; kein Dorf, das nicht sein Scherflein gespendet! Nein, es ist keine Fabel, und diese Steine sind keine todten Massen. Sie reden mit feurigen Zungen von der großen deutschen Nation, die, einig und gläubig, ihren Willen an eine Idee gesetzt. Und auf diesem Denkmal, das mein Volk, stark und einig, in vielen Jahrhunderten erbaut, soll der Hahn der Gallier fortfrähen?

Gestügelt sind die Geister der Nationen. Frei hat sie Gott gegeben. Auf ihre Gefahr können sie Jegliches versuchen. Der Tag wird kommen, wo der starke deutsche Adler kampfmuthig die Schwingen schlägt, zurückzufordern, was man ihm geraubt und was unsere Fürsten dem Räuber ließen. Wer dürfte den Versuch Frevel nennen, zurückzuerlangen ein Eigenthum, das man uns stahl? wer uns hindern, Gebrauch zu machen von unserm unveräußerlichen Recht? Freilich wird es Zeit bedürfen. Ungahr und unklar ist noch das junge Selbstbewußtsein in den Massen, das Morsche, Abgestor-

lene ist noch nicht überall abgestoßen und das neue Leben hat sich noch aus dem Todeskampfe des Alten fest zu gestalten. Es ist noch ein Zischen und Streiten, ein Bilden und Zerstören da und dort; Chaotisches könnte man es nennen, wenn nicht der Zug und Trieb der innern Kräfte, die unsern Gestaltungsdrang beleben, ein festes Ziel verriethen. Aber wenn erst deutsches Volk in seinem Gebilde das rechte Maß getroffen hat, dann wird auch der Trieb, alles Deutsche zu Deutschland wieder zu einigen, allwärts bis an die Grenze verfolgt werden, wo der letzte deutsche Laut vernommen wird, und Meister Erwins deutsches Gotteshaus wird wieder ein Gotteshaus in Deutschland werden.

Auf eisernem Pfade denke ich mich vom Dämon Dampf im Fluge durch die Gauen des schönen Badener Landes geführt. Auf dem Stationshofe bei Kehl verlasse ich den bequemen Sitz und, meinen Reisefackel an der Hand, wandere ich hinüber gen Straßburg. Kehl, einst eine starke Festung, die für das Reich, nach dem Verluste der Pfalz, ein Schild gegen Frankreich gewesen, hat jetzt das Ansehen eines offenen Dorfs. Von den Franzosen wohl ein duzend Mal belagert, bombardirt, erobert, erstürmt und der Erde gleich gemacht, ist es zuletzt ein offenes Thor geblieben, durch welches die Straßburger Garnison jeden Tag, wenn sie Lust hat, uns einen Besuch in Karlsruhe oder Heidelberg abstaten kann. Bei'm Anblick dieser gänzlichen Schutzlosigkeit Deutschlands auf seinem wichtigsten und verletzbarsten Punkte erscheint mir der deutsche Bundesfestungsbau in Rastadt und Ulm wie eine Parodie. Zwar hat Germersheim etnige Befestigungen: aber gegenüber den furchtbaren Rinten Straßburgs, — jenen Mauerkronen und Zinnen, auf welche das deutsche Volk einst mit Stolz hinblickte, jetzt aber nur gesenkten Auges hinschaut, wie ein Jeremias auf die Trümmer seines Tempels, — gemahnen sie mir, wie ein Zwerg gegen Giganten.

Vor Straßburg theilt sich der Rhein in zwei Arme, welche ein Eiland umschließen, das die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bildet. Hier steht das Gebäude des französischen Mauthamts, berüchtigt und verhasst wegen der Plackereien, die hier verübt werden, bei der ganzen Reise welt. In geringer Entfernung von diesem Tempel der Zöllner und Sündler ragt Desaix's Denkmal, von Tranerweiden umschattet und mit der Aufschrift: Desaix die Rheinarmeen. Welche Gegensätze der Vergangenheit und Gegenwart rufen die paar Worte in die Erinnerung! Von dem Eiland führen zwei Schiffbrücken hinüber nach der wohlverwahrten Pforte Frankreichs, der Straßburger Citabelle. Vaubans Befestigungs-genie hat da Unglaubliches geleistet.

Jenseits der Citabelle entfaltet die Stadt selbst, mehr ernst, als heiter, ihre dunkeln Häusermassen mit den zahlreichen Thürmen. Obschon fast

zwei Jahrhunderte lang abgerissen von dem Boden, in welchem sein ganzes Geschichtleben wurzelt mit allen seinen äußern Zeichen, — den großartigen Denkmälern der alten Kunst und deutscher Herrlichkeit, — hat es sein Gesicht doch noch nicht im Mindesten geändert: es ist das alte, deutsche Straßburg geblieben, wie es zu Erwins und Guttenbergs Zeiten gewesen, und auch die Physiognomie des Volks ist noch durchaus deutsch, so sehr auch die Fremdherrschaft bemüht gewesen, daran zu fälschen und zu ändern. Die frische, unverdorbene, germanische Kraft im Volksscharakter des Pfälzers und Elsassers hat immer ein Gegengewicht gegen alle Bestrebungen der Herrschaft zum Aufsprießen eines fremden Volksthum in die Waagschale gelegt. Ihr innerer Kern blieb unverfälscht deutsch, und zwei Jahrhunderte der Reibung haben die scharf ausgeprägte Nationalität nicht verwischt. Das deutsche Element, weit entfernt, abgestorben zu sein, treibt im Gegentheil mit jedem Jahre frische Blüten, es reißt wieder zum Selbstbewußtsein und verjüngt seine Kraft. Das Wesen der Zeit, was jetzt in Deutschland alle Geister erwärmt, das wird auch im Elßaß empfunden, und was uns diesseits ein Symbol geworden, wird auch jenseits verstanden. Man ahnet, daß, wie auch die Gegenwart sei, der Vergangenheit ihr Recht behalten werden müsse, und die Idee des Alterthums, welche die große Gemeinschaft der Deutschen als ein Reich ausprägt, verjüngt in die kommenden Zeiten treten müsse. Diese Ahnung, welche die Masse instinkartig bewegt, will, weil historisch, geehrt und geachtet sein, und wird, wenn sie in eine selbstbewußte Anschauung übergegangen ist, nach dem gemeinen Gang der Dinge, einst das Aeußerste wagen, um jedes abgerissene Glied wieder zum organischen Ganzen zu fügen. Aber damit dieß geschehen könne, müssen wir selbst erst ein frisches, grünendes, durch alle Triebe gekräftigtes Leben gewonnen haben, wir müssen zusammengewachsen sein in einen Volksbund. Nicht zusammengehalten muß dieser sein durch ein bloßes Pergamentband, sondern durch einen der germanischen Volksnatur eigenthümlichen Organismus, dessen Theile sich wechselseitig kräftigen und beleben, erhalten und lieben, ernähren und begeistern, und so jenes in sich geschlossene freithätige Ganze bilden, das mir als das erreichbare Ideal vom Staate vor Augen schwebt. — Hoffen wir, daß es dahin komme, helfen wir dazu, Jeder nach seinen Mitteln, daß es so werde! —

Unter diesen Betrachtungen habe ich des französischen Straßburgs altdeutsche Straßen durchwandert — und ich stehe vor dem Münster. Welch ein Werk! — wie erhebt der Gedanke, daß es Menschen bauten! — Dieses Gotteshaus ist eine Messiasde mit Lapidarschrift vom deutschen Volke in dreihundertjähriger Begeisterung geschrieben. Die tausend und aber tausend Bildwerke, Statuen und Ornamente daran ranken sich wie die tausend und aber tausend Aeste und Zweige, Früchte und Blätter eines Eichbaums

zur Einheit empor, die das Ganze in sich beschloffen trägt. Nirgends hat hier das Einzelne Bestand in sich, es verliert sich willig an jenes Ganze, das alle Theile aus sich hervorgetrieben, so daß ein Jegliches in dem Andern sei und jeder Theil, der zum Organe des Allgemeinen wird, seine ganze Kraft erhalte. Im Münster sehe ich überall den großen Naturtypus der Germanen ausgeprägt, und ich erkenne in ihm das innerste Princip des deutschen einen großen Volksstaats wieder.

Als Bauwerk reiht sich der Münster unter die größten und erhabensten des Mittelalters. Wie auch der Geschmack und die Mode in der Kunst gewechselt, jederzeit hat es die Bewunderung des Beschauers erregt, von welcher Nation sie auch waren und zu welchem Glauben sie sich bekennen mochten. Ja, keine Feder ist vermögend, den Eindruck stark genug zu beschreiben, den der Anblick dieses Tempels auf den Betrachter ausübt.

Hat man den Eindruck des Ganzen in sich aufgenommen und geht dann auf die Prüfung der einzelnen Theile des riesengroßen Gebäudes über, so weiß man nicht, welchen man den Vorzug geben soll: ob der stolzen, mit der tiefsten Kenntniß vom Gleichgewicht der Massen entworfenen und mit größter, schmückender Sorgfalt aufgeführten Thurmpyramide, ob der Herrlichkeit der Konstruktion des Langhauses, des Kreuzesarms und Chors mit ihren so genial wie schön angeordneten Ornamenten, ob dem hohen Mittelschiff mit seinen Säulengallerien und großen, mit bemalten Scheiben gefüllten Fenstern, ob der wundervollen, mit bedeutungsvollen Skulpturen gezierten Kanzel, ob den mit reichdekorirten Gewölben und den Monumenten alter deutscher Kunst ausgestatteten Seitenkapellen, ob den drei, mit Bildsäulen und Schnitzwerk von Stein auf das reichste verzierten vorderen Portalen, ob den hohen und schlanken Bündelsäulen, welche die drei Kirchenschiffe trennen, ob der Vorhalle mit ihren Skulpturen, ob mehr der großartigen Anordnung des Aeußern oder des Innern, ob mehr der massenhaften, auf die Dauer von Jahrtausenden berechneten Konstruktion dieser Anlagen, oder der Kunst, welche sie alle geschmückt hat. Auch in dem nüchternsten, zur Skepsis am meisten geneigten Gemüthe kann kein Tadel aufkommen; kein Mensch verläßt den Wunderbau ohne den Gedanken: Gleiches siehst du auf Erden nicht wieder!

Das Material zu dem Münster ist ein blaßrother Sandstein. Das Gebäude nimmt eine Gesammtlänge von 343 par. Fuß ein; das in drei Schiffe getheilte Langhaus ist 114 Fuß weit; die Länge des Kreuzarms mißt 173 Fuß. Sein Flächenraum, 48,052 Quadratfuß, verhält sich zu dem der Peterskirche wie 1 zu $4\frac{1}{3}$. Zwei Reihen von Gewölben tragen die hohen Wände des Mittelschiffs und durch dieselben fällt das Licht ein mittelst 14 kolossalen Spitzbogenfenstern, welche, wie die Fenster mehrerer Seitenkapellen, durch wunderschöne Glasgemälde geschmückt werden. Außerdem beleuchten den kolossalen Tempel das große Rundfenster über

dem Hauptportale, 10 kleine Fenster und noch andere, welche über den zwei Seitenportalen an den Enden des Kreuzarms und im Chore angebracht sind. Unter dem Chore liegt die Grufkirche oder Krypta, gewöhnlich die Kapelle des heiligen Grabes genannt, und unter dieser ist die Schatzkammer zur Aufbewahrung des Kirchenschatzes angebracht. Letztere empfängt ihr Licht durch zwei Fenster, die sich an dem Kreuzarm öffnen.

Betrachten wir nun den Thurm. Die Fronte desselben wird durchbrochen von 3 großartigen, im deutschen Styl perspektivisch geordneten Pforten, die mit reichen Giebeln und vielen Skulpturen prangen. Alle Verhältnisse daran sind kolossal. Die Mittelpforte ist vorn 24 Fuß weit, ihre eigentliche Thüre hat 15 Fuß, die innere Oeffnung aber 27 Fuß Höhe. Die Seitenwände derselben sind mittelst Rundstäben in 5 große Hohlkehlen abgetheilt; nicht weniger als siebenzig größere und kleinere Statuen und Bildwerke schmücken die letztern und vor dem Mittelpfeiler steht Maria mit dem Christuskinde, das mit der Weltkugel spielt. Der feine, dunkle Sandstein aller dieser Bilder ist so gefärbt, daß sie wie von Erz gegossen aussehen. Leider sind jetzt viele restaurirt, manche wohl auch neu: denn der Vandalismus des Kriegs und der Revolution hat gar Vieles zerstört gehabt. Die Pforten selbst wurden 1343 mit Erztafeln belegt, deren Reliefdarstellungen die Bewunderung aller Zeiten waren: aber in der Revolution wurden sie — eingeschmolzen und zu Pfennigen vermünzt! Glücklicher waren die herrlichen Bildwerke von Stein über dem mittlern Eingange; sie sind wohl erhalten. Sie stellen das Abendmahl, die Gefangennehmung Jesu, die Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt vor. Auf ähnliche Weise, gar sinnig, sind die Nebenportale geschmückt, — Ornamente der reichsten Art ranken und gipfeln an der Thurmfaçade empor, Nischen bildend und umschließend, in welchen Bildsäulen von Helden, Hohenpriestern und Schriftgelehrten des alten Bundes, von Aposteln und heiligen Männern und Frauen, oder der Fürsten und Gesetzgeber des deutschen Volkes stehen. Unbewundert waren die kolossalen Equesterstaturen der fränkischen Könige Glodowig und Dagobert und Kaiser Rudolfs, des Habsburgers. Auch sie wurden von den bilderstürmenden Gleichheitsmännern herabgestürzt, und ihre Erneuerung gibt kaum eine Ahnung von dem, was sie ursprünglich gewesen. — Zur Plattform des Thurms, auf welcher der Wächter wohnt, führt eine kunstvolle Wendeltreppe von 329 Stufen. Von dieser Gallerie erhebt sich der eine der beiden projektierten Thürme vollendet in die Wolken — eine Pyramide, welche als ein Achteck mit stufenförmigen Absätzen äußerst künstlich und mit den edelsten Ornamenten aufgeführt ist. Sie endigt in einer Krone, aus welcher ein kolossales Kreuz emporstrebt, auf dessen Spitze ehemals die Statue der himmlischen Jungfrau gestanden. Aber schon 1488 hob man die vom Blitz getroffene herab und eine Steinplatte kam an ihre Stelle.

Goethe läßt sich über diesen Wunderbau also vernehmen: „Dem Meister galt es, Widersprüche zu vereinen; das Kolossale hier leicht und zierlich erscheinen zu lassen und, obschon tausendfach durchbrochen, ihren himmelanstrebenden Mauern doch den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit zu geben. Die Ausführung dieser Aufgabe war die schwerste; in ihr lag der Gipfel der Kunst: und der Meister hat sie auf das glücklichste gelöst. Die Oeffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besondern Charakter, der aus der eigenen Bestimmung hervortritt; daher Alles im gemäßen Sinn verziert ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann und so das Ungeheure im Ungeheuern sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspektivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis in's Unendliche an ihren Pfeilern und Spitzbögen verzierten Thüren, an das wunderherrliche Fenster und dessen aus der runden Form entspringende Kunstrose, an das Profil ihrer Stäbe, so wie an die schlanken Rohrsäulen der perpendikularen Abtheilungen. Man vergegenwärtige sich die stufenweise zurücktretenden Pfeiler, von schlanken, gleichfalls in die Höhe strebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig bestimmten, leichtsäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknopf und Blattreihe, oder als irgend ein anderes im Stein Sinn umgeformtes Naturgebilde erscheint.“

Die Baugeschichte des Münsters steigt bis in die Frühzeit der ersten Ausbreitung des Christenthums in den Römerstädten am Rhein hinab. Da wo ein Marstempel in dem alten Argentoratum der Triboker gestanden, baute Clodowig von 504 — 510 eine christliche Basilika. Das Langhaus derselben blieb bei dem neuen Hauptbau, welchen Pipin unternahm und Karl der Große fortsetzte und vollendete, stehen; und dieser Bau, byzantinischen Styls, mit seinen Gewölben aus leichten Luffsteinen, hat sich bei allen Metamorphosen, welche spätere Veränderungen, Brand und Verheerung seit fast anderthalb Jahrtausend brachten, bis auf den heutigen Tag erhalten. Nach der Erstürmung Straßburgs am 4. April 1002 durch Hermann, Herzog von Elsaß, wobei der größte Theil der Stadt in Flammen aufging, ward auch der Dom, bis auf das unverwüstliche Langhaus Clodowigs, eine Ruine. Bischof Wernher restaurirte ihn prächtig; aber kaum war er vollendet, so zündete ein Wetterstrahl das Dachgebälke des Thurms, und der herrliche Tempel ging abermals in Flammen auf. Da lief die Sage durch die deutschen Lande, der Teufel selbst habe das Feuer gelegt, und damit die Freude des Höllenfürsten nicht dauere, so steuerten Alle, reich und arm, zum schleunigen Neubau des Gotteshauses. So reichlich floß der goldene Strom, den der fromme Sinn nach Straßburg leitete, daß Bischof Wernher den Bau noch viel großartiger und prächtiger, als den frühern vornehmen konnte. Doch er starb lange vor der Vollendung, schon 1028. 30 Jahre später wurden

die Seitenschiffe überwölbt und der Anbau der Kapellen beschäftigte die Bauleute noch bis in's 13. Jahrhundert. Um 1269 war der Münster ganz ausgebaut; von der Kunst geschmückt, von Innen und Außen, stand er da, die große, sprechende That deutscher, einiger Frömmigkeit; aber noch fehlte dem Riesenwerk seine Krone; es hatte keine Thürme. Sie wurden der Gegenstand des dritten Hauptbaus — des schwierigsten — und er ist's, der am längsten gedauert. Der größte deutsche Baumeister seiner Zeit, Erwin von Steinbach, entwarf auf Bischof Konrad von Lichtenbergs Geheiß dazu den Plan. Die feierliche Grundlegung des ersten Steins geschah, nachdem der Rost vollendet war, am 25. Mai 1277.

Bischof Konrad schrieb dazu einen Ablass aus: — Jedem, der zu dem Thurmbau steuerte, sei es Geld, sei es Baumaterial, sei es Arbeit, sollten die Sünden vergeben sein, die geschehenen wie die zukünftigen, auf 40,000 Jahre. Da wurde das Pergament theuer in Germanien, denn jede Sündenquittung war auf Eselshaut geschrieben. Geld kam ein zu Hunderttausenden und das Feuer, welches der Ablasskrämer angezündet hatte, flammte nicht bloß von der Frömmigkeit, sondern auch von stolzem, deutschen Volksgefühl genährt, noch lange fort. Jahr aus Jahr ein kamen Tausende von Arbeitern hergewandert aus allen Gauen Deutschlands, ihre Arme ohne Lohn zum Thurmbau anzubieten und aus den fernsten Marken, aus Oesterreich sogar, kamen Fuhrleute, die unentgeltlich Materialien zum Bau herführten. Reiche Legate wurden zum Bau gestiftet, Fürsten und Herren sendeten Künstler, um auf ihre Kosten das große Werk zu schmücken und viele Klöster bestimmten den vierten Theil ihrer Einkünfte auf lange Jahre hinaus zur Förderung des Werks. Ein heftiges Erdbeben, welches Ende des 13. Jahrhunderts das ganze Elsaß in Schrecken setzte, konnte nur die Festigkeit des Baus beweisen; es warf in Straßburg Straßen ein, aber am Münster trat kein Stein aus seinen Fugen. Auch eine furchtbare Feuersbrunst, welche bald darauf, 1289, den Stadttheil rund um den Tempel in Asche legte, konnte nur einen Theil der Bedachung und die Baugerüste des Thurms verzehren, was Erwin noch in demselben Sommer wieder herstellte.

Erwin, der große Meister, starb, nachdem er den Thurm bis zur Dachfirste des Langhauses geführt hatte, und an seine Stelle trat sein Sohn Johann. Dieser setzte den Riesenbau fort bis zur Plattform, und starb 1339. Ihm folgte Johann Hülz und dessen Enkel, Hülz II., war der Vollender der Pyramide, 1439, an welchem Jahre er das kolossale Kreuz aufrichtete und auf dessen Spitze das Standbild der Maria stellte. Von der Grundsteinlegung an waren über anderthalb Jahrhundert vergangen, und während dieser langen Periode, die fünf Generationen verschlungen, hatten die Werkleute kein Jahr geruht.

Blitz und Wetter haben seitdem 4 Jahrhunderte lang an dem Wunderbau genagt; aber sie zeigten nur ihre Ohnmacht. Mehr als sechszig

Mal schlug der Blitz in den Münsterthurm, ohne ihn bedeutend zu beschädigen, und fünf Erdbeben haben an seinen Grundfesten umsonst gerüttelt. Was die Elemente nicht gekonnt, hat jedoch menschliche Nartheit gethan; sie hat verunstaltet, zerstört, verwüstet. Im 17. Jahrhundert, als die Fluth der Geschmacksverwilderung zu allen Tempelpforten herein brach, da wurden Altäre und Kapellen aus Erwin'scher Zeit mit unschätzbaren Denkmälern der Kunst abgerissen und entfernt, um Platz zu gewinnen für die abscheulichen, sinnlosen Dekorationen jener widerlichen Periode, welche man als das Jahrhundert Ludwigs XIV. bezeichnet. Der Todtengräber dieser Periode, die französische Revolution, sie, der die sociale Welt des Guten und Großen so unendlich viel verdankt, sie sogar erschien nur als Zerstörungsgengel im Dome von Straßburg: — denn, als ob die grandiose Herrlichkeit des Münsters in Widerspruch träte mit dem Princip der Gleichheit, trug man auf Abtragung der Thurmspitze des Tempels an und auf Entfernung seines letzten architektonischen und künstlerischen Schmucks. Dieser wahnsinnige Antrag fand Beifall. Bald erhoben sich Gerüste, um den Münster seiner Zierden zu entkleiden. Man zerschlug am großen Portal 15 der herrlichsten Bildsäulen, 70 in den perspectivischen Portalräumen angebrachte Bildwerke wurden ausgebrochen und zertrümmert, 80 Statuen aus ihren Nischen geworfen, die Engel von den Zinnen herabgestürzt, die vortrefflichen, kolossalen Bildsäulen der Apostel zerstört, von den bewundernten Equestralstatuen die drei schönsten mit Pulver zersprengt und unzählige Ornamente, Säulchen und Figuren ausgebrochen oder verstümmelt. Nicht weniger Kunstwerke gingen unter den Artschlägen und Brechstangen der bilderstürmenden Gleichheitsmänner im Innern des Münsters zu Grunde. Als die Vernunft wieder zu ihrem Rechte gekommen war, ist nun zwar von der französischen Regierung und der kirchlichen Behörde alles Mögliche geschehen, die schmachvolle Verstümmelung der kolossalsten That deutscher Baukunst durch geschickte Restauration zu verbergen; allein, was die neue Kunst an die Stelle der zerstörten gebracht hat, kann das Verlorene so wenig ersetzen, als die Kopie ein Raphael'sches Original. Aus diesen nachgebildeten Gestalten spricht nur zu häufig mehr der Dünkel ihrer Urheber als ihre Fähigkeit; die höhere Weihe gebricht ihnen, es fehlt ihnen der Funke der schaffenden Begeisterung.

Wir scheiden. Herb und zürnend blickt das Kreuz deines Münsters mich an, — hindeutend auf das deutsche Kleinod, das der Friede in Räubershand gelassen. Mein Trost ist: Was der Zeiten Lauf unvermeidlich herbeiführt, wird doch geschehen, und was die Vergangenheit nicht zurückzufordern wagte, wird die Zukunft uns in die Hände geben. Auch das weiß ich: auf freiwillige Erstattung dessen, was Recht und Billigkeit verlangen, dürfen wir nicht hoffen. Aber die Zeit kommt gewiß, wo Deutschlands Anspruch, wohl weniger durch der Fürsten Mund, als durch des Volkes Schwert, Geltung und Erfüllung fordern wird, und das Er=

gebuß kann nicht zweifelhaft sein. Wenn dann das deutsche Schwert zum zweiten Mal die Rheinbrücke schlägt und unser Recht im Rechte des Stärkern seine Kraft suchen wird, — so wird das fiebernde Europa die Zeit beklagen, wo man Alles das hätte leicht haben können, was dann nur die schwersten Opfer erringen mögen. War nicht die Nothwendigkeit der Wiedererstattung des Elsaßes schon 1813 an dem Gesichtskreis unserer Edelsten heraufgestiegen? Warum standen die Gewaltigen zagend, warum fehlte ihnen der frohe Muth, ihre Hand auszustrecken nach dem Geraubten? Wann der Tag gekommen, da die Elsaßfrage wie ein schwarzes Gewitter am Horizonte steht und die Zukunft bewegt und alle Geister aus der Tiefe des Volks heraufbeschwört: o dann, wie wird es sie gereuen!



